Paed. Pr. 3303

Digitized by Google

<36619211120015

<36619211120015

Bayer. Staatsbibliothek

Robinson

in

Auſtralien.

Ein Lehr- und Leſebuch

für gute Kinder.

von

Amalia Schoppe,

geborne Weiſe.

Heidelberg.
Verlagshandlung von Joſeph Engelmann.
1843.

Paed. pr. 3303

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

33

An meine jungen Leſer und Leſerinnen.

Hoffentlich, meine Geliebten, erzeuge ich Euch einen Gefallen mit dieſem neuen Robinſon; einmal, weil mir fortwährend von vielen lieben Kindern die Verſicherung gegeben wird, daß ſie meine Jugendſchriften gerne leſen; dann aber auch, weil der Titel viel Lockendes für Euch haben wird, indem gewiß Euer junges Herz bei dem Namen Robinſon höher ſchlägt. Ihr werdet alſo dieſes neue Buch Eurer Freundin mit geſpannter Erwartung in die Hände nehmen und Euch hoffentlich nicht in derſelben getäuſcht ſehen.

Mein Zweck war, als ich dieſen neuen Robinſon verfaßte, und in ihm die Schickſale eines zwar armen, aber ſinnigen und wackern Knaben mittheilte, Euch zugleich mit einem Welttheile bekannt zu machen, von dem ſelbſt viele gebildete Erwachſene noch wenig wiſſen: Ihr ſollt Auſtralien, den zuletzt entdeckten, nur noch mangelhaft erforſchten Welttheil, in ſeinem Clima, ſeinem Boden und Pflanzen- und Thierreiche näher kennen

lernen; und ſomit bitte ich Euch, mein Buch nicht bloß zur flüchtigen Unterhaltung, gleichſam um die Zeit, unſer Koſtbarſtes zu tödten, in die Hand zu nehmen, ſondern zugleich auch Belehrung, Bereicherung Eures Wiſſens, daraus zu ſchöpfen. Daß der Robinſon Euch nebenbei auf eine angenehme Weiſe unterhalten ſoll, glaube ich Euch verſprechen zu dürfen.

Zu dem doppelten Zwecke: zu bilden, zu belehren und Euch frohe Stunden zu bereiten, ſchrieb ich bisher alle meine Bücher, und da Euch die frühern immer willkommen waren, hoffe ich, wird es auch dieſes ſein.

Ich grüße Euch ſämmtlich mit dem Gruße inniger Liebe. Nicht mehr in dem großen, prächtigen Hamburg, nicht zwiſchen den Trümmerhaufen dieſer mir ewig theuren Stadt, ſondern in Jena, dem freundlichen Orte zwiſchen den Bergen, die das reizende Saalthal rings wie ein Rahmen umfaſſen, ſchrieb ich den Robinſon für Euch.

Der Geber alles Guten ſei mit Euch Allen, meine geliebten Kinder.

Jena, im October 1842.

Eure treugeſinnte

Amalia.

Digitized by Google

Der neue Robinſon.

Erſtes Kapitel.

Viele von Euch, meine geliebten Kinder, werden ſchon einmal von der großen Handelsſtadt Hamburg gehört haben. Sie liegt an einem herrlichen Fluſſe, der Elbe, die hier ſchon eine Meile breit und ihrem Einfluſſe in die nur zwölf Meilen von Hamburg entfernte Nordſee nahe iſt.

In dieſer großen Welt- und Handelsſtadt giebt es viele prächtige Paläſte, dagegen aber auch eine Menge enger Gaſſen und kleiner Häuſer; ja, ein Theil der Bevölkerung wohnt ſogar unter der Erde in ſogenannten Kellern, trüben, feuchten Wohnungen, in die das goldene Tageslicht nur ſpärlich fällt, weßhalb auch die Bewohner derſelben in der Regel bleich und kränklich ausſehen. Denn eben die Sonne, welche den duftigen Kelch der Roſe färbt, färbt auch die Wangen der Menſchen.

In einem dieſer Keller wohnte eine arme Wittwe mit ihrem einzigen Kinde, einem Sohne von etwa zwölf bis dreizehn Jahren. Sie hatte, ſeit dem Tode ihres Mannes, der ein Schiffscapitän geweſen war, einen kleinen Handel

angefangen, um ſich und ihren William — ſo hieß der Knabe — nothdürftig zu ernähren. Allein das Geſchäft ging ſeit einiger Zeit ſchlecht, da ſich in einem benachbarten Hauſe eine ähnliche Handlung, wie die der Wittwe Robinſon, etablirt hatte und dieſe ihr die Nahrung ſchmälerte. So ſah die arme Frau ſorgenvollen Tagen und ſchlafloſen Nächten entgegen, beſonders da es bereits gegen den Winter ging, wo der Menſch zu ſeinem Unterhalte mehr bedarf, als im Sommer.

Die Hülfe Anderer anzuſprechen, davor würde ſich Frau Robinſon geſchämt und weit lieber den bitterſten Hunger, als das demüthigende Gefühl ertragen haben, von der Gnade anderer Menſchen abhängig zu ſein. Denn ſie hatte einſt beſſere Tage geſehen und gehörte durch ihre Geburt einer Nation an, die ſich in der Regel durch einen edlen Stolz auszeichnet: Der engliſchen nämlich.

Ihr Vater war, wie ihr verſtorbener Mann, ein Schiffscapitain geweſen und zwar ein ſo erfahrener, geſchickter, daß ein bedeutendes Handlungshaus, das Rhederei trieb, ihn von England berief und ihm ſein beſtes Schiff, die Fortuna, zur Führung anvertraute. Damit ſegelte dann der Capitain Elliot — ſo hieß Frau Robinſons Vater — durch alle Meere und führte von allen Welttheilen die koſtbarſten Waaren in den Hafen von Hamburg. Er galt nicht nur für einen ſtreng rechtlichen Mann, ſondern er war es in der That: denn ſtatt ſich ſelbſt zu bereichern, wie ſo Manche es in ſeiner Lage gethan haben würden, dachte er nur an den Vortheil ſeiner Rheder, das will ſagen, der Kaufleute, deren Schiff er führte, und ſo kam es, daß, als

er ſtarb, er ſeiner einzigen, bereits mit einem ihm befreundeten Schiffscapitain verheiratheten Tochter kaum mehr hinterließ, als einen unbefleckten Namen und den Ruf eines durchaus redlichen und geſchickten Mannes.

Mit dieſem Erbtheile war aber ſowohl ſeine Tochter Anna, als auch deren Mann, der wackere Schiffscapitain Robinſon, völlig zufrieden; mit Recht ſagten Beide, daß ein guter Leumund das erſte und köſtlichſte aller Güter ſei.

Der Ruf von ſtrenger Redlichkeit, den ſich Capitain Elliot erworben hatte, kam auch ſeinem Schwiegerſohne Robinſon zu Gute; denn kaum hatte Elliot, in Folge einer langwierigen Krankheit, ſeine Augen geſchloſſen, ſo trugen die Rheder der Fortuna ſeinem Schwiegerſohn die Führung des herrlichen Schiffes an. Mit Recht ſchloß man, daß der ein Biedermann ſein müſſe, dem Capitain Elliot ſeinen beſten Schatz, die einzige geliebte Tochter, zum Eigenthume gegeben hatte.

So ſtand alſo Capitain Robinſon nach dem Tode ſeines Schwiegervaters als Befehlshaber und Führer auf dem Verdeck der Fortuna und zwar unter noch günſtigeren Ausſichten, als der wackere Elliot: die Rheder hatten ihm einen Antheil an dem Gewinne zugeſagt und wenn die Geſchäfte nur einigermaßen gingen, ſo konnte der junge Capitain in einigen Jahren ein wohlhabender Mann ſein.

Daß er das werden würde, dazu hatte es den beſten Anſchein. Er brachte zu einer ſehr gelegenen Zeit eine Ladung Gewürze von den molukkiſchen Inſeln bei Aſien und der Gewinn war für die Rheder ſo bedeutend, daß eine Summe von 10,000 Mark, etwa 4000 Thaler preußiſch

für den thätigen und umſichtigen Robinſon abfiel. Dieſes Vermögen vermehrte ſich noch im Laufe einiger Jahre und man durfte glauben, daß unſer Capitain binnen Kurzem ein reicher Mann ſein würde.

Wenn ihm dieſe Ausſicht eine erfreuliche war, ſo war dies mehr um ſeine liebe Frau und ſein einziges Söhnchen William, als weil er den Reichthum an und für ſich ſchätzte. Dieſen beiden Geliebten eine angenehme, ſorgenloſe Exiſtenz verſchaffen zu können, der Gedanke war es, der ſeine Seele mit Freude erfüllte und ihn ohne Murren den größeſten Gefahren trotzen ließ.

So hatte Robinſon ſchon fünf bis ſechs Reiſen mit der Fortuna gemacht und auf jeder derſelben bedeutende Vortheile für die Rheder und ſich ſelbſt erzielt, als der Vorſteher des Hauſes, ein eben ſo braver als geſchickter und vorſichtiger Kaufmann, ſtarb. Zwei Söhne, die zum Kaufmannsſtande erzogen worden waren, erbten ſein Vermögen und ſeine weltberühmte Handlung. Allein des Vaters Geiſt ruhte nicht auf ihnen: ſie wollten noch reicher werden, als ſie ohnehin ſchon waren, ließen ſich auf große Speculationen ein und, da dieſe mißglückten, ſahen ſie ſich nach Verlauf einiger Jahre um all ihr Erbgut gebracht. Ihnen blieb faſt nichts mehr übrig, als die Fortuna, das ſeither vom Capitain Robinſon geführte Schiff.

Aber auch dieſes Beſitzthum war im Grunde nur noch ein eingebildetes; denn die Fortuna war durch die Reihe von Jahren, die ſie See gehalten hatte, ſo morſch und ſchadhaft geworden, daß Capitain Robinſon erklärte: es hieße das Leben ſeiner Matroſen und ſein eigenes auf's Spiel

ſetzen, wenn er noch eine Reiſe damit machte, und aus dieſem Grunde verweigerte er es geradehin.

Man kann ſich vorſtellen, wie ungelegen eine ſolche Erklärung den beiden jungen Rhedern kam, beſonders in dieſem Augenblick, wo ſie faſt ihre letzte Hoffnung auf die Fortuna geſetzt hatten. Sie ließen auch nicht mit Bitten und Vorſtellungen nach, bis ſie Robinſon dahin vermocht hatten, noch eine Reiſe mit der Fortuna zu machen, nachdem dieſe nothdürftig ausgebeſſert worden war.

Es war ein ſehr trüber Abend, als der Capitain Abſchied von ſeiner lieben Anna und ſeinem Söhnchen William nahm, um ſich an den Bord der Fortuna zu begeben. Zum erſten Male in ſeinem Leben empfand er eine Anwandlung von Furcht; zum erſten Male, ſeitdem er in das Mannesalter getreten, drängte ſich ihm eine Thräne zwiſchen die Wimpern, als er ſeine Frau und ſein Kind umarmte, indem er Abſchied von ihnen nahm. Auch ſie konnten ſich diesmal nicht von ihm losreißen; auch ſie hingen laut ſchluchzend an ſeinem Halſe und bedeckten ihn mit ihren Thränen und Küſſen: allen dreien war, als gälte es einen Abſchied auf immer.

Aber es mußte doch geſchieden ſein und früh am andern Morgen, mit Anbruch des Tages, ſegelte die Fortuna die Elbe hinab. Ein friſcher Oſtwind ſchwellte ihre weißen Segel und da ſich die Ebbe mit dem günſtigen Winde vereinte, erreichte die Fortuna ſchon nach wenigen Stunden die Nordſee bei Curhafen. An dieſem Orte nahm Capitain Robinſon, wie es gebräuchlich iſt, Lootſen an Bord, die ihn

durch die gefährlichen Stellen bis in die offene See führen mußten, wo er ſelbſt ſein Schiff zu lenken verſtand.

Da es unter meinen lieben jungen Leſern und Leſerinnen gewiß viele gibt, die nicht wiſſen, was Lootſen für Leute ſind, will ich es ihnen erklären. Man benennt Männer mit dieſem Namen, die eine ſo vollkommene Kenntniß des Fahrwaſſers haben, daß ſie die Tiefen, Klippen und Sandbänke auf das Genaueſte kennen. Solcher Hinderniſſe für die Schifffahrt gibt es nun am meiſten an der Mündung der Flüſſe, weßhalb man an ſolchen Orten gewöhnlich Lootſen annimmt, um keinen Schaden zu leiden. Iſt man aber über die gefährlichen Stellen hinaus, ſo beſteigen die Lootſen ihr an das große Seeſchiff angehängtes kleineres Fahrzeug und kehren in den Hafen zurück.

Das thaten auch die Lootſen der Fortuna. Beim Scheiden händigte Capitain Robinſon denſelben noch einen Brief an ſeine liebe Frau mit dem Befehl ein, ihn in Curhafen auf die Poſt zu geben, und er kam der Madame Robinſon auch richtig zu Händen. Ach! er ſollte das letzte Lebenszeichen ſein, das die arme Frau von ihrem geliebten Manne erhielt!

Zwar war die Fortuna noch in dem Hafen von Vera Cruz eingelaufen und hatte daſelbſt eine Ladung an Bord genommen, mit der Robinſon nach Hamburg zurückkehren wollte; allein ſeit dem Augenblick, wo man die Fortuna von dieſem Hafen aus dem Geſichte verlor, wurde nichts weiter von ihr geſehen noch gehört. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war alſo das Schiff geſunken, indem es, alt und morſch wie es war, zu viel Waſſer geſchöpft hatte.

So vergingen ſechs Monate, ohne daß Frau Robinſon etwas von ihrem lieben Manne, die Rheder etwas von der Fortuna hörten und jetzt fing man an, ſich erſt leiſen, dann immer heftigeren Beſorgniſſen hinzugeben. Endlich waren neun Monate, dann ein rundes Jahr verſtrichen und die Fortuna war noch immer nicht in den Hafen eingelaufen. Da konnte die arme Frau nicht länger an ihrem Unglück zweifeln: ihr geliebter Mann war auf der See geblieben und ſie ſollte ihn nie wieder ſehen!

Ihr Schmerz war grenzenlos und ſie brachte Tag und Nacht faſt nur mit Weinen zu. Ihr einziger Troſt war der kleine William, der ganz das Ebenbild ſeines guten Vaters und ein ſchöner, freundlicher Knabe war. Wenn er die Mutter weinen ſah, umſchlang er ihren Hals mit ſeinen beiden Aermchen und bat: „Gute Mutter, weine doch nicht! Ich will auch ganz artig ſein und Dir und dem lieben Vater keinen Kummer machen!“ Wenn er aber das ſagte, dann weinte die Mutter noch heftiger und er endlich mit ihr.

In einem alten Sprüchwort heißt es: „Ein Unglück kommt ſelten allein.“ Dieſer Spruch ſchien ſich auch an Frau Robinſon bewähren zu wollen. Ein Jahr war kaum ſeit dem Verſchwinden ihres Gatten dahingefloſſen, ſo erklärten die jungen Kaufleute, denen die Fortuna zugehört hatte, daß ſie ihren Gläubigern nicht gerecht werden, das heißt, ihre Schulden nicht bezahlen könnten. Eine ſolche Erklärung heißt man *bancerott* machen. Das Wort ſtammt aus dem Italieniſchen von Banca rotta — zerbrochenen Bank — her, indem es in Genua Gebrauch

war, den Kaufleuten, die nicht bezahlen konnten, zum Schimpfe die Zahlbank zu zerſchlagen oder zu zerbrechen.

Einen ſolchen Bancerott machten nun die jungen Kaufleute und da der Kapitain Robinſon ihnen all ſein erworbenes Geld anvertraut hatte, ging es mit verloren. Frau Robinſon erhielt von dem Vielen, das man ihr ſchuldete, nur eine ſehr geringe Summe ausbezahlt und von dieſer war ſchon nach einem Jahre kein Heller mehr übrig, da die Arme durch den erlittenen großen Kummer in eine ſchwere Krankheit verfallen war, die ihre letzten Hülfsmittel aufzehrte.

Endlich durch die Hülfe der Aerzte von dieſer Krankheit wieder geneſen, ſah ſich die arme Frau aller Hülfsmittel für ihre eigene und ihres Kindes Exiſtenz beraubt. Sie mußte alſo darauf denken, durch Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen und ſo ſuchte ſie eine ihren Kräften und Fähigkeiten angemeſſene Beſchäftigung. Man kam ihren Wünſchen freundlich entgegen und gab ihr feine Wäſche zum Nähen. Sie verrichtete dieſe Arbeit eine Zeitlang mit großem Fleiße und der ihr eigenthümlichen Pünktlichkeit; allein zu ihrem nicht geringen Erſchrecken entdeckte ſie, daß ihre Augen nicht mehr recht dienen wollten und ſie ſie theils durch das viele Weinen, theils durch die feine die Sehkraft allzuſehr anſtrengende Arbeit gänzlich verdorben hatte. Sie befragte jetzt einen Arzt und dieſer erklärte ihr, daß, wenn ſie nicht gänzlich erblinden wolle, ſie die feine Arbeit ganz aufgeben und eine andere Lebensweiſe ergreifen müſſe.

„Wovon ſoll ich aber?“ rief die arme Frau bei dieſer Erklärung im höchſten Grade erſchrocken aus, „mich

und mein armes Kind in Zukunft ernähren? Sie werden wiſſen, lieber Herr Doktor," fügte ſie mit einem ſchweren Seufzer hinzu, „daß ich meinen geliebten Mann und zu gleicher Zeit auch das von ihm erworbene Vermögen verloren habe, folglich durch Arbeiten Brod für mein Kind und mich erwerben muß."

„Wohl weiß ich das, liebe Madame Robinſon," erwiederte ihr der Arzt, der ein vortrefflicher Mann und ein wahrer Menſchenfreund war; aber ich muß trotz dem bei meinem Ausſpruche beharren und Sie dringend ermahnen, für die Folge ihres Lebens allen feinen, die Augen anſtrengenden Arbeiten zu entſagen."

„So würde mir nichts weiter übrig bleiben, als mein Kind an die Hand zu nehmen und von Haus zu Haus betteln zu gehen," ſagte ſie, indem ein Strom von Thränen ihr über die bleichen Wangen ſchoß, „und das Herr Doktor, vermöchte ich nicht. Lieber ſterben, als betteln!"

„Kommen Sie morgen um dieſelbe Stunde wieder zu mir," ſagte der Arzt nach einem kurzen Nachdenken. „Ich will die Sache mit meiner Frau überlegen; ſie iſt wohlmeinend und verſtändig; ich hoffe, ſie wird uns irgend einen Ausweg zeigen können, und was an mir liegt, ſo können Sie auf mich rechnen; ſo weit es meine Kräfte erlauben, will ich Ihnen beiſtehen. Ich bin leider noch ein junger Arzt und beſitze kein eigenes Vermögen; auch iſt meine Praxis noch klein, ſonſt würde ich gewiß mehr thun, als ich jetzt werde thun können. Sorgen Sie indeß weder für die Bezahlung meiner ärztlichen Bemühungen, noch für die Medi-

ein und wenden Sie die Ihnen von mir verſchriebenen Medicamente ſorgfältig an.

Er reichte ihr bei dieſen Worten zum Abſchiede die Hand und die arme, grambeladene Frau kehrte in ihre beſcheidene Wohnung zurück. Am andern Morgen war ſie wieder bei ihrem zur Hülfe willigen Freunde. Dieſer ſchien ſie ſchon erwartet zu haben und führte ſie zu ſeiner Frau, die ſie zu ſich auf den Sopha lud und ſie auf das Liebevollſte und Zuvorkommendſte empfing. Gute und gefühlvolle Menſchen ſind ſtets am höflichſten gegen Unglückliche; niedere Seelen dagegen kriechen vor Reichthum, Anſehen und Macht. Wenn ich Perſonen hart und unhöflich mit Leidenden, in ihrem Vermögen Heruntergekommenen umgehen ſehe, dann habe ich gleich keine gute Meinung weder von ihrem Herzen, noch von ihrem Verſtande.

„Meine liebe Madame Robinſon," ſagte die treffliche Frau, indem ſie ihr die Hand reichte, mit jener herzgewinnenden Freundlichkeit, die Leidenden ſo wohl thut, „mein guter Mann hat mir von Ihnen und Ihrem unverſchuldeten Leiden erzählt, indem er mich zugleich aufforderte, Ihnen nach Kräften mit Rath und That zu Hülfe zu kommen. Nach längerem Nachſinnen iſt mir ein Ausweg eingefallen. Da drüben," — ſie wies auf ein gegenüberliegendes Häuschen — „wohnte eine Frau, die ſich lange Zeit hindurch anſtändig durch den Verkauf von Südfrüchten und allerlei Eingemachtem ernährte. Es war freilich bei dem kleinen Handel nicht viel übrig; allein er ſchützte die Frau gegen Mangel und Sorge. Seit wenigen Tagen iſt ſie geſtorben und das Häuschen ſteht zur Miethe. Wenn Sie wollen,

miethen **wir** es für Sie — der ſehr geizige Hauswirth würde es wohl ſchwerlich ohne eine genügende Bürgſchaft an **Sie** vermiethen — und ſtrecken Ihnen ein Sümmchen zum Ankaufe der nöthigen Artikel vor. Auf dieſe Weiſe, ſo ſcheint es mir, würden Sie das Nothwendige erwerben können, ohne Ihre armen Augen noch ferner anzuſtrengen. Was ſagen Sie zu dieſem Vorſchlage?"

Die gute Frau Robinſon glaubte die Stimme eines Engels zu hören, als ſie dieſe Worte vernahm. Es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie der trefflichen Frau zu Füßen gefallen, um ihr zu danken, wie es ihr Herz ihr gebot; ſie hatte kaum Worte, nur Thränen.

„Nicht wahr," fragte ihre Wohlthäterin gerührt, „nicht wahr, Sie gehen auf meinen Vorſchlag ein und mein Mann macht noch heute die Sache mit dem Hauswirthe richtig, damit uns kein Anderer zuvorkomme?"

„O, wenn Sie die Güte haben wollten!" ſtammelte Frau Robinſon, indem ſie die Hände der Trefflichen ergriff. Sie wollte mehr ſagen, vermochte es aber vor Rührung nicht.

„Die Sache iſt ſo gut wie abgemacht," entgegnete ihr dieſe, „und jetzt, ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich, regen Sie ſich nicht zu ſehr auf," fügte ſie liebevoll hinzu; „mein Mann behauptet, daß Sie ſolche Gemüthsbewegungen nicht gut ertragen können, und namentlich Ihren Augen dadurch ſchaden würden."

Frau Robinſon ging jetzt und ſchon nach acht Tagen bezog ſie mit ihrem lieben William die neue Wohnung und trat ihr neues Geſchäft an.

Zweites Kapitel.

Drei Jahre hindurch verlebte Frau Robinſon, wenn auch nicht in Glück und Freude — denn noch immer konnte ſie ſich nicht über den Verluſt ihres Mannes tröſten — doch in Friede und ohne allzuſchwere Sorge in dem ihr von dem wackern Arzte gemietheten Hauſe. Das Geſchäft war leicht und nicht eben unangenehm und William, der jetzt zwölf Jahre alt geworden war, ging ihr in ſeinen Mußeſtunden ſo wacker dabei zur Hand, als wäre er noch einmal ſo alt geweſen. Er war ein überaus ſinniger und verſtändiger Knabe, der auf Alles Acht gab und ſchnell dieſen und jenen ihm gezeigten Handgriff begriff. In der Schule, die er faſt unausgeſetzt beſuchte — ſo wollte es ſeine verſtändige Mutter — liebten ihn die Lehrer und ſeine Mitſchüler, weil er gegen erſtere ſtets ehrerbietig, gegen die letzteren hülfreich und freundlich war. Man konnte ihn freilich nicht eben einen großen Kopf nennen, und ein Licht der Gelehrſamkeit würde wohl ſchwerlich, ſelbſt bei dem beſten Unterrichte, aus ihm geworden ſein; allein er war fleißig, ſinnig und ein höchſt verſtändiger Knabe, der zu mechaniſchen Arbeiten eine große Neigung hatte; auch wollte er, wie er ſagte, entweder ein Tiſchler oder Drechsler werden und die Mutter hatte nichts dagegen, daß er ein Handwerk ergriffe.

Die edle Familie, welche ſich der Frau Robinſon in der Zeit ihrer Noth ſo menſchenfreundlich angenommen, hatte indeß ſeit länger denn einem Jahre Hamburg verlaſſen, indem der junge Arzt einem ehrenvollen Rufe nach Rußland folgte,

wo er bei der Armee als Stabsarzt angeſtellt wurde. Er hatte nämlich das Glück gehabt, einem reiſenden, ſehr reichen und vornehmen Ruſſen, einem Prinzen, durch ſeine große Geſchicklichkeit und Sorgfalt das Leben zu retten. Als dieſer heimgekehrt war, empfahl er dem Kaiſer ſeinen Erretter ſo dringend, daß man den geſchickten Mann unter den glänzendſten Bedingungen nach Rußland berief, wo er in der Folge eben ſo reich als angeſehen wurde.

Durch dieſen Zufall hatte Frau Robinſon ihre großmüthigen Beſchützer verloren, und ſo glücklich es für dieſe war, ſo unglücklich war er für die arme Frau. Kurz nach der Abreiſe der Beiden fiel es einem Speculanten ein, die kleinen Häuſer, wovon Frau Robinſon das eine bewohnte, zu kaufen, ſie bis auf den Grund niederreißen und an deren Stelle große, prachtvolle Häuſer erbauen zu laſſen, und da er dem Beſitzer der kleinen Wohnungen eine anſehnliche Summe bot, war man des Handels bald einig. Frau Robinſon mußte alſo ihre bisherige Wohnung, in der es ihr ſo wohl ergangen war, verlaſſen und ſich nach einer andern umſehen. Da ſie in der Gegend als eine redliche und zuverläſſige Frau bekannt war und fürchten mußte, ihre Kundſchaft zu verlieren, wenn ſie in einen andern Theil der ſehr großen Stadt zöge, ſah ſie ſich in der Nähe ihrer bisherigen Wohnung nach einer andern um. Allein die Häuſer waren zum Theil ſo groß und die Miethe ſo theuer, daß ihr endlich nichts weiter übrig blieb, als einen eben frei werdenden Keller zu miethen.

Dies war ein enger, trauriger und düſterer Aufenthalt; nur auf wenige Augenblicke fiel ein Sonnenſtrahl in das

kleine, dumpfe Stübchen und die noch kleinere Schlafſtätte entbehrte ſogar gänzlich des lieben Tageslichts. Indeß mußte man ſich doch noch glücklich ſchätzen, dieſe Wohnung um einen mäßigen Preis erſtanden zu haben und Williams Umſicht und Liebe wußte ſie zu verſchönern.

An Sparſamkeit von Jugend auf gewöhnt, hatte er alle ſeine Schulhefte aufgehoben und beklebte mit dem dadurch gewonnenen Papier die nur mit Kalk beworfenen Wände. Als er damit fertig und alles gehörig getrocknet war, verſchaffte er ſich Farbe und einen Malerpinſel und ſtrich die Papierwände ſo eben und gut mit einer hellen Farbe an, daß das Ganze wirklich ein recht freundliches Anſehen gewann. Dann zog er auch vor dem kleinen Fenſter des Stübchens eine Menge Blumen, die er ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Da er bei Allen beliebt war, gab ihm bald dieſer, bald jener ſeiner Mitſchüler ein hübſches Pflänzchen oder auch nur einen Abſenker und er verſtand es ſo zu hegen und zu pflegen, daß es in kurzer Zeit freudig emporwuchs und Stengel, Blüthen und Blumen trieb. So oft er eine Stunde Zeit hatte, beſchäftigte er ſich mit ſeinen Blumen, trug ſie ins Freie hinaus, begoß und putzte ſie und hatte ſeine herzinnige Freude daran, wenn die Blicke ſeiner lieben Mutter mit Wohlgefallen darauf ruhten.

An dieſem Orte verlebte man ſo noch ein Jahr und es ſchien, als ob das Schickſal müde geworden ſei, die arme Frau Robinſon zu verfolgen. Die alten Kunden blieben ihr getreu und der kleine Handel ging ganz ſo gut, wie vorher. Da, als man ſich deſſen nicht verſah, miethete einer der erſten Fruchthändler der Stadt, ein Mann, der bereits

durch dieſen Handel reich geworden war, eins der neu erbauten Häuſer und etablirte ſich in demſelben, indem er einen Gehülfen hineinſetzte. Alle nur erdenklichen Früchte und die Leckereien aller Zonen und Welttheile wurden hinter Spiegelfenſtern zur Schau ausgeſtellt; in kryſtallenen Gefäßen ſchwammen Forellen und Goldfiſche; hier glühten Orangen, Citronen und Apfelſinen; dort dufteten Ananaſſe, Melonen und Granatäpfel; von den köſtlichſten Trauben waren Guirlanden gebildet, Käſe ſtanden da in Ananasform; Kaſtanien, Roſienen, Mandeln u. ſ. w. bildeten den Hintergrund; kurz, Alles was nur Auge und Gaumen reizen konnte, war da und in der größeſten Fülle.

Wie armſelig nahm ſich dagegen der Keller der Frau Robinſon aus! Auch ſah Keiner mehr auf denſelben nieder, ſondern die Blicke aller Vorübergehenden wendeten ſich auf das großartige Etabliſſement in dem ſchönen Hauſe; Alles ſtrömte dahin, während der Keller faſt gänzlich verödete.

Dies war ein furchtbarer Schlag für die Vielgeprüfte und hätte ſie nicht Gott im Herzen gehabt, nicht ihm vertraut, ſo würde ſie dieſem neuen Unglücke vielleicht erlegen ſein. Sie aber wandte Herz und Auge zum Himmel empor und ſagte: „Herr, in Deine Hände lege ich mein Geſchick: Du wirſt wiſſen, wozu mir dieſe neue Prüfung nütz iſt und Dein Kind nicht allzuſehr prüfen. Dein heiliger Wille geſchehe im Himmel, wie auf Erden. Amen!“

Trotz dieſes frommen, unerſchütterlichen Vertrauens zu ihrem himmliſchen Vater trat ihr aber doch eine Thräne in das Auge, wenn ſie an die Zukunft ihres lieben Williams dachte. Denn die Zeit war nahe, wo er zu einem Meiſter

in die Lehre gethan werden mußte und dazu war vor allen Dingen Geld erforderlich. Woher aber dieſes nehmen, da der Erwerb ſo ſchmal geworden, daß man an manchen Tagen ſich kaum an trockenem Brode ſatt eſſen konnte? Wenn man den Keller hätte verlaſſen und in einem andern Theile der Stadt eine andere Wohnung miethen können, ſo wäre vielleicht noch alles gut gegangen; allein das konnte man nicht, da man, in der Furcht, vielleicht von dem Hauswirthe in der Miethe aufgetrieben zu werden, den Keller auf Contract, das heißt, auf mehrere Jahre gemiethet hatte. Man mußte alſo bleiben, wo man war und ſeinem völligen Ruin entgegenſehen.

So ſtanden die Sachen, als der Fruchthändler, welcher das große Haus gemiethet hatte, zur nicht geringen Verwunderung der Frau Robinſon an einem Morgen zu ihr eintrat und ſie fragte; ob ſie geneigt ſei, ſeinem Geſchäfte vorzuſtehen? wofür er ihr eine billige Vergütung geben, auch die Miethe für den Keller auf ſich nehmen wolle.

Zu dieſer Anfrage wurde er durch den Umſtand veranlaßt, daß er entdeckt hatte, wie der von ihm eingeſetzte Gehülfe ihn um bedeutende Summen betrogen. Er mußte ihn alſo aus dem Dienſte jagen und ſich nach einer redlichen, auch mit dem Geſchäfte vertrauten Perſon umſehen. Man ſchlug ihm dazu Frau Robinſon vor, deren Charakter man ihm ſehr rühmte, und da ſie überdieß dieſe Art von Handel kannte, ſtand er nicht an, auf ſie zu reflectiren.

Ein ſolcher Vorſchlag war nicht zu verachten; allein der hinkende Bote kam nach: Herr Berger — ſo hieß der große Fruchthändler — forderte von Frau Robinſon, daß

ſie ſich ſchon jetzt von ihrem Sohne trennen und ihn in die Lehre geben ſolle, obgleich er noch nicht das gehörige Alter und die erforderlichen Körperkräfte erlangt hatte. „Denn," ſagte er, „ſo ein Bürſchchen kann leicht in Verführung gerathen und könnte es mir eben ſo mit ihm ergehen, wie mit meinem früheren Gehülfen, der mein Geld verthat und mich in großen Verluſt brachte."

Vergebens betheuerte ihm Frau Robinſon, daß er dergleichen von ihrem William nicht zu befürchten habe: er blieb bei ſeiner Meinung und ſeinen Anſichten und verließ ſie mit den Worten:

„Ueberlegen Sie meinen Vorſchlag: ich laſſe Ihnen bis Morgen Mittag Zeit. Gehen Sie dann nicht auf denſelben ein, ſo muß ich mich nach einer andern Hülfe umſehen."

„Mutter," nahm William das Wort, „liebe Mutter, Du ſollteſt den Vorſchlag des Herrn Berger nur annehmen, und Dir keine unnöthige Sorge um mich machen."

„Was redeſt Du mein Kind?" verſetzte die Mutter, „biſt Du doch mein Ein und mein Alles, und lebe ich nur noch für Dich!"

„O, ich weiß, welche große Liebe Du mir ſchenkſt," verſetzte William gerührt; „aber ich dächte, daß ich doch vielleicht ſchon einen Meiſter fände, der mich zu ſich nähme, obſchon ich noch nicht das gehörige Alter habe. Ich würde in dieſem Falle ein Jahr länger Lehrburſche ſein müſſen und das wollte ich gerne, wenn ich Dich nur einer ſo ſchweren Sorge überhoben ſähe. Erlaubſt Du mir," fügte er ſchmeichelnd hinzu, „erlaubſt Du, liebes Mütterchen, mir, zu dem Meiſter Brandt zu gehen, und ihn zu fragen, ob er mich

ſchon jetzt zu ſich nehmen und mich in ſeinem Handwerke unterrichten wolle? Ich denke, daß er es thun werde, da er gut und freundlich iſt und mir verſprochen hat, daß er mein Lehrherr werden wolle."

Die Mutter machte noch einige Einwendungen gegen dieſen Vorſchlag, dann aber willigte ſie, den dringenden Bitten Williams nachgebend, endlich doch ein und der gute Knabe ſprang die Gaſſe hinunter, um ſich zum Tiſchlermeiſter Brandt zu begeben, der nicht weit von ihnen wohnte.

Er fand den Meiſter, einen freundlichen und geſchickten Mann, in ſeiner Werkſtatt beſchäftigt. Als er unſern William eintreten ſah, ließ er die fleißige und kunſtfertige Hand, die den Hobel führte, einen Augenblick ruhen, um ſie ihm zur Bewillkommung entgegen zu ſtrecken.

„Nun," ſagte er, „da biſt Du wieder, um zuzuſehen? Es gefällt mir an Dir, daß Du ſchon jetzt eine ſo große Neigung für Dein künftiges Geſchäft haſt und in Deinen Mußeſtunden meiner Arbeit zuſiehſt. Aus Dir wird, ſo hoffe ich zu Gott, einmal ein tüchtiger Mann in unſerm Fache werden und ich freue mich ſchon auf die Zeit, wo Du zu mir ins Haus und in die Lehre treten wirſt."

„Lieber Meiſter," antwortete ihm William etwas ſchüchtern, wie man es allemal zu ſein pflegt, wenn man eine Bitte vorzutragen hat, von deren Gewährung viel für uns abhängt. „Lieber Meiſter Brandt, ſollte es nicht möglich ſein, daß Ihr mich ſchon jetzt gleich, wo möglich ſchon Morgen, zu Euch in die Lehre nähmet?"

„Wenn das von mir abhinge," verſetzte der wackere Mann freundlich, „ſo nähme ich Dich lieber heute als

morgen um ſo mehr, da ich ſo eben einen Lehrburſchen habe fortſchicken müſſen, der träge, unluſtig zur Arbeit, verlogen und mit ſo vielen andern Fehlern behaftet war, daß ich ihn nicht bei mir behalten konnte, ſchon meiner Kinder wegen, die er mir vielleicht mit verdorben haben würde. Ich muß mich daher nach einem andern Lehrburſchen umſehen und"·····

„Der werde ich ſein? nicht wahr?" unterbrach ihn William mit freudig bewegter Stimme.

„Der würdeſt Du unfehlbar ſein," verſetzte der Meiſter, „wenn Du zwei Jahre älter und ſchon confirmirt wäreſt."

„O, confirmirt könnte ich ja ſpäter werden," ſagte William, „und was mein Alter anbetrifft, ſo könnte es Euch, lieber Meiſter, wohl gleichgültig ſein, wenn ich nur die erforderlichen Kräfte und Fähigkeiten beſäße; ich gelobe Euch aber, daß ich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit erſetzen will, was mir noch an Jahren abgeht."

„Weßhalb wünſcheſt Du denn aber, ſofort bei mir einzutreten?" forſchte der Meiſter; „Du haſt Dich doch nicht etwa gar mit Deiner braven Mutter erzürnt und wünſcheſt deßhalb, ſie auf der Stelle zu verlaſſen?"

„Gott bewahre!" rief William, dem bei dieſer Aeußerung des Meiſters das Blut in die Wangen ſtieg, und nun erzählte er dem guten Manne mit ſeiner gewohnten Offenheit, wie die Sachen ſtanden und was es eigentlich war, das ihn zu dem Wunſche bewog, die geliebte Mutter ſchon jetzt zu verlaſſen.

Brandt hörte ihm mit theilnehmender Aufmerkſamkeit zu,

dann, als er geendet hatte, reichte er ihm die Hand und ſagte mit gerührter Stimme:

„Wie glücklich würde ich ſein, wenn ich Deinen Wunſch gewähren könnte; das kann ich aber leider nicht. Wir Handwerker haben unſere eigenen Geſetze und die verbieten es uns, einen Knaben, der noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und noch nicht confirmirt iſt, in die Lehre zu nehmen. So leid es mir alſo auch thut, ſo muß ich Dir Deine Bitte abſchlagen."

Das war nun für unſern William ein troſtloſer Beſcheid. Er war mit der größeſten Hoffnung hergekommen, da er der Güte Brandt's feſt vertraute, und hoffnungslos ſollte er jetzt von ihm ſcheiden. Der Gedanke, was jetzt aus ſeiner guten Mutter werden ſolle, preßte ihm bittere Thränen aus, deren Strom Meiſter Brandt vergebens zu hemmen bemüht war.

In dem Augenblick, wo dieſe am heftigſten floſſen, öffnete ſich die Thür der Werkſtatt und ein Mann von mittleren Jahren, von unterſetzter, kräftiger Geſtalt, mit einem von der Sonne gebräunten Geſichte, trat zu den Beiden ein. Seine Kleidung war ſehr fein und ganz neu, hing ihm aber ziemlich weit auf dem Leibe; er hatte einen weißlichen Kaſtorhut auf dem Kopfe; um den Hals war ein buntes, ſeidenes Tuch geknüpft, deſſen Zipfel weit auf die Bruſt herabfielen; er trug ſehr weite Hoſen von blauem Tuche, eine lange, goldene Uhrkette mit einem halben Dutzend goldener Uhrſchlüſſel und Pettſchaften daran und aus der Taſche ſeines Rockes guckte ein hochrothes, ſeidenes Schnupftuch hervor. Unſer William erkannte auf den er-

ſten Blick einen Schiffskapitain in dieſem Manne und im Andenken an ſeinen lieben, verſchollenen Vater ſchlug ſein Herz mächtig beim Anblick deſſelben.

Da er ſich, als die Thüre ſich öffnete, nach dem Eintretenden umgeſehen hatte, blickte dieſer ihm in das von Thränen überſtrömte Geſicht und mit ſeemänniſcher Freundlichkeit auf ihn zugehend, ſagte er:

„Was iſt denn dem Jüngelchen, daß es ſo weint?“

William erröthete über und über bei dieſer Frage des fremden Mannes und Kapitain Hanſen — dies war ſein Name — der es bemerkte, fuhr fort:

„Du brauchſt Dich vor mir Deiner Thränen nicht zu ſchämen, Kleiner; freilich wenn Du ein großer Kerl wäreſt und flennteſt dann, ſo würd' ich 'ne ſchlechte Idee von Dir bekommen. Sag' mir lieber, was Dir iſt, vielleicht kann ich Dir helfen.“

„Das arme Kind iſt übel daran,“ nahm jetzt Meiſter Brandt das Wort, und nun erzählte er dem Kapitain, wie die Sachen ſtanden. Dieſer hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſichtbarer Theilnahme zu; dann, als er geendet hatte, nahm er das Wort und ſagte:

„Dem armen Jungen und ſeiner Mutter würde leicht zu helfen ſein, wenn beide keine Abneigung gegen das Seeleben hätten.“

„Die habe ich gewiß nicht,“ antwortete ihm William, „waren doch mein Vater und Großvater eben ſo gut Schiffscapitaine, als, wie ich glaube, der Herr es ſind.“

„So? Dein Vater und Großvater waren Seeleute?“ fragte Kapitain Hanſen überraſcht. „Wie hießen ſie, mein Jüngelchen?“

„Mein Großvater hieß Elliot und mein Vater Arthur Robinſon," verſetzte William, ſchon etwas dreiſter.

„Das ſind Namen, die zur See guten Klang halten," nahm Hanſen wieder das Wort. „Ich hörte oft von ihnen reden, ſowohl in Europa, als in andern Welttheilen, und es freut mich, daß ich die Bekanntſchaft des Sohnes und Enkels ſo braver Leute gemacht habe," fügte er liebevoll hinzu. „Hoffentlich biſt Du, mein Kind, nicht aus der Art geſchlagen und wenn dem ſo ſein ſollte, würde es eine große Freude für mich ſein, erſt aus Dir eine tüchtige Theerjacke,*) dann aber einen Capitain zu machen, wie es Deine Vorfahren waren. Hätteſt Du wohl Luſt, mit mir auf die See zu gehen?"

William erröthete bei dieſem Vorſchlag über und über. Es war ihm bis jetzt noch gar nicht eingefallen, daß ein ſolcher Ausweg ihm übrig bliebe, um ſeine gute Mutter von der Sorge um ihn zu befreien und ſo überraſchte er ihn um ſo mehr. Hanſen, der ſein Erröthen falſch deutete, ſagte:

„Wenn Du Dich aber fürchteſt, ſo bleib' lieber zu Hauſe: ein Seemann muß vor allen Dingen Muth in der Bruſt haben und ſich vor Nichts fürchten."

„O, ich fürchte mich vor dem Waſſer gewiß nicht," war die Antwort Williams, „und wenn meine gute Mutter nur wollte, wie ich will, ſo wäre der Handel bald geſchloſſen."

„So befrage Deine Mutter," verſetzte der Capitain, „und bringe mir Morgen, zwiſchen acht und neun Uhr, Deine Antwort. Hier iſt meine Adreſſe," fügte er hinzu,

*) In der ſeemänniſchen Sprache nennt man ſo die Matroſen.

indem er ein Blatt Papier aus ſeiner Brieftaſche riß und ſeinen Namen und ſeine Wohnung darauf bemerkte. „Du mußt Dich aber ſchnell entſchließen,“ fuhr er fort; „mein Schiff liegt ſegelfertig und ich warte nur noch auf günſtigen Wind, um den Hafen zu verlaſſen. Bringſt Du mir Morgen früh bis neun Uhr keine Antwort, ſo ſuche ich mir einen andern Jungen, denn ich muß einen haben; Du aber würdeſt mir der liebſte ſein, da Du von ſo wackern Seeleuten abſtammſt.“

Der Capitain wandte ſich jetzt an Meiſter Brandt, mit dem er von Geſchäften zu ſprechen hatte, und unſer William, dem durch den Vorſchlag Hanſens eine neue Welt aufgegangen war, eilte mit ſchnellen Schritten nach ſeiner Wohnung zurück, um ihn der Mutter mitzutheilen.

Drittes Kapitel.

Als die Mutter ihn ſo eilig und mit vor Freude glühenden Wangen bei ſich anlangen ſah, glaubte ſie ſchon, daß Meiſter Brandt auf den Wunſch Williams eingegangen ſei und ihm verſprochen habe, ihn ſchon jetzt zu ſich in das Haus zu nehmen. Dieſe glückliche Täuſchung währte aber nur wenige Augenblicke, indem William ihr die abſchlägige Antwort des Tiſchlers, zugleich aber den Vorſchlag Hanſens, ihn mit auf die See nehmen zu wollen, mittheilte. Die gute Frau wurde todtenbleich vor Schrecken, als

William ſie dringend bat, ihm ihre Erlaubniß zur Mitreiſe nicht verſagen zu wollen und nach einem kurzen Nachdenken erklärte ſie mit Beſtimmtheit, daß ſie lieber Alles erdulden, als ihr Liebſtes dem unſichern Elemente anvertrauen wolle.

„Ich habe,“ ſagte ſie unter Thränen, „kein anderes Gut auf Erden, als Dich und der Gedanke, mich von Dir trennen zu ſollen, würde völlig unerträglich für mich ſein. Möge daher kommen was da will: ich laſſe Dich nicht und will lieber Hunger und Kummer mit Dir ertragen, als getrennt von Dir im Wohlleben ſchwelgen.“

Vergebens bot William ſeine ganze kindliche Beredſamkeit auf, ſie zu einem andern Entſchluſſe zu bringen: ſie beharrte bei dem einmal gefaßten und befahl ihm, ſofort zu dem Capitain Hanſen zu gehen, um dieſem zu ſagen, daß er nicht auf ihn rechnen und ſich ſobald als möglich einen andern Kajütenwächter ſuchen möge.

Mit ſchwerem Herzen und zum erſten Male mit innerm Widerſtreben gehorchte William ihr. Nicht mit ſchnellen Schritten ſondern langſam und niedergedrückt, wanderte er den Vorſetzen zu, wo ſich die Wohnung des Capitains befand. Er traf dieſen nicht zu Hauſe an, wohl aber ſeine Frau, die ihm ſagte, daß ihr Mann ſo eben an Bord gegangen ſei, weil der Wind ſich gedreht habe.

„Da es möglich iſt,“ fügte die Frau Capitainin hinzu, „daß mein Mann noch heute abſegelt, laſſe ich mich ſogleich an das Schiff fahren, um Abſchied von ihm zu nehmen, und wenn Du willſt, kannſt Du mit mir gehen, um ſelbſt Deine Beſtellung an ihn auszurichten.“

William, der noch nie, ſo weit ſeine Erinnerung reichte, auf einem großen Schiffe geweſen war, nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an und ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, befanden Beide ſich am Bord der Hoffnung, wie das große, prächtige vom Kapitain Hanſen befehligte Kauffarteiſchiff hieß.

Als der Capitain ihn mit ſeiner Frau an Bord kommen ſah, lächelte er ihm freundlich zu und ſagte:

„Nun, ich ſehe, Du biſt von ächtem Schrot und Korn und zauderſt nicht, Dein Glück auf dem ſchönen Elemente zu verſuchen. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du da biſt; der Wind iſt ſo günſtig als möglich und in einer Stunde geht es vorwärts. Es würde mich, da ich feſt auf Dich gerechnet, in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn Du nicht gekommen wäreſt.“

„Ach, lieber Herr Capitain,“ verſetzte William mit unſicherer, faſt von Thränen erſtickter Stimme, „ich bin nicht hier, um mit Ihnen in See zu gehen, ſondern um Ihnen zu ſagen, daß meine Mutter mir mit Beſtimmtheit die Erlaubniß verweigert hat, ein Seemann zu werden.“

„Ei, da mußt Du, ſofern Du wirklich Neigung zum Seeleben haſt, es ihr über den Kopf nehmen,“ antwortete ihm Hanſen. „Die Mütter ſind gar zaghafte, ängſtliche Geſchöpfe,“ fügte er hinzu. „Mit der meinigen ging es mir nicht beſſer; die hätte weit lieber einen Federfuchſer aus mir gemacht, als einen Seemann; ich aber ſchlug ihr ein Schnippchen und ehe ſie es ſich verſah, ſchwamm ich auf dem Meere. Als ich einmal fort war, mußte ſie ſich ſchon tröſten und beruhigen, und das wird auch die Deinige thun,

wenn die Sache einmal nicht mehr zu ändern iſt. Nicht wahr, Du bleibſt bei mir?“ ſchloß er ſeine Rede, indem er William die Hand reichte.

„Ach, dürfte ich das doch, ohne eine Sünde zu begehen,“ ſagte der arme Knabe, dem die hellen Thränen über die Wangen floſſen, „aber der liebe Gott würde es mir, denke ich, nie vergeben, wenn ich meine gute, liebevolle Mutter durch ſolchen Ungehorſam betrübte; es könnte überdieß ihr Tod ſein, wenn ſie nicht wüßte, wo ich geblieben wäre.“

„Dafür dürfte leicht Rath geſchafft werden,“ verſetzte der Capitain. „Meine Frau kehrt an's Land zurück und die könnte Deiner Mutter ſchon Beſcheid ſagen. Wo wohnt ſie?“

William nannte ihm die Gaſſe und die Hausnummer, beſtand aber trotz dem darauf, daß er mit der Frau Capitainin an's Land zurückkehren wolle.

„Du kannſt Dir das noch ein Weilchen überlegen,“ ſagte Hanſen nach einem kurzen Nachdenken: „das Schiff ſegelt noch nicht ab und Du wirſt noch immer vor Dunkelwerden an's Land kommen können. Komm mit in die Kajüte und verzehre ein Waizenbrod mit mir; dabei kannſt Du überlegen, was Du zu thun haſt.“

William, der wirklich mit ſich ſelbſt kämpfte, folgte dieſer Einladung und Capitain Hanſen bewirthete ſeinen jungen Gaſt auf das Beſte. Er bot ihm auch ein Gläschen Cognac an, das William, der nie dergleichen gekoſtet hatte, aber verſchmähte. Hanſen ließ darauf eine Flaſche ſüßen Weins, Mallaga, bringen und drang William ein Gläschen

davon auf; es mundete ihm, da der Wein ſehr ſüß und angenehm war. Er kannte die Gefahr eines ſo feurigen Getränkes nicht und trank in aller Unſchuld, ſchon halb von dem erſten Glaſe berauſcht, ein zweites, vielleicht gar ein drittes; denn ſchon wußte der arme Knabe nicht mehr, was er that, und bevor noch ein Viertelſtündchen vergangen war, lag er in einem ſo tiefen Schlafe auf dem Sopha in der Kajüte des Capitains, daß die Welt hätte untergehen können, ohne daß er es bemerkt haben würde.

„Du willſt ihn alſo mit Gewalt und wider ſeinen Willen mitnehmen?“ fragte die Frau des Capitains, einen mitleidigen Blick auf den armen Schlafenden wendend, ihren Mann.

„Gewiß will ich das,“ verſetzte Hanſen mit einem häßlichen Lachen; „kam er mir doch eben recht und iſt mir völlig unentbehrlich. Du weißt, welche Mühe ich mir gegeben habe, einen Schiffsjungen zu erhalten, nachdem der frühere, aus Amerika mitgebrachte, mir hier entlaufen iſt, und jetzt ſollte ich die gute Gelegenheit unbenutzt laſſen, mir das durchaus nothwendige Subjekt zu verſchaffen?“

„Was wird aber die Mutter des armen Knaben ſagen? wie wird ſie ſich ängſtigen und grämen!“ wandte die gute Frau ein. „Ich glaube, daß ich vor Angſt ſtürbe, wenn mir das begegnete,“ fügte ſie hinzu; „Du ſollteſt ihn wecken und mit mir an's Land gehen laſſen!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ rief Hanſen unwillig. „Wollte man auf Weibergeſchwätz hören und auf Weiberthränen ſehen, ſo würde man zu Nichts in der Welt kommen. Laß mich mit Deinen Vorſtellungen in Ruhe und

kehre Du in Gottesnamen allein an das Land zurück. In einer Stunde ſind wir aus dem Hafen und, wenn der Wind ſo bleibt wie er jetzt iſt, ſchon über Nacht in See. In dieſer Jahreszeit hat man keine Stunde zu verlieren; der Dezember iſt nahe und wenn ich mich nicht ſpute, friert mir die Hoffnung gar noch hier ein.“

Die Frau, welche ihren Mann genau kannte und recht gut wußte, daß man durch Vorſtellungen nichts über ſeinen ſtarren, böſen Sinn gewann, wandte ihr Auge ſeufzend von dem armen Schläfer ab und ſchickte ſich an, das Schiff ohne ihn zu verlaſſen, was ſie that, nachdem ſie einen kurzen Abſchied von ihrem Manne genommen hatte.

Die Sache war die, daß Capitain Hanſen in dem Rufe eines böſen Mannes und argen Tyrannen ſtand, weßhalb es ihm allemal ſchwer fiel, ſein Schiff zu bemannen, am allerſchwerſten aber, einen Kajütenwächter zu finden, weil dieſe armen Unglücklichen, in ſeiner unmittelbaren Nähe lebend, es ſchlimmer als die wirklichen Matroſen hatten, die, da ſie bereits Männer waren, ihm bei vorkommenden Gelegenheiten die Stirn boten.

Sobald er den armen William bei dem Tiſchlermeiſter erblickte, fuhr der Gedanke ihm durch den Kopf: das könnte wohl ein Schiffsjunge für dich ſein, und er nahm die Miene großer Freundlichkeit gegen den armen Getäuſchten an, um ihn deſto ſicherer ins Netz zu locken. Es war auch nicht an dem, daß er von dem Vater und Großvater William's etwas gehört hatte; da es ihm aber auf eine Lüge mehr oder minder nicht ankam, brachte er auch die vor, daß ihm der Name und Ruf derſelben bekannt ſei.

Trotz dem wäre ihm ſein Vorhaben mißlungen und er hätte ohne Kajütenwächter abſegeln müſſen, wenn der Zufall den armen William nicht an Bord und in die Gewalt des böſen Mannes geführt hätte; ſo wie der Knabe aber das Verdeck betreten hatte, gelobte Hanſen es ſich, daß er nicht wieder von Bord ſolle, und wir haben geſehen, durch welches abſcheuliche Mittel er ſeinen böſen Willen durchzuſetzen wußte.

Während nun William im tiefſten Schlafe in der Kajüte des Capitains lag und die Hoffnung alle ihre Segel entfaltete, um den Hafen noch vor Anbruch der Nacht zu verlaſſen, ſtand Frau Robinſon eine unbeſchreibliche Angſt um ihr armes Kind aus. Es dämmerte bereits und noch immer war William nicht wieder da. Der Weg bis zu den Vorſetzen, wo, wie ſie wußte, Capitain Hanſen ſeine Wohnung hatte, war zwar weit; aber trotz dem hätte der Knabe, wenn ihm kein Unfall zugeſtoßen, doch ſchon längſt zurück ſein müſſen. Endlich wurde es völlig dunkel und das Geräuſch in den Gaſſen nahm bereits ab; mit jeder dahinſchwindenden Minute vermehrte ſich die Angſt der armen Frau und dieſe nahm endlich ſo ſehr überhand, daß ſie ihren Keller zuſchloß und ſich auf den Weg nach den Vorſetzen machte, wo ſie ſich nach der Wohnung des Capitains Hanſen erkundigen wollte.

Obgleich ſie ſo ſchnell ging, als es ihre Kräfte nur irgend erlaubten, war es ihr doch, als ob ſie nicht von der Stelle käme. Endlich hatte ſie die Vorſetzen erreicht und nach langem Fragen auch die geſuchte Wohnung gefunden. Bevor ſie dieſe betrat, mußte ſie erſt einige Augenblicke an

der Thüre ſtehen bleiben, um Athem und Muth zu ſchöpfen; denn was ſollte wohl aus ihr werden, wenn man ihr auch hier keine Nachricht über ihren William ertheilen könnte?

Nach einigen Minuten der Erholung drückte ſie den Thürklopfer nieder und trat in das Haus. Es war völlig dunkel auf der Flur und es herrſchte eine Stille in der Wohnung, als wäre ſie gänzlich unbewohnt. Erſt als ſie mehrere Male und mit immer lauterer Stimme „guten Abend!“ gerufen hatte, öffnete ſich im Hintergrunde der Flur eine Thür und eine noch ziemlich junge Frau trat, mit einem Lichte in der Hand, aus derſelben ihr entgegen.

„Bin ich hier recht?“ fragte Frau Robinſon mit vor Angſt und Beklemmung bebender Stimme; „ich ſuche den Herrn Schiffskapitain Hanſen?“

„Wenn Sie den zu ſprechen wünſchen,“ antwortete ihr die Frau, „ſo kommen Sie leider zu ſpät: mein Mann iſt bereits ſeit einigen Stunden abgeſegelt.“

„So habe ich die Ehre, ſeine Frau zu ſprechen,“ fragte die arme Mutter.

„Ihnen zu dienen,“ war die Antwort; „aber treten Sie gütigſt zu mir ein,“ fügte die Capitainsfrau hinzu, indem ſie die Stubenthür öffnete.

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, liebe Madame,“ nahm Frau Robinſon wieder das Wort; „einer armen Mutter, die ſchier vor Angſt vergeht, werden Sie gewiß einige Nachſicht ſchenken. Ich ſuche meinen Sohn, den ich mit einem Auftrage an Ihren Mann ſchickte, und der, ganz wider ſeine Gewohnheit, nicht wieder nach Hauſe zurückge-

kehrt iſt. Mein Name iſt Robinſon; vielleicht hörten ſie ihn von Ihrem Manne nennen, der ſo gütig ſein wollte, meinen William mit ſich zu nehmen, was ich aber nicht zugeben konnte."

„Ach! Sie ſind die Mutter des jungen Menſchen?" antwortete ihr die Capitainin nicht ohne Verlegenheit. „Es freut mich," fuhr ſie nach einigem Zögern fort, denn ihr fiel die Lüge eben ſo ſchwer, als ſie ihrem Manne leicht fiel, „es freut mich, Ihnen ſagen zu können, daß er ſich in ſeiner neuen Lage ganz wohl befindet und wahrſcheinlich vollkommen glücklich fühlt, da er ſeinen Beruf mit großer Liebe ergriffen hat."

„Von welchem Berufe reden Sie, Madame?" fragte Frau Robinſon erbleichend; „ſollte mein William, der bisher der zärtlichſte, gehorſamſte und beſte Sohn war, wider meinen ausdrücklichen Willen gehandelt und ſich bei Ihrem Manne als Kajütenwächter verdungen haben?"

„Ich weiß nichts davon, ob es mit oder gegen Ihren Willen geſchah," verſetzte die Gefragte ſichtbar verlegen; nur ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ihr Sohn mit meinem Manne gegangen iſt und jetzt wahrſcheinlich ſchon mehrere Meilen von hier auf der Elbe ſchwimmt."

Wie ein Donnerſchlag traf dieſe Nachricht die arme Mutter: ſie gab in dieſem Augenblick ihr geliebtes Kind, ihr einziges Gut auf Erden, nicht nur leiblich, ſondern auch moraliſch verloren; denn was durfte ſie noch von einem Sohne erwarten, der ſo lieblos gegen ſie gehandelt, ſie ſo getäuſcht hatte?

Ihr wurde dunkel vor den Augen; die Knie wankten unter ihr und ſie wäre, von einer Ohnmacht befangen, zu Boden geſunken, wenn die Frau Hanſen ihren Zuſtand nicht bemerkt hätte und ihr zur Hülfe gekommen wäre. Sie eilte auf die Schwankende zu, unterſtützte ſie mit ihren Armen und führte ſie zum Sopha, wo ſie dem Anſcheine nach ohne Leben niederſank.

Die Frau Hanſen war im erſten Augenblick ſo erſchrocken, daß ſie nicht wußte, was ſie thun, was beginnen ſolle. Dann lief ſie zur Klingel und zog dieſe mit Heftigkeit an, um ihre Magd herbei zu rufen, die ſie, ſo wie ſie eingetreten war, zum nächſten Arzt ſchickte. So wie dieſer den Zuſtand der Frau Robinſon unterſucht hatte, erklärte er, daß die Krankheit nicht viel zu bedeuten habe und gab ihr einige ſtarke Sachen zu riechen, um ſie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Unter dieſen Bemühungen kam die Leidende bald wieder zu ſich und ihr Gefühl machte ſich in einem Strome von Thränen Luft.

Frau Hanſen weihte ihr die innigſte Theilnahme, und hatte ſie vorher ſchon in ihrem Herzen die Handlungsweiſe ihres Mannes getadelt, ſo that ſie es jetzt, wo ſie die arme Mutter einer ſo großen Betrübniß hingegeben ſah, doppelt; aber ſie hatte trotz dem nicht den tugendhaften Muth, ihr die Wahrheit zu ſagen, obgleich ſie ihren Kummer dadurch um die Hälfte hätte vermindern können; denn immer und immer wieder rief Frau Robinſon mit ſchmerzlich bewegter Stimme:

„Das konnte mir ein Kind thun, welches ich mit ſo vieler Liebe groß gemacht habe? Auf ſolche Weiſe konnte mein

William mich hintergehen, er, den ich für die Redlichkeit und Aufrichtigkeit ſelbſt hielt?"

Weniger betrübte ſie die Trennung von dem geliebten Sohne, als der Flecken, der ſcheinbar durch dieſelbe auf ſein Gemüth und ſeinen Charakter fiel: und durch ein einziges Wort hätte Frau Hanſen ſie hierüber beruhigen können. Mußte ſie aber nicht die ſchändliche Handlungsweiſe ihres Gatten zugleich mit enthüllen? Dieſer Gedanke verſchloß ihr die Lippe und ſie ließ die Mutter mit der ganzen Laſt ihres Kummers von hinnen gehen. Dies war ein großes, unverzeihliches Unrecht von der ſonſt ſo guten und gefühlvollen Frau.

Viertes Kapitel.

Indeß ſchwamm die Hoffnung, von einem friſchen Oſtwinde getrieben, majeſtätiſch mit geblähten Segeln die Elbe hinunter und nahm bei Curhafen die Lootſen ein. William ſchlief, von dem ſtarken und ihm völlig ungewohnten Wein benebelt, als wolle er nie mehr erwachen: hatte er doch ſchon ſonſt einen feſten geſunden Schlaf, wie er der lieben Jugend eigenthümlich iſt, und mußte am Morgen ſtets von der guten Mutter mehrere Male geweckt werden, um die Schulſtunden nicht zu verſäumen. Das Geräuſch auf dem Verdecke ſtörte ihn nicht, da er es in ſeiner Vaterſtadt gewohnt geworden war, bei einem ſolchen zu ſchlafen.

Hoch ſtand bereits, trotz der weit vorgerückten Jahreszeit, die liebe Sonne am öſtlichen Himmel, als er endlich erwachte. Er ſetzte ſich über Erde, rieb ſich die Augen, fühlte nach ſeinem Kopfe, der ihn ſehr ſchmerzte, wie es nach einem gehabten Rauſche der Fall zu ſein pflegt, und ſah mit verwirrten Augen umher. Alle ihn umgebenden Gegenſtände waren ihm völlig unbekannt und ſchon wollte er ſich wieder zum Schlafe niederlegen, weil er zu träumen glaubte, als er den Capitain zu ſich eintreten ſah.

„Nun, Jüngelchen," ſagte dieſer lachend, „das nenne ich geſchlafen!"

„Wo bin ich denn?" fragte William, indem er ſich die Augen rieb.

„Wo Du biſt?" fragte der Capitain gleichfalls. „Weißt Du denn nicht mehr, daß Du Dich an Bord der Hoffnung und ſchon mitten im Meere befindeſt?

Bei dieſen Worten ſprang der arme Knabe vollends auf und ſein eben noch vom Schlafe geröthetes Geſicht wurde todtenbleich.

„So habe ich die Zeit verſchlafen und das Schiff iſt mit mir fortgeſegelt?" rief er mit dem Tone des höchſten Entſetzens aus. „Großer Gott! was ſoll jetzt aus mir armen Knaben, was aus meiner unglücklichen Mutter werden? und wird ſie ſich nicht gar zu Tode um mich grämen? Setzt mich, Herr Capitain, ich flehe Euch darum um Gotteswillen an, ſetzt mich ſobald als möglich an's Land! Wenn es auch noch ſo weit iſt, will ich gerne zu Fuße nach Hamburg zurücklaufen; gute Menſchen werden mir ſchon den Weg dahin zeigen; denn es wäre doch gar zu traurig,

wenn meine gute Mutter aus Kummer um mich und meinen vermeinten Ungehorſam ſtürbe, oder ſich ihre lieben, ohnehin ſo kranken Augen blind weinte."

„Närrchen," verſetzte der Capitain, deſſen böſes Herz ſich an der Angſt des armen Knaben ergötzte, „Närrchen, vom Feſtlande wird nicht eher die Rede ſein, bis wir die Inſel Java, bei Aſien, erreicht haben: denn dahin ſteuern wir, und Du mußt Dich ſchon auf dem Waſſer zufrieden geben. Was aber Deine Mutter anbetrifft, ſo wird ſie ſich ſchon bei meiner Frau nach Dir erkundigen und von der hören, wie die Sachen ſtehen; Du aber denke von nun an nur darauf, Deine Pflichten am Bord gehörig zu erfüllen, und mir keine Gelegenheit zur Unzufriedenheit zu geben, denn ſonſt würde es Dir nicht gut ergehen."

Vergebens bat und beſchwor William noch ferner den böſen Mann, ihn ans Land ſetzen zu laſſen, da er nicht wußte, daß dies unter den gegenwärtigen Umſtänden völlig unmöglich ſei; und wäre es auch möglich geweſen, ſo würde Capitain Hanſen doch nie darein gewilligt haben, ſeine Beute wieder fahren zu laſſen. Dem armen William blieb alſo nichts weiter übrig, als ſich in ſein Schickſal zu ergeben, was er nach vielen vergoſſenen heißen Thränen that.

Seiner Mutter wurde aber doch am folgenden Tage, als ſie ihr Unglück den theilnehmenden Nachbarn klagte, ein großer Troſt. Auf dem Wege zu dem Capitain war William nämlich einem ſeiner Schulgefährten, der gleichfalls in der Nachbarſchaft wohnte, begegnet, und dieſem hatte er erzählt, daß er zu dem Capitain Hanſen gehe, um ihm im Namen ſeiner Mutter zu ſagen, daß dieſe nicht in ſeine

Entfernung willige, und bei dieſer Gelegenheit hatte er gegen den Schulfreund geäußert: „Er würde um keinen Preis wider den Willen ſeiner Mutter mit dem Capitain gehen, denn das würde eine große Sünde ſein.“

Dieſe Mittheilung beruhigte die gute Frau Robinſon in Etwas und ſie dachte ſich ungefähr den Zuſammenhang der Sache. Eine große Laſt war ihr vom Herzen genommen, als ſie ſich ſagen mußte, daß ihr William an den ihr bereiteten Schmerzen gewiß unſchuldig ſei; ihn ſchuldig, ungehorſam und lieblos zu wiſſen, das war es, was ſie ſo ſehr zu Boden gedrückt hatte. Ihre Thränen floſſen alſo ſanfter, und wie immer legte ſie voll Vertrauen ihr eigenes und das Geſchick ihres theuren Kindes in die Hände ihres himmliſchen Vaters.

Der Wind blieb indeß günſtig; er hatte ſich gedreht, als man die Elbe verließ und wehte jetzt ſo, daß man gar bald die hohe See und ſchon nach einigen Tagen den Kanal erreichte. Man nennt die Meerenge zwiſchen Frankreich und England ſo, wie diejenigen unter Euch Geliebten ſchon wiſſen werden, die ſich bereits etwas mit der eben ſo angenehmen als nützlichen Wiſſenſchaft der Erdbeſchreibung oder Geographie vertraut gemacht haben. Die Paſſage durch den Kanal, den die Franzoſen La Manche nennen, wird von den Seeleuten für eine gefährliche gehalten, der vielen Klippen und Felſenriffe wegen, die an beiden Küſten, ſowohl an der franzöſiſchen als an der engliſchen angetroffen werden. Indeß mußte man es dem Capitain Hanſen zum Ruhme nachſagen, daß er, wenn auch kein guter, gefühlvoller Menſch, doch ein tüchtiger Seemann war, und da Wind

und Wetter günſtig blieben, hatte man bald den gefährlichen Kanal hinter ſich und ſteuerte in den großen atlantiſchen Ocean hinein, der ſeine ungeheuren Waſſerflächen zwiſchen den beiden Welttheilen Europa und Amerika ausbreitet. Den großen Weltmeeren, deren man in der Geographie fünfe zählt, gibt man aber den Namen Ocean.

Ich bitte diejenigen unter Euch, die durch dieſen „neuen Robinſon“ nicht blos unterhalten, ſondern zugleich auch belehrt ſein wollen, und deren werden hoffentlich recht viele ſein, eine Weltcharte oder ein Planiglobium zur Hand zu nehmen und unſerm jungen Reiſenden auf derſelben zu folgen. Es iſt eine ſchöne Fähigkeit, ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und ich ermahne Euch, ſie zeitig zu üben. Ihr werdet dadurch nach und nach eine Menge Kenntniſſe erlangen, die Euch ſonſt vielleicht fremd blieben. Jetzt aber zurück zu unſerm Robinſon, der ſeinen, in England häufig vorkommenden Namen nicht vergebens führte, da das Schickſal ihn dazu auserſehen hatte, ähnliche Begebenheiten zu erleben, wie der, den Vater Campe, zum Ergötzen ſo vieler Kinder, in ſeinem vielgeleſenen Buche geſchildert hat.

Unſer William Robinſon war alſo auf dem hohen Meere und fing bereits an, ſich mit ſeinem Schickſale auszuſöhnen, da er einſehen gelernt hatte, daß es ein unabänderliches ſei. Zwar war Capitain Hanſen ein ſtrenger, ja ſogar böſer und ungerechter Gebieter, der ſeine ſchlimme Laune ſtets an ſeiner Umgebung ausließ; allein William hatte es doch beſſer bei ihm, als die frühern Schiffsjungen, weil er ſanft, geduldig und ſtets aufmerkſam gegen ſeinen Herrn, ſtets freund-

lich und dienſtfertig gegen ſeine Mitmannſchaft war. Hatte der Capitain einmal ſeine böſe Laune — und dieſe trat allemal ein, wenn Wind und Wetter der Fahrt nicht günſtig waren, weßhalb die Matroſen ihn unter ſich immer nur die Wetterfahne nannten — ſo ging William ihm klug aus dem Wege und verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit gegen ihn. Er trat dann ſo leiſe auf, daß man ihn kaum hören konnte, und ſah immer nach den Augen des See-Tyrannen, um jeden leiſen Wunſch deſſelben zu errathen, bevor er noch nöthig hatte, ihn auszuſprechen. Sein von Natur gutes Gedächtniß und die große Geſchicklichkeit, welche er ſich bei allen Handhabungen durch frühzeitige Uebung erworben hatte, kamen ihm jetzt ſehr zu ſtatten. Er führte pünktlich die ihm ertheilten Befehle aus, ließ weder Teller, Taſſen noch Gläſer fallen, wie andere plumpe Schiffsjungen es häufig gethan hatten, und hielt die Kajütte des Capitains ſo rein und ordentlich, daß auch nicht ein Stäubchen darin zu entdecken war. Er dachte, ſo lange ſein Dienſt dauerte, nicht an andere Dinge, ſondern nur an ſeine Pflichten und Obliegenheiten. Abends aber, wenn er ſein hartes Lager aufſuchen und die ermüdeten Glieder darauf ausſtrecken durfte, dann gedachte er der jetzt ſo fernen Heimath, der geliebten Mutter und ihrer Zärtlichkeit für ihn, und manche Thräne floß aus ſeinen Augen und benetzte ſein hartes Kopfkiſſen von Seegras.

Es konnte nicht fehlen, daß ein Charakter, wie der unſers William, nicht eine gewiſſe Gewalt auf das rohe, unfreundliche Gemüth des Capitains ausüben mußte. Ohne daß dieſer ſelbſt einmal eine Ahnung davon hatte, liebte er den ſtil-

len, freundlichen und behenden Knaben, und weil er ihn liebte, ging er beſſer mit ihm um, als mit irgend einem Andern der Mannſchaft; Alle aber gönnten William dieſen Vorzug von Herzen, weil er gegen Jeden gut und gefällig war, auch nie die Vorliebe des Capitains dazu mißbrauchte, die übrigen Matroſen bei ihm zu verklagen oder ihm von dieſen begangene kleinere oder größere Verſehen mitzutheilen.

Die Neigung, welche Capitain Hanſen nach und nach für William faßte, gab ſich nicht blos dadurch kund, daß er ihm von Zeit zu Zeit von den beſſern Speißen, die auf ſeine Tafel kamen, etwas mittheilte, ſondern auch dadurch, daß er in vielen andern Dingen für ihn ſorgte. So war unſer neuer Robinſon durch ſeine Kleidung nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. War er doch wie er ging und ſtand nur mit den Kleidern, die er anhatte, zur See gegangen und hatte nicht einmal ein zweites Hemd zum Wechſeln mitnehmen können. Man kann ſich vorſtellen, wie ſchrecklich eine ſolche Entbehrung für den an ſtrenge Reinlichkeit gewöhnten William ſein mußte, und ſeine Noth wurde noch größer, als er ſein ſchmutziges Hemd nicht mehr unter der Jacke verbergen konnte, an der bald alle Knopflöcher ausgeriſſen waren, weil er ſie täglich und bei der ſchwerſten Arbeit auf dem Leibe hatte. Er ſah auch bald einem ſchmutzigen, zerlumpten Bettler ſo ähnlich, wie *ein* Ei dem andern; nur Geſicht und Hände konnte er rein halten und das that er.

Endlich bemerkte der Capitain ſeinen üblen Zuſtand und ſagte:

„Du ſiehſt ja aber verteufelt zerlumpt aus! Haſt Du denn nichts Anderes anzuziehen?

„Ach nein!“ verſetzte der arme Knabe, und dabei ſchoſſen ihm die hellen Thränen über die Wangen.

Der Capitain, welcher nicht leiden konnte, daß Jemand weinte, wollte ſchon auffahren, als er ſich plötzlich beſann und ſagte:

„Daran habe ich wahrhaftig nicht gedacht! Du biſt ja ohne alle weitere Kleidung, als die, welche Du am Leibe hatteſt, an Bord gekommen. „Nun,“ fügte er freundlicher hinzu, „dem ſoll abgeholfen werden und zwar gleich. Für's Erſte will ich Dir eins von meinen Hemden geben, damit Du wechſeln und das waſchen und ausbeſſern kannſt, was Du bis jetzt getragen, und Franz, der, wie ich gehört habe, einem Schneider aus der Lehre gelaufen iſt, um ein Seemann zu werden, — woran er nach meinem Bedünken ſehr gut that — Franz ſoll Dir ſogleich von meinem abgeſetzten Zeuge einen andern Anzug machen, damit Du nicht länger wie eine Vogelſcheuche unter uns umher gehſt.“

Geſagt, gethan! Capitain Hanſen war gewohnt, das, was er wollte, ſchnell ins Werk gerichtet zu ſehen, und ſo vergingen nicht zwei Tage, als William ſchon ſeinen neuen, netten Anzug hatte. In ſeinem ganzen Leben hatte er ſich noch nicht ſo über eine neue Kleidung gefreut, als über dieſe; er kam ſich ſo verändert darin vor, daß er ſich einige Augenblicke mit Wohlgefallen in dem ſonſt ſorgfältig mit den Blicken vermiedenen Spiegel betrachtete. Vor allen Dingen aber erfreute ihn das reine Hemd und er konnte es nicht genug befühlen und betrachten. So lernen wir erſt durch die Er-

fahrung den hohen Werth mancher Güter kennen, die wir, eben weil ſie uns bisher nicht gefehlt haben, weil wir glaubten, ſie dürften uns nicht fehlen, nicht gehörig zu ſchätzen wußten und ſie ohne Dank gegen Gott und Menſchen hinnahmen. Auch unſer William, ſo gut und dankbar er im Ganzen war, hatte nie daran gedacht, ſeiner guten Mutter dafür zu danken, daß ſie ſtets für ſeine Kleidung und Wäſche eine ſo große Sorgfalt gehabt hatte; jetzt aber dankte er ihr aus voller Seele dafür und Thränen der Rührung traten ihm dabei in die Augen.

Fünftes Kapitel.

Um von Europa nach Aſien zu kommen, muß man den ganzen atlantiſchen Ocean durchſchiffen und dann von dieſem, indem man um das äußerſte ſüdliche Vorgebirge Afrikas, das ſogenannte Cap, biegt, in den großen indiſchen Ocean übergehen. Am Cap oder, wie es auch genannt wird, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mußte man anlegen, um Waſſer und Lebensmittel einzunehmen, weil die Vorräthe, die man von Hamburg mitgenommen, nicht weiter reichen wollten.

Wie wohl that es unſerm jungen Seemanne, als er, nachdem er ſo lange nur das bewegliche Element des Waſſers unter ſich gehabt hatte, endlich den feſten Boden wieder betrat! Wie lange hatte er kein grünes Blatt geſehen,

keinen Vogelgeſang gehört, in kein anderes Menſchen-Antlitz geſchaut, als in das der Matroſen und des Capitains, die die Reiſe mit ihm gemacht! Wie ein junges Füllen, das nach langen Wintertagen aus dem Stalle hervorgeholt, zuerſt die grüne Weide wieder betritt, ſprang er am Ufer umher und jauchzte laut auf vor Freude, als er den erſten, grünen Baum wieder erblickte. Ueberdies bot dieſer ihm einen ganz neuen, überraſchenden Anblick dar, denn es war eine Palme, die er zwar bereits in Abbildungen, aber noch nie in der Natur geſehen hatte. Er lief in vollen Sprüngen auf den herrlichen Baum zu und umfaßte den knotigen Stamm deſſelben mit ſeinen beiden Armen, wie er ſonſt in der Freude ſeines Herzens oft bei ſeiner lieben Mutter gethan hatte. Dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen; ſie floſſen diesmal aber nicht dem Schmerze, ſondern dem Entzücken.

Nachdem ſich dieſes einigermaßen gelegt hatte, ſah er ſich weiter um und gewahrte in einiger Entfernung eine Gruppe von Bäumen, deren Kronen ziemlich rund, wie die der in ſeiner Vaterſtadt geſehenen Kugel-Akazien, waren. Er eilte darauf zu und wurde ſchon aus der Ferne durch den lieblichen, faſt betäubenden Duft der ſchneeweißen Blüten auf die Vermuthung gebracht, daß er Orangenbäume vor ſich habe. Als er näher kam, ſah er an den goldgelben Früchten, womit dieſe Baume bedeckt waren, daß er ſich in ſeiner Meinung nicht geirrt habe. Nicht nur die Zweige waren mit Blüten und reifen und halbreifen duftigen Früchten bedeckt, ſondern ſie lagen auch in Maſſen abgefallen am Boden, wie bei uns Aepfel und Birnen, wenn der Sturm

die Fruchtbäume im Herbſte geſchüttelt hat. Viele davon waren noch friſch und gut, andere aber ſchon verfault, weil ſich Keiner darum zu bekümmern ſchien, ſie aufzuleſen. Unſer William hatte zwar großen Appetit, ſeinen brennenden Durſt durch dieſe eben ſo duftigen als ſaftigen Früchte zu löſchen; da ihm aber ſeine Mutter die größeſte Ehrfurcht vor dem Eigenthume Anderer eingeflößt hatte, wagte er es doch nicht, ſich zu bücken und einige von den herrlichen, am Boden liegenden Orangen aufzuheben, bis andere Matroſen von dem Schiffe ſich zu ihm geſellten und, indem ſie ſich die Taſchen und Mützen mit Orangen füllten, ihm ſagten: daß es hier Jedem erlaubt ſei, ſo viele Früchte zu nehmen, als ihm beliebe, indem ſie wild wächſen und Allen gleichſam zugehörten. Sie konnten das wiſſen, da ſie ſchon mehrere Male das Vorgebirge der guten Hoffnung beſucht hatten und hier eben ſo gut Beſcheid wußten, wie in ihrer Heimath. Er ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen und erquickte ſich jetzt auch an den duftigen Früchten.

„Komm nur weiter mit uns,“ ſagte jetzt Jakob, ein bereits ziemlich alter Matroſe, deſſen ſtark gebräuntes Geſicht verrieth, daß er ſchon lange zur See gefahren; „komm nur, wir wollen Dir etwas noch Beſſeres zeigen, als dieſe ſüßen Orangen. In dieſer Gegend wächſt eine Rebe, deren Früchte nicht Ihresgleichen in der ganzen übrigen Welt hat. Der davon gewonnene Wein wird, nach dem Weinberge, von dem man ihn erzielt, Conſtanzia genannt und ſo theuer in Europa verkauft wie kein anderer Wein; die Trauben aber ſind das Köſtlichſte, was der Menſch nur genießen kann.“

„Gehört denn auch dieſer Weinberg Niemanden an und darf man auch von ihm Trauben pflücken, ohne Jemanden nahe zu treten?“ fragte William, als man bei demſelben angelangt war.

„Das nun wohl nicht,“ verſetzte Jakob, durch dieſe unerwartete Frage des Knaben etwas in Verlegenheit geſetzt; „vielmehr würde der Beſitzer, ein Holländer, es ſehr übel vermerken, wenn er uns dabei ertappte, daß wir von ſeinen Trauben nähmen, aus denen er einen ſo großen Gewinn zu ziehen verſteht; wer aber würde ſich wohl daran kehren, wo es etwas ſo Gutes zu erhaſchen gibt?“ fügte er hinzu.

„Ich werde mich wohl daran kehren,“ verſetzte William; „fern ſei es von mir, mir das Geringſte mit Unrecht anzueignen. So hat meine brave Mutter es mir gelehrt und dabei will ich, ſo lange ich lebe, bleiben.“

„Thue das, mein Sohn!“ ließ ſich jetzt plötzlich eine Stimme vernehmen, die, Allen ganz unerwartet, hinter einer dichten Hecke hervorkam, und zu gleicher Zeit erhob ſich ein menſchliches Antlitz hinter derſelben. Die Andern, welche ſich ſchuldig fühlten — ſie hatten ja ſtehlen wollen — ergriffen erſchrocken die Flucht; unſer William, deſſen Gewiſſen völlig rein war, blieb aber ſtehen und ſah den alten Mann, der ihr Geſpräch belauſcht hatte, furchtlos an.

„Ich habe Alles gehört, mein Sohn,“ ſagte der Beſitzer des Weinbergs — denn er war es ſelbſt — „und freue mich, die Bekanntſchaft eines ſo braven jungen Menſchen gemacht zu haben. Bleibe bei Deinen guten Grundſätzen und es wird Dir ſtets wohl ergeben. Warte aber einen Augenblick: ich will Dich für Deine Redlichkeit belohnen, in-

dem ich Dir die ſonſt feſt verſchloſſen gehaltene Pforte meines Weinbergs öffne und Dich in denſelben führe, damit Du Dich nach Herzensluſt an meinen guten Trauben ſättigeſt; denn für einen ſo braven, redlichen Burſchen habe ich immer noch einige davon übrig. Den andern aber würde es ſchlecht bekommen ſein, wenn ſie, über den Zaun ſteigend, auf anderm Wege in meinen Weinberg gedrungen wären. Ich muß auf ſolche ungeladene Gäſte gefaßt ſein, da Jeder, der hier landet, von meinen weitberühmten Trauben naſchen will, und würde wohl ſchwerlich eine einzige davon in die Kelter bringen, wenn ich nicht die gehörige Vorſicht angewendet hätte. Zu dem Ende ließ ich mir Fußangeln aus Europa herüberkommen und legte ſie dicht an der Hecke rund um den Weinberg. Von Zeit zu Zeit habe ich Warnungstafeln aufgeſtellt, auf denen in allen lebenden Sprachen zu leſen iſt, welches Unheil die häßlichen Näſcher in meinem Weinberge erwartet; denn ungewarnt ſollten ſelbſt dieſe nicht in ihr Unglück gehen."

Als er dieſe Worte geendet hatte, öffnete er mit einem ſchweren Schlüſſel, den er bei ſich trug, die große und hohe eiſerne Pforte und lud unſern William zum Eintritt, zugleich aber auch zum Genuſſe ſeiner herrlichen Trauben ein, wobei er ihm ſeine Lebensſchickſale erzählte, die ſeltſam genug waren. Als ein armer Knabe war er aus Holland, ſeinem Geburtslande, auf einem großen Handelsſchiffe nach dem Cap gekommen und Krankheits halber daſelbſt zurückgeblieben. Ein Deutſcher nahm ſich des Verlaſſenen an, weßhalb er auch die deutſche Sprache vollkommen gut ſprach und verſtand. Durch Fleiß und Redlichkeit erwarb er ſich im Laufe

der Jahre einiges Vermögen, kaufte darauf den Weinberg, deſſen Werth man damals noch nicht kannte, für eine geringe Summe an, kultivirte die üppig wachſenden Reben deſſelben, grub und düngte den ſehr ſteinigten, trockenen Boden gehörig und ſah ſich nach einigen Jahren in dem Beſitze eines Weinbergs, um den jeder ihn beneidete und der ihn nach und nach durch ſeinen Ertrag zum reichen Manne machte.

Dieſes Alles erzählte der freundliche Greis unſerm William, während dieſer ſich, auf ſeine Einladung, an Trauben ſättigte, von deren Köſtlichkeit und Würze man in Europa keinen Begriff haben kann. Als William nicht mehr zu eſſen vermochte, füllte er ihm Mütze, Taſchen und ſein Sacktuch auch noch mit Trauben an, ermahnte ihn dringend, auch ferner ſtets auf Gottes Wegen zu gehen, und entließ ihn endlich mit ſeinem Segen.

Dieſes Abentheuer war das angenehmſte, das unſer junger Freund noch in ſeinem, freilich kurzen, Leben erlebt hatte und ſelbſt noch als Greis erinnerte er ſich deſſelben mit großer Freude, indem er zugleich behauptete, ihm habe nie wieder etwas ſo geſchmeckt, wie dieſe ihm mit ſo großer Liebe und Freundlichkeit geſchenkten Trauben.

Als er endlich zu ſeinen, ihn in einiger Entfernung erwartenden Genoſſen zurückkehrte, erzählte er ihnen, was ihm begegnet war und vertheilte die ihm mitgegebenen Trauben an ſie.

„Wetter!“ rief der alte Jakob, als William ihm von den von dem Holländer gelegten Fußangeln erzählte. „Da hätten wir ſchön ankommen und uns vielleicht für unſere

ganze Lebenszeit unglücklich machen können; denn mit den Dingern iſt nicht zu ſpaſſen und wer zufällig darauf tritt, wird leicht zum Krüppel, weil ſie tief in den Fuß eindringen und oft unheilbare Wunden zurücklaſſen.

Man hatte wirklich Gott für die Abwendung einer ſo großen Gefahr zu danken; unſer William ging für die Mittheilung ſeiner auf rechtlichem Wege erworbenen Trauben auch nicht leer an Dank aus und Alle waren höchlichſt zufrieden.

Es war bereits ziemlich ſpät, als man von dieſem, mit Erlaubniß des Capitains unternommenen Ausfluge zurückkehrte und Capitain Hanſen donnerte und fluchte ſchon über das allzulange Ausbleiben. Er beſänftigte ſich indeſſen, als er William, den er ſchon gar nicht mehr entbehren konnte, mit zurückkehren ſah. Er hatte ſich nämlich ſelbſt Vorwürfe darüber gemacht, daß er dieſem erlaubt hatte, mit den Andern ans Land zu gehen, da er fürchten mußte, daß der auf ſo hinterliſtige Weiſe Angeworbene ihm entfliehen und Schutz bei der Behörde gegen ihn ſuchen würde; er war daher herzlich froh, als er ihn wiederkommen ſah. An dergleichen dachte aber Williams redliche, argloſe Seele nicht einmal; auch hatte er ſich jetzt bereits an das Seeleben gewöhnt, um ſo mehr, da Capitain Hanſen ihn wider ſeine ſonſtige Gewohnheit ziemlich gut behandelte.

Für einen jungen, ſtrebſamen Menſchen, der ſich gern in der Welt umſieht und auf Alles merkt, muß eine Reiſe in ſo entfernte Gegenden auch immer einen großen Reiz haben. Jeden Tag, ja jede Stunde, gab es da etwas Neues und die Quelle der Belehrung verſiegte keinen Augenblick.

Bald war es ein Delphin, der neben dem Schiffe herſchwamm, bald ein fliegender Fiſch, der ſich in ſeinem ſilbernen Schuppenkleide aus der grünen Tiefe emporſchnellte; bald ein gräulicher Hayfiſch, der ſeinen geſtachelten Rachen weit öffnete, um ſeine Beute zu erhaſchen, der ſeine Aufmerkſamkeit und Wißbegierde auf ſich zog. Bald ſah man in großer Entfernung graue, gezackte Nebelwölkchen am Horizonte aufſteigen und die erfahrenen Seeleute erklärten ihm, daß es die Berge der entfernten Küſte wären, die er erblickte, bald ließ ſich ein Wandervogel, ermüdet von der weiten Reiſe über das unendliche Meer, auf die Spitze des Maſtes nieder, um auszuruhen und wurde mit lautem Jubel von der Mannſchaft begrüßt; bald warf man, bei Windſtille, Netze und Angelhacken aus, um die Bewohner der kühlen Tiefe zum leckern Mahle zu fangen; bald ſchwammen die Trümmer geſcheiterter Schiffe an ihnen vorüber und gaben reichlichen Stoff zu Erzählungen von Schiffbrüchen und andern Unfällen zur See; bald endlich theilte der alte Jakob, der ein lebendiges Magazin von Sagen und Mährchen war, der aufmerkſamen ihm zuhörenden Mannſchaft die allerſchönſten Sagen mit; kurz, es fehlte weder an Unterhaltung, noch an Abwechslung an Bord, und ſo gefiel ſich endlich unſer William gar ſehr in ſeinen neuen Verhältniſſen; ja, hätte der Gedanke an den großen Kummer, den ſeine gute Mutter erdulden würde, ſeine Heiterkeit nicht oft getrübt, ſo würde er ſich vielleicht vollkommen glücklich gefühlt haben.

Sechstes Kapitel.

Nach dem erſten glücklich abgelaufenen Verſuche, den der Capitain mit unſerm William gemacht hatte, ſtand er nicht an, dieſem ebenſowohl als der übrigen Mannſchaft die Erlaubniß zu ertheilen, die ſogenannte Capſtadt zu beſuchen. Hier bekam unſer junger Freund viel Merkwürdiges zu ſehen, unter andern ſah er dort auch die Hottentotten, wie die Holländer dieſe, an der Südſpitze Afrika's lebende Nation nennen, die ſich ſelbſt Quanquis nennt. Die gelbbraune Farbe derſelben, ihr der Wolle ähnliches, ſchwarzes Haar, ihre großen Mäuler und eingedrückten Naſen, mehr aber noch ihre höchſt ſeltſame Sprache, die mehr einem Schnalzen, denn einer menſchlichen Sprache glich, waren für unſern Neuling ſo auffallende Dinge, daß er ſich nicht ſatt daran ſehen konnte und oft vor Verwunderung außer ſich war. Von ihrem Schmutze, der ſelbſt den der Grönländer noch überſteigt, von ihren höchſt ſeltſamen Sitten und Gebräuchen, wußte man ihm viel zu erzählen und er hörte dem Erzähler mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu. Dieſes Volk iſt übrigens gutmüthig und friedlich, mit Ausnahme eines Stammes, den man die Buſchmänner nennt, weil ſie in einer waldigen Gegend wohnen. Dieſe ſind tückiſch, räuberiſch und oft ſogar grauſam; ſie machen auf die europäiſchen Anſiedler oder Coloniſten förmlich Jagd, wie wir auf wilde Thiere, und wehe dem, der in ihre Hände fällt!

Sie treiben durchaus keinen Ackerbau, ſondern leben faſt nur von der Jagd und dem Raube; ſie berauben aber nicht blos die Europäer, die ſie mit Recht als ihre Feinde anſehen, ſondern die ihnen verwandten Stämme der Hottentotten und Kaffern, wie eine andere, gleichfalls in der Nähe der Südſpitze von Afrika wohnende Nation heißt. Wie die Thiere, denken die Buſchmänner nicht an den folgenden Tag, ſorgen auch niemals für die Vermehrung ihres Viehſtandes. So wie ſie ein Stück Vieh geraubt und in Sicherheit gebracht haben, ſchlachten ſie es und verzehren es, größtentheils roh, auf der Stelle; ſie haben ſo wenig Eckel, daß ſie ſelbſt die Eingeweide zur Nahrung nicht einmal verſchmähen. Haben ſie ſich recht ſatt gegeſſen, ſo legen ſie ſich hin und ſchlafen, bis der Hunger ſie wieder weckt und zu neuen Raubzügen anſpornt. Können ſie nichts erhaſchen und quält der Hunger ſie allzuſehr, ſo ſchnallen ſie ſich mit breiten Lederſtreifen den Magen und Unterleib ein und ſollen dann ſehr lange hungern können.

Sie ſind überaus wild, grauſam und rachſüchtig und vergiften die Spitzen ihrer Pfeile mit dem Safte von nur ihnen bekannten giftigen Pflanzen, ſo daß jede Wunde, die ſie damit beibringen, ſogleich tödtlich wird.

Dieſer Buſchmänner werden aber immer weniger, da die Coloniſten genöthigt ſind, Militär gegen ſie auszuſenden und gegen ſie eine Art von Vertilgungskrieg zu führen. Wie ſchrecklich! daß Menſch gegen Menſch auf dieſe Weiſe verfährt.

Von allen dieſen, für unſern William faſt unglaublichen Dingen hörte er in der Capſtadt erzählen und konnte nicht

ſatt werden, ſich davon erzählen zu laſſen. Ja, er trug ſogar kein geringes, wenn gleich mit Furcht gemiſchtes Verlangen, einmal einen Buſchmann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, was ihm freilich wohl ſehr übel bekommen ſeyn würde.

Endlich hatte Capitain Hanſen die nöthigen Vorräthe eingenommen und wartete nur noch auf einen günſtigen Wind, um wieder unter Segel und ſeinem Beſtimmungsorte, der, wie ſchon geſagt, die den Holländern gehörige Inſel Java war, entgegen zu gehen.

Dieſer mit ſo großer Sehnſucht erwartete günſtige Wind ſtellte ſich endlich ein und die Hoffnung verließ mit geblähten Segeln den Hafen. Bald ſchwamm das Schiff jetzt im großen indiſchen Weltmeere und ſteuerte den ſogenannten Sunda-Inſeln, wovon Java eine iſt, zu; die drei andern zu dieſer großen Inſelgruppe gehörigen Inſeln heißen Borneo, Sumatra und Celebes; außer dieſen vier großen Sunda-Inſeln gibt es noch eine Menge kleinerer, mit deren Aufzählung ich Euch aber nicht beläſtigen will.

Die Fruchtbarkeit dieſer Inſeln iſt außerordentlich groß und der Handel derſelben beträchtlich. Die edelſten und von den Europäern am meiſten geſuchten Produkte wachſen dort und werden durch die Handelsſchiffe nach allen bewohnten Theilen der Erde ausgeführt. Aus Java, beſonders aus der Hauptſtadt Batavia, erhält man Reis, Kaffee, Tabak, etwas Indigo, Baumwolle und Gewürze. Hier, wo ſo viele treffliche und nützliche Produkte wachſen, findet man aber auch den ſo vielbeſprochenen Giftbaum, den Bohan-Uzas, von dem ich Euch, da Ihr wohl ſchon

oft davon gehört haben werdet, etwas Näheres mittheilen will. Er wächſt in waldigen, nicht zu hoch gelegenen Gegenden auf den Sunda- und Philippiniſchen Inſeln, die in der Nähe der erſtern liegen, beſonders aber auf Java. Er wird an hundert Fuß oder fünfzig Ellen hoch und hat einen geraden Stamm, mit knochenartigen Auswüchſen. Die Blüten ſind gelb mit grüner Blütendecke; die Blätter ovallänglich mit feinen Härchen beſetzt. Man hat dieſem, allerdings überaus giftigen Baum doch weit mehr Böſes nachgeſagt, als er verdient, wie z. B. daß darüber hinfliegende Vögel, von den Ausdünſtungen des Uzas berührt, ſogleich todt aus der Luft zur Erde niederfielen und Menſchen und andere Säugethiere, die ſich in ſeine Nähe wagten, daſſelbe Schickſal erlitten; ja, man nannte ein Thal auf Java, wo ein ſolcher Bohan-Uzas ſtand, ſogar das Thal des Todes, weil von den giftigen Ausdünſtungen deſſelben ſogleich alles Leben erſterben ſollte. Dieſes alles gehört nicht der Wahrheit, ſondern allein der Fabel an. Der Baum iſt allerdings ſehr giftig; aber die Wilden gewinnen das Gift für ihre tödtlichen Pfeile allein dadurch, daß ſie den Stamm des Bohan-Uzas mit einem Meſſer oder ſcharfen Steine ritzen, woraus ein milchiger Saft aus der Rinde hervorquillt, der ſchnell zu einem Gummi-Harze gerinnt. Dieſen Saft vermiſchen die noch wilden Javanenſen mit andern giftigen Subſtanzen und tauchen ihre Pfeilſpitzen hinein, worauf jede damit gemachte Wunde auf der Stelle tödtlich wird. Der giftreiche Uzas hat übrigens ein ſehr ſchönes Anſehen und iſt ein kräftiger Baum mit einer wohlgewach-

ſenen, herrlichen Krone. Er trägt eine ſteinigte Frucht. So viel von dem Uzas.

Auf Java, und überhaupt auf den Sunda-Inſeln, beſonders auf Borneo, findet man auch das dem Menſchen ſo ähnliche Thier, den Urang-Utang, den die Ureinwohner für einen wirklichen Menſchen halten, der aus Trägheit weder ſprechen noch arbeiten wolle; man nennt den Urang-Utang auch den Waldmenſchen. Er geht, wie Euch ſchon bekannt ſein wird, aufrecht und hat oft einen Knittel als Spazierſtock oder als Waffe in einer ſeiner Vorderhände; denn daß die Affen vier Hände haben, werdet Ihr ſchon wiſſen. Wenn er angegriffen wird, vertheidigt er ſich wacker und ſoll ein gefährlicher Feind ſein, wenn man ihm allein begegnet.

Unſer William würde, wenn er nach Java gekommen wäre, dieſes Alles und noch viel Merkwürdiges geſehen haben; allein das Schickſal wollte es anders und er ſah dieſe Inſel nur aus weiter Ferne, ohne ſie je zu erreichen, wie ich Euch nachſtehend in dieſer wahrhaften Geſchichte erzählen werde.

Wind und Wetter blieben zu Anfang der Fahrt vom Cap der guten Hoffnung ins indiſche Weltmeer hinein durchaus günſtig, und wie ein großer Vogel mit ſeinen weitausgebreiteten Schwingen die blaue Luft durchſchneidet, ſo durchſchnitt die mit ſchönen weißen Segeln beſpannte Hoffnung den Ocean. Stolz und herrlich mußte ſich das Schiff ausnehmen, indem es ſo ſicher durch die bewegte Waſſerfläche hinglitt. Wie luſtig flatterten nicht die hochrothen Wimpel, die ſchöne Flagge mit dem königlichen Wappen

im Winde! Wie glänzte und ſchimmerte Alles am Bord, wo eine wahrhaft muſterhafte Reinlichkeit und Ordnung herrſchte; denn das mußte man dem Capitain Hanſen, trotz ſeiner ſonſtigen üblen Eigenſchaften, laſſen, er war ein ganzer Seemann und hielt in allen Dingen auf die ſtrengſte Ordnung; nicht ein einziges Endchen Tau durfte am unrechten Orte umherliegen uud die erſte Putzdame konnte nicht eiferſüchtiger über ihren Staat wachen, als unſer Capitain über die Sauberkeit ſeiner ſchönen Hoffnung.

Endlich an einem Morgen, als es eben Tag zu werden begann, rief der Matroſe, der oben im Maſtkorbe ſaß, mit lauter und freudiger Stimme „Land!" aufs Verdeck hinunter. Der Capitain kam auf dieſen Ruf ſchnell aus der Kajüte hervor und befahl William, der ihm gefolgt war, das prächtige, weitſehende Fernrohr zu bringen, damit er unterſuchen könne, ob der ſich im Nord-Oſt am fernen Rande des Horizontes zeigende, graue Nebelſtreif wirklich Land, und, wie er vermuthen durfte, die Küſte von Java ſei. Er richtete lange das Fernrohr, das er auf Williams Schulter gelegt hatte, auf den grauen Streif; denn die Entfernung war noch ſo groß, daß man nur mit Mühe unterſcheiden konnte, ob man wirklich Land oder nur eine Wolkenſchicht vor ſich habe. So wie aber die Sonne etwas höher geſtiegen war, unterſchied er mit dem Fernrohr deutlich die hohen Bergſpitzen Java's und ſagte jetzt freudig: „Es iſt wirklich Land und bald werden wir am Ziele ſein."

Dieſer Ausſpruch erfreute die Herzen Aller, die ihn hörten. Wenn man ſo lange auf der See geſchwommen

und nichts als Himmel über, als Waſſer unter ſich gehabt hat, dann ſehnt man ſich endlich doch wohl nach einem feſten, grünen Boden unter ſeinen Füßen, und wenn man ſo lange nichts als gepöckeltes Fleiſch und trockene Hülſenfrüchte, wenn es hoch kömmt, eine Mehlſpeiſe oder Fiſche gegeſſen hat, nach friſchem Fleiſche und grünem, ſaftigem Gemüße.

Es herrſchte alſo über dieſen Ausſpruch des Capitains große Freude am Bord: wußte man doch, daß man ſich auf ihn verlaſſen konnte, beſonders, da es nicht das erſte Mal war, daß er dieſe Reiſe machte. Eine ſo glückliche, ungetrübte Fahrt, wie dieſe, hatte man noch nicht gemacht; ſo behauptete ſelbſt der älteſte Matroſe am Bord, der alte Jakob, der von ſeinem fünfzehnten, bis zu ſeinem fünfzigſten Jahre faſt immer auf der See geweſen war.

Indeß ſollte die große Freude der Mannſchaft und des Capitains bald getrübt werden. Die bisher ſo ruhige, gleichſam ſpiegelglatte See fing an, ſich zu kräuſeln; es tauchten immer größere Wellen, als ob das Meer unten koche, aus der Tiefe empor; zwar verſpürte man auf dem Schiffe noch keinen Wind, vielmehr ſchwieg dieſer gänzlich, als wolle eine Windſtille eintreten; allein das Meer brauſ'te hohl und gab ein Getöſe von ſich, wie wenn in weiter Ferne der Donner rollt.

Die Mannſchaft kannte ſo etwas und Alles wurde ſtill, als ſich dieſe Boten eines herannahenden Sturmes kund thaten. Je größer die vorhergehende Stille geweſen war, je mehr hatte man von jenem zu fürchten. Ein anderes, Allen wohlbekanntes übles Zeichen waren die über das Schiff

hinfliegenden großen Wandervögel, die ein klägliches Geſchrei in der Luft erhoben und ſtatt ſich zum Ausruhen auf die Maſten und Segelſtangen nieder zu laſſen, im ſchnellſten Fluge vorüberſchoſſen. Das thaten ſie, um wo möglich noch vor dem ausbrechenden Orkane das Feſtland zu erreichen.

Die See färbte ſich immer dunkler; die Wellen wurden mit jeder Stunde größer und begränzten ſich mit ſchneeweißen Rändern von Schaum. Der Capitain verließ das Verdeck nicht und ſchaute ſich mit ernſter Miene und ohne ein Wort zu ſagen nach allen Seiten um, ob er nicht noch andere Zeichen des nahenden Sturmes entdecke. Endlich erblickte er, gerade in der Richtung, von welcher der Wind herkam, ein kleines dunkles Wölkchen am Himmel, und ſich an den Steuermann wendend, ſagte er:

„Jetzt kommt es! Aufgepaßt!“

Er ertheilte dann der Mannſchaft die nöthigen Befehle, um auf das Kommende bereit zu ſein, ließ einen Theil der Segel einziehen und befahl die größeſte Vor- und Umſicht.

„Das Wetter wird wahrſcheinlich ſehr ſchlimm werden und wir haben uns zu früh über die glückliche Fahrt gefreut,“ ſagte er mit bedenklicher Miene. „Von Glück werden wir zu ſagen haben, wenn wir mit leidlichem Schaden davon kommen. Habt ihr das dunkle Wölkchen da unten, — er zeigte gen Weſten mit der Hand — „wohl geſehen?“ wandte er ſich an den neben ihm ſtehenden Unterſteuermann; „das bedeutet nichts Gutes und wird ſchnell genug, Tod und Verderben in ſeinem Schooße tragend, heraufkommen. Dazu wird es bereits Abend; es darf Kei-

ner dieſe Nacht zu Bett gehen, denn wenn uns das Unwetter im Schlafe überraſchte, könnte das Unheil groß werden. Daher aufgepaßt! ſage ich nochmals und keiner verlaſſe ſeinen Poſten!"

William, der neben dem Capitain ſtand und jedes ſeiner Worte vernahm, hatte denn doch ganz ſeltſame Empfindungen in ſeiner Bruſt, als er von Sturm und Unwetter reden hörte und, wie es ſehr wahrſcheinlich war, ſie ſelbſt mitbeſtehen ſollte. Er hatte bereits oft von Schiffbrüchen und andern Unfällen zur See gehört oder geleſen; das aber erfüllte ihn nur mit einem gewiſſermaßen angenehmen Grauſen und ſtachelte blos ſeine Neugierde auf den Ausgang der Sache; jetzt aber, wo er ſelbſt daran und eine mitſpielende Perſon in dem großen Drama ſein ſollte, war ihm ganz anders zu Muthe und trotz der drückenden Schwüle des Abends rieſelte ihm von Zeit zu Zeit ein kalter Schauder durch die Glieder.

Indeß begriff er doch noch nicht, wie das bezeichnete kleine dunkle Wölkchen am fernſten Rande des weſtlichen Horizontes ſo verderblich für Schiff und Mannſchaft werden könne; war es doch noch ſo fern und kaum wenig größer, als daß er es mit ſeinen beiden ausgebreiteten Händen hätte bedecken können. Er wagte es mit einiger Schüchternheit, ſeine beſcheidenen Zweifel nicht gegen den Capitain ſelbſt, wohl aber gegen den ihm befreundeten Oberſteuermann zu äußern; dieſer aber belehrte ihn eines Beſſern, indem er zu ihm ſagte:

„Die Wolke da drüben ſcheint nur klein, iſt es aber nicht. Nur die außerordentlich große Entfernung und der

große unermeßliche Raum, in dem ſie ſchwimmt, läßt ſie unſern Blicken ſo unbedeutend erſcheinen. Du wirſt ſchon ſelbſt bemerkt haben, lieber William, wie ſehr die Entfernung zur ſcheinbaren Verkleinerung der Gegenſtände beiträgt. Wenn man z. B. auf einem Berge, auf einem hohen Thurme oder auch nur auf dem Dache eines Hauſes ſteht, erſcheinen die unten wandelnden Menſchen und Thiere uns in faſt zwerghafter Geſtalt. Eben ſo iſt es mit den Gegenſtänden, die wir am Horizont erblicken. Nimm nur einmal die Sonne oder den Mond, deren Scheibe man faſt mit der Hand bedecken kann, und doch iſt die erſtere 113 Mal großer als unſere Erde, obgleich dieſe eine Maſſe von 2659 Millionen 310190 kubiſchen Meilen hat; eine kubiſche Meile iſt aber eine, die eine Meile lang, breit und hoch iſt. Bedenke, wie groß alſo die um 113 Mal ſo große Sonne ſein muß und doch macht die außerordentliche Entfernung, daß ſie uns nicht größer erſcheint, wie der innere Theil eines mäßigen Tellers. Hiernach wirſt Du ſchließen können, daß auch jene, jetzt ſo klein ſcheinende Wolke ſehr groß ſei und uns, wenn ſie ſich über uns ausbreiten ſollte, Gefahr und Verderben bringen könnte. Alles wird für uns davon abhängen, ob der Wind in ſeiner jetzigen Richtung bleibt, oder davon abſpringt; iſt das letztere der Fall, ſo dürfte die Gefahr minder groß werden.“

William, der dem unterrichteten Manne mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, dankte für die ihm ertheilte Belehrung und richtete jetzt auch ſeine Blicke faſt unausgeſetzt auf die kleine dunkle Wolke.

Siebentes Kapitel.

Der Wind ſtand indeß noch immer aus Weſten und die Wolke, von ihm getrieben, kam immer näher und näher; ſo wie ſie aber heraneilte, wurde ſie größer. Noch hohler als früher ſchon ging die See; die Wellen ſchlugen gegen die Seitenwände des Schiffs, als wollten ſie ſie zerſchellen; der Schaum ſpritzte, ſo wie der Keil die Wogen durchſchnitt, ſo hoch empor, daß er auf's Verdeck niederfiel. Jetzt ließen ſich auch bereits einzelne, noch in ziemlich großen Pauſen kommende Windſtöße verſpüren; die freien Zwiſchenräume wurden immer kürzer, die Stöße ſelbſt anhaltender. Endlich war der vollſtändigſte Orcan da. Der Himmel hatte ſich ſchwarz bezogen; es donnerte aus den Wolken; Blitze zuckten, die ganze Natur ſchien in Aufruhr zu ſein. Die Wellen gingen ſo hoch, daß ſie über das Verdeck ſtürzten und von demſelben Manches mit ſich in die Tiefe hinabriſſen. Dazu kam die Nacht, die das Grauſenhafte der Scene noch vermehrte.

Der Capitain war dem Anſcheine nach ruhig, aber ſehr bleich; ein Beben ſeiner Stimme, ſo oft er einen Befehl ertheilte, verrieth, daß er ſeine innere Furcht nur bemeiſterte, vielleicht, um die Mannſchaft nicht zu erſchrecken: war dieſe doch ohnehin, trotz ihres Muthes, ſchon erſchrocken genug, indem ſich kaum einer erinnerte, je einen ſolchen Orkan erlebt zu haben.

Die älteſten und verwegenſten Matroſen, Männer, denen ſonſt immer, nach der ſchlechten Gewohnheit der Sol-

daten und Seeleute, Flüche auf den Lippen ſchwebten, ließen alle Augenblicke ein: „Gott ſteh' uns bei!" oder: „Gott ſei uns armen Menſchen gnädig!" hören. Man vernahm weder mehr ein fröhliches Singen noch Pfeifen am Bord; Alles verrichtete ſeine Arbeit ſtill; nur die Stimme des Capitains wurde von Zeit zu Zeit, Befehle ertheilend, gehört; oft übertobte der Sturm ſie.

Die Gewalt deſſelben nahm mit jedem Augenblick zu, und obgleich die meiſten Segel eingerefft waren, wurde das Schiff doch pfeilſchnell vorwärts getrieben. Der Steuermann vermochte das Steuer nicht mehr zu regieren, ſondern mußte das Schiff dem Winde und den Wellen faſt gänzlich überlaſſen. Menſchenmacht und Menſchenhülfe vermochte nichts mehr: man mußte ſich in Gottes Hand geben und glaubte dem Ende ſeiner Tage nahe zu ſein.

Um das Unheil zu vermehren, brach endlich auch noch das Steuer entzwei, indem eine Stoßwelle dagegen ſchlug; jetzt gab es keine Lenkung des Schiffes mehr, und Luft und Waſſer hatten freies Spiel.

Selbſt dem Capitain entſank der Muth; bis dahin hatte er einen wirklich bewunderungswürdigen gezeigt. Sein Anſehen hatte etwas Furchtbares; ſein Geſicht war todtenbleich, und ſein krauſes Haar ſträubte ſich auf dem Haupte empor; in ſeinen Mienen lagen Furcht und Entſetzen; allein kein Wort, das Furcht verrathen hätte, entfuhr ſeinen Lippen. Nur als er an William vorüberging, der in der Kajüte auf ſeinen Knieen lag und, wie ſeine fromme Mutter es ihm im Glück und Unglück gelehrt hattte, zu Gott um

Rettung emporflehte, ſagte Capitain Hanſen wie vor ſich hin:

„Armer Junge! Dein Leben habe ich auf dem Gewiſſen! Ich beging ein ſchweres Unrecht, das ich vor Gott zu verantworten haben werde, indem ich Dich Deiner Heimath und einer minder gefahrvollen Beſchäftigung entriß.“

Obgleich nun die Gefahr mit jedem Augenblick höher ſtieg und Alle ſich ihres Lebens begaben, war doch durch das Gebet eine größere Ruhe über das Herz des armen William gekommen. Wie oft hatte er ſeine gute Mutter in Augenblicken der Noth die Worte ſagen hören:

„Nicht wie ich, ſondern wie mein Vater im Himmel will?“ und dieſer ſich jetzt erinnernd, ſagte er ſie auch, wodurch eine wahrhaft himmliſche Ruhe über ſein Herz kam. Zwar erfüllte ihn der Gedanke mit Betrübniß, ſchon ſo jung, ſo fern von der theuren Mutter und der geliebten Heimath ſterben zu ſollen, in die grauſenvolle Tiefe des Meeres hinabſinken zu müſſen; allein Schrecken oder wohl gar Entſetzen flößte er ihm nicht ein: wußte er doch, daß es nach dieſem Leben noch ein anderes, wie die heilige Schrift verhieß, beſſeres geben würde; wie hätte er ſich alſo wohl vor dem Tode fürchten ſollen? Daß er aber zu leben wünſchte, wie natürlich war das nicht?

So beſchämte dieſer Knabe in ſeiner durch wahrhafte Frömmigkeit und Gottergebenheit hervorgegangenen Ruhe die ältern Männer. Trotz derſelben ließ er aber doch die Hände nicht in den Schoos ſinken, ſondern verrichtete mit Kraft und Beſonnenheit die ihm aufgetragenen Geſchäfte.

Die grauenvolle Nacht ging endlich vorüber und der Himmel klärte ſich etwas auf. Von Zeit zu Zeit fiel ein Sonnenſtrahl durch den dunklen Wolkenſchleier, womit er überzogen war; aber der Sturm legte ſich nicht und trieb das Schiff wie ein Spielwerk vor ſich her. Wo man war, wußte man nicht, da eine Sturzwelle den Kompaß über Bord geriſſen hatte, folglich der Capitain ſeine Beobachtungen nicht anſtellen konnte; gelenkt konnte das Schiff auch nicht mehr werden, weil das Steuer zerbrochen war. Man ſah kein Land mehr, nichts als das Waſſer unter, den Himmel über ſich.

Dies war, obwohl an ſich ſchrecklich genug, doch gewiſſermaßen ein Troſt für die armen Schiffbrüchigen, indem die größeſte Gefahr ihnen von der Nähe des Landes kommen mußte. In dieſer Nähe iſt nämlich das Meer gewöhnlich mit verborgenen oder offenbaren Klippen und Felſenriffe beſät, an denen ſteuerloſe Schiffe unfehlbar ſcheitern müſſen, wenn der Wind ſie gegen dieſelben treibt. Daher war es für unſere Seefahrer tröſtlich, daß ſie nirgends Land zu erſpähen vermochten. Legte ſich der Ocean nur bald, ſo durfte man ſogar noch auf Rettung hoffen: das Schadhafte konnte ausgebeſſert, die zerriſſenen Segel konnten geflickt werden und man, wenn gleich nur nothdürftig und mit großer Anſtrengung, doch noch einen rettenden Hafen erreichen.

So betete jetzt Alles am Bord, ganz im Gegenſatze zu früher: „Nur kein Land! Nur kein Land!“ Der Sturm konnte, mußte ſich ja endlich doch legen; wenn aber das

Schiff auf Klippen ſtieß, dann war keine Rettung mehr möglich.

Allein auch die letzte Hoffnung ſollte zu Trümmern gehen. Nachdem das Schiff noch einige Stunden, vom Sturme gepeitſcht, gegen Oſten getrieben worden war, erblickte man ganz deutlich, und bereits mit bloßem Auge, den bewußten grauen Streif am Himmel, der auf Land deutete, und der Wind trieb das Schiff in gerader Richtung darauf zu.

Jetzt verſtummte Alles vor Schrecken; der Capitain ſelbſt bewahrte ſeine äußere Faſſung nicht mehr und ſagte der erſchrockenen Mannſchaft geradezu heraus, daß ſie ihre Seele Gott befehlen möchten.

Immer deutlicher trat die Küſte hervor — ob es eine Inſel oder ein Feſtland ſei, vermochte man nicht zu entſcheiden, da man nicht wußte, wo man ſich befand — und um den Schrecken noch zu vermehren, ſah man, daß ſie bergig war. Wenn ſich aber Berge am Lande befanden, ſo durfte man ſchließen, daß ſie bis ins Meer hinein ſich erſtrecken würden. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß jedes Gebirge drei Abſtufungen hat: das höchſte oder Hauptgebirge; das Mittel= und endlich das Vorgebirge, welches letztere gewöhnlich ſich in Klippen und Felſenriffen im Meere endigt. Letztere hatte man alſo jetzt auch an der Küſte zu erwarten, auf die das ſteuerloſe Schiff zugetrieben wurde.

Der Capitain ertheilte jetzt keine Befehle mehr; denn wie hätte man ſie ausführen ſollen? Die Mannſchaft arbeitete nicht mehr; denn wozu konnte die Arbeit noch nützen? Eine tiefe, lautloſe Stille herrſchte am Bord; nur von Zeit zu Zeit ſtieg der Schiffszimmermann mit einer

Laterne in den Raum hinab, um nachzuſehen, ob auch kein Leck entſtanden ſei und das Schiff Waſſer ſchöpfe. In dieſer Hinſicht brachte er immer tröſtliche Nachrichten mit herauf: der Boden des Schiffes war noch feſt und kein Leck zu entdeckeu.

Da, als eben der Zimmermann wieder die Leiter hinan ſtieg, um ſich aufs Verdeck zu begeben, erhielt die Hoffnung, Allen unerwartet, einen furchtbaren Stoß, ſo daß ihre eichenen Rippen erkrachten und Diejenigen, welche ſtanden, in Gefahr waren umzufallen.

„Nun iſt das Unglück da!“ rief der Capitain aufſpringend. „Es kann nicht fehlen, der Stoß muß einen Leck gegeben haben. Schnell hinab, Zimmermann!“ herrſchte er dieſen an, „ſchnell hinab und nachgeſehen, was es da unten gibt.“

Er hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, ſo erfolgte ein zweiter, noch weit heftigerer Stoß; dann ſtand das eben noch pfeilſchnell dahinſchießende Schiff plötzlich ſtill, woraus man ſchloß, daß es ſich zwiſchen zweien im Meere verborgenen Felſenriffen feſtgeklemmt habe.

Achtes Kapitel.

Die Bläſſe des Todes hatte alle Geſichter überzogen, ſo wie das Schiff plötzlich ſtill ſtand; es war, als wäre das eben noch ſo lebendige zur Leiche geworden. Die tiefſte Stille herrſchte an Bord; dann brachen einige in laute Klagen

aus, die der Capitain dadurch zu beſchwichtigen ſuchte, daß er zu ihnen ſagte:

„Was hilft das Wimmern und Klagen? Es ſteht nun einmal im Buche des Schickſals geſchrieben, daß wir in der ſalzigen Fluth unſern Untergang finden ſollen, und dabei iſt es denn doch einigermaßen ein Troſt, daß wir auf ächt ſeemänniſche Weiſe umkommen. Der Tod wird hier wahrſcheinlich nur ein Augenblick ſein; wären wir am Lande geſtorben, ſo hätte es vielleicht länger gedauert, bis wir damit durch geweſen wären.“

Dieſer Troſt wollte aber bei Keinem Eingang finden; mehrere der Matroſen waren noch jung und liebten das Leben und ſelbſt die älteren unter ihnen mochten nicht an den Tod denken.

In der Seele unſers Williams gingen ſeltſame Dinge vor, als er den Capitain alſo reden hörte und die hellen Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen, indem er an die theure Mutter und ihren Schmerz, an die Heimath und ſeine Geſpielen dachte, die er nun wahrſcheinlich nicht wieder ſehen ſollte. Dieſer Schmerz war ſo natürlich und er hatte ſich ſeiner nicht zu ſchämen, um ſo weniger, da er noch ein Knabe und kein gereifter Mann war.

Der tiefen Betrübniß und dem thatenloſen Schrecken der Mannſchaft folgte bald ein anderer Zuſtand und die Hoffnung, daß dennoch vielleicht Rettung möglich ſei, blitzte in vielen Herzen, gleich einem Stern in dunkler Nacht, auf. Die Thätigkeit erwachte wieder: man ſah ſich nach Rettungsmitteln um; das große Boot war noch da; man konnte ſich, wenn das Schiff wirklich ſinken oder in Trüm-

mer gehen ſollte, zum Theil auf dieſem, zum Theil durch Befeſtigen an den Schiffstrümmern vielleicht noch retten.

Der in den Raum hinabgeſtiegene Schiffszimmermann kam wieder herauf; ſeine Miene verkündete nichts Gutes; die Blicke Aller richteten ſich ängſtlich und erwartungsvoll auf ihn.

„Es ſind ſchon ſechs Fuß Waſſer im Raume,“ ſagte er mit faſt tonloſer Stimme, „und es wächſt mit jeder Minute; ein großes Leck muß da ſein: wo aber? vermag ich nicht zu entdecken, da das Waſſer ſchon ſo hoch geſtiegen iſt.“

„An die Pumpen! An die Pumpen!“ erſcholl es jetzt aus dem Munde der Matroſen und Alle ſtürzten, ohne erſt den Befehl des Capitains abzuwarten, in den Raum hinab, um die Arbeit zu beginnen.

„Arme Jungens!“ ſagte der Schiffszimmermann mit einem ſchmerzlichen Lächeln um den bleichen Mund, „arme Jungens, es wird Euch nichts helfen: das Leck iſt zu groß und Eure Kräfte werden nicht ausreichen, das Waſſer im Raume zu bewältigen.“

„Iſt das Eure feſte Ueberzeugung,“ Meiſter?“ fragte ihn der Capitain, der aus einem dumpfen Dahinbrüten plötzlich zu erwachen ſchien.

„Ja,“ verſetzte der Gefragte, „und wenn ihrer zweimal ſo viele wären, ſo würden ſie nicht Herr des Waſſers werden.“

„So ſollen ſie die Zeit nicht mit unnützer Arbeit verlieren,“ ſagte der Capitain und ließ einen Ruf erſchallen, auf den Alle wieder auf's Verdeck kamen.

„Meiſter Steffen ſagt,“ nahm der Capitain das Wort, als die Matroſen ihn umſtanden, „daß es mit dem Pumpen nichts ſei und wir eine wahrſcheinlich ſehr koſtbare Zeit nur damit verlieren würden. Wir dürfen ſeinem Worte vertrauen, da er ein geſchickter, vielerfahrner Mann iſt und ſich ſchon oft den Wind um die Naſe hat wehen laſſen. Denken wir alſo auf eine andere Rettung. Laßt das Boot ins Meer hinab; vielleicht legt ſich der Sturm in Kurzem und wir können mit dem Boote See halten. Die Küſte kann nicht fern ſein! Gott könnte ſich unſer erbarmen und uns an dieſelbe führen. Wendet alſo Eure Kräfte darauf, das Boot ins Meer hinabzulaſſen und ſobald ſich der Sturm nur in Etwas legen ſollte, wollen wir es beſteigen.“

Gehorſam dieſem Befehle machten ſich die Matroſen an die Arbeit und ſchon nach Verlauf weniger Minuten ſchaukelte ſich das Boot auf den bewegten Wellen. Nur kurz dauerte aber die Freude: eine ungeheure Sturzwelle kam und riß in ihrem Anprall das Boot mit ſich fort; ihre Kraft war ſo groß geweſen, daß ſie das ſtarke Tau zerriſſen hatte, als wäre das Fahrzeug an einem Zwirnsfaden befeſtigt geweſen.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr bei dieſem Anblick dem Munde Aller; der Capitain aber ſagte, wie vor ſich hin, mit dumpfem Tone:

„Nun iſt's aus! Gott erbarme ſich unſer!“

In dem Augenblicke fing das eben noch ganz feſt liegende Schiff an, eine ſchwankende Bewegung zu machen, ein Krachen, wie vom Einſturz eines großen Gebäudes, ließ ſich vernehmen und zugleich ſtieg das Waſſer von unten

herauf aufs Verdeck. Das Schiff war geborſten und beſtand nur noch aus Trümmern.

Jeder wußte jetzt, was es galt und griff nach einer rettenden Planke. Der große Maſt, der bereits geknickt geweſen war, begrub in ſeinem Umſturze zwei Matroſen, die in der Richtung ſtanden, in der er fiel. Ob ſie dadurch getödtet wurden, oder erſt in den Wellen ihr Ende fanden, iſt nicht zu beſtimmen, denn Jeder dachte in dem Augenblick nur an ſich und an die eigene Rettung.

Unſer William, noch ein Neuling auf dem Meere, wußte nicht, was er thun, was er beginnen ſollte. Er ſtand neben dem Capitain, rang die Hände und ſchickte Gebete für ſeine Rettung zum Himmel empor. Zufällig fiel der Blick des Capitains auf den armen Knaben und, trotz der eigenen Noth und Gefahr, jammerte ſein Schickſal ihn; es war ſein Gewiſſen, das ihm Theilnahme und Mitleid für ihn einflößte.

„Komm," ſagte er zu unſerm William, indem er ihm die Hand reichte; „komm, wir wollen zuſammen unſer Heil verſuchen, und ſollten wir untergehen, ſo vergib mir Deinen Tod, an dem ich ſchuld bin."

Er zog ihn mit ſich fort, zum großen Maſte hin, der bereits auf dem Verdeck im Waſſer ſchwamm, denn ſo hoch war dieſes bereits geſtiegen, ergriff ein ſtarkes Tau und befeſtigte mit dieſem den halbtodten Knaben an den Maſt. Darauf ſuchte er ein zweites Tau, umſchlang ſich damit und befeſtigte es gleichfalls daran. Kaum war dies geſchehen, ſo ſchwamm der Maſt von den Schiffstrümmern ins Meer hinab und die Wogen ſchoſſen darüber hin.

Was weiter mit ihm vorging, vermochte unſer William nicht zu ſagen: die Sinne hatten ihn verlaſſen und er hing wie ſchon todt an dem Maſte, der, der Richtung des Windes folgend, an eine unbekannte Küſte trieb, wo er, von einer ungeheuren Welle hoch aufs Land hinaufgeworfen, am Ufer liegen blieb.

Der Ton einer Stimme erweckte William aus ſeiner Betäubung; er erkannte die des Capitains, aber ſie war ſo ſchwach, daß er ſie kaum zu unterſcheiden vermochte.

„Lebſt Du noch?“ fragte dieſe Stimme.

William riß die Augen auf und ſah ſich um.

„Was gibts? und wo ſind wir?“ fragte er verwundert.

„Am Lande,“ verſetzte der Capitain, „und vielleicht gerettet,“ fügte er hinzu, „wenn Du nämlich noch ſo viele Kraft haſt, Dein Meſſer nehmen und erſt Dich, dann mich losſchneiden zu können, damit wir uns vor der nächſten Sturzwelle höher auf das Ufer hinauf retten. Bleiben wir aber hier, ſo führt ſie uns wohl wieder ins Meer hinab und dann Ade, Leben!“

William hatte jetzt ſeine volle Beſinnung wieder und da ſeine Arme frei waren, zog er das große, an einem Bande um ſeinen Hals hängende Meſſer aus ſeinem Buſen hervor, öffnete es mühſam mit ſeinen vom Waſſer ganz erſtarrten Händen, ſchnitt die ihn an den Maſt befeſtigenden Stricke entzwei und machte den Verſuch, ſich zu erheben. Allein er war wie ein Betrunkener und taumelte gleich wieder zur Erde nieder.

„Mach ſchnell oder wir ſind verloren!“ rief der Capitain mit ſchon erſterbender Stimme. „Ich kann mich nicht rühren,“ fügte er hinzu, „und habe wahrſcheinlich etwas an meinem Leibe zerbrochen, auch ſtrömt mir das helle Blut über das Geſicht.“

William raffte jetzt den letzten Reſt ſeiner Kräfte zuſammen und taumelte zu ſeinem Leidensgenoſſen hin. Der Anblick deſſelben war ein entſetzlicher. Das Blut rieſelte, wie aus einer Quelle, aus einer großen Kopfwunde hervor und hatte ſowohl ſein Geſicht, als ſeine Kleidung überſtrömt. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr bei dem Anblick den Lippen des Knaben; aber trotz dem verließ ihn ſeine Geiſtesgegenwart nicht. Er ging zu dem Kapitän, zerſchnitt die Bande womit er an dem Maſte befeſtigt war, und zog ihn, da er erklärte, nicht gehen zu können, höher auf den Strand hinauf, um ihn vor den Sturzwellen in Sicherheit zu bringen. Es war die höchſte Zeit damit geweſen, denn keine halbe Minute verging, ſo riß eine mächtige Welle den rettenden Maſt wieder in das Meer hinab und würde folglich auch unſere Beiden mit ſich fortgeriſſen haben, wenn ſie ſich nicht zuvor weiter entfernt hätten.

Schrecklich war es anzuhören, wie der Capitain ächzte und ſtöhnte, als William ihn fortzog; der Unglückliche hatte den Schenkel zerbrochen und war überdies mit Wunden bedeckt, worunter die große Kopfwunde die gefährlichſte war. Er hatte dieſe ſchrecklichen Verwundungen dadurch erlitten, daß das Ende des Maſtes, an das er ſich befeſtigt hatte durch die Gewalt der Wellen gegen ein Korallenriff getrieben wurde, und der Stoß war ſo heftig geweſen, daß er

ihm das Bein zerbrach; überdieß hatten die ſpitzig hervorragenden Zacken des Riffs ihm mehrere Wunden beigebracht, die alle ſtark bluteten.

Der Anblick dieſes unglücklichen Mannes preßte William heiße Thränen aus und ließ ihn ſein eigenes Unglück vergeſſen. Wie es uns in Augenblicken großer Gefahr zu ergehen pflegt, erging es auch unſerm William: Gott hatte ihm größere geiſtige Kräfte, denn je zuvor verliehen und dieſe machten es möglich, daß er mit Beſonnenheit handeln und überlegen konnte, was er zu thun habe, um die Leiden und Schmerzen ſeines Genoſſen zu lindern.

Dieſer redete ſchon nicht mehr und lag mit feſtgeſchloſſenen Augen da; der letzte Reſt ſeiner Kräfte hatte ihn verlaſſen und er ſchien bereits eine Beute des Todes zu ſein.

Trotz dem gab William den Verſuch ſeiner Rettung nicht auf. Er entkleidete ſich und zog ſein Hemd aus, um durch Zerreißen deſſelben die nöthige Leinwand zum Verbinden der großen Kopfwunde zu erhalten. Er machte aus dieſem Hemde, das natürlich vom Seewaſſer ganz durchdrungen war, ein ſtarkes Polſter und eine Binde, legte das erſtere auf die Wunde und befeſtigte es mit der letztern um den Kopf. Kaum aber berührte das mit ſalzigem Waſſer getränkte Polſter die Wunde, ſo ſchrie der arme Verwundete vor Schmerz laut auf und fuhr mit der Hand nach dem Haupte, um es wieder abzureißen.

Trotz dem, daß der Schrei und die heftige Bewegung des Leidenden ihn erſchreckten, freute er ſich doch über dieſes neue Lebenszeichen, denn er hatte den Capitain ſchon todt oder doch im Sterben begriffen geglaubt.

„Was machſt Du? und weßhalb thuſt Du mir weh?“ rief der Capitain, ihn mit zornigen Blicken anſtarrend.

„Lieber Herr Capitain,“ antwortete ihm der zitternde Knabe, „ich wollte Ihre ſchwere Wunde verbinden und bin vielleicht nicht vorſichtig genug geweſen. Ach wie leid thut es mir, Ihnen wider meinen Willen wehe gethan zu haben,“ fügte er, vor Angſt und Wehmuth ſchluchzend, hinzu.

„Laß es gut ſein,“ ſagte der Capitain mit bereits erſterbender Stimme, „laß es gut ſein und mache mir keine Schmerzen mehr. Mit mir iſt es aus, und ich bin ein Mann des Todes,“ fügte er mit einem ſchweren Seufzer hinzu, der faſt wie Aechzen klang.

„Das wolle Gott verhüten!“ verſetzte William; „ſind wir doch am Ufer und gerettet!“

„Ja, Du biſt, dem Himmel ſei gedankt! wahrſcheinlich gerettet,“ erwiederte ihm der Capitain; „aber ich werde nicht mit dem Leben davon kommen; rieſelt es mir doch ſchon wie Todesſchauer durch Mark und Bein und umflort ſich mein Blick, ſo daß ich Deine Geſichtszüge kaum mehr unterſcheiden kann. Das iſt, wie ich glaube, der Tod,“ fügte er mit erſterbender Stimme hinzu.

William, der ſelbſt glaubte, daß es bald mit dem armen Manne aus ſein würde, konnte ihm vor Weinen nicht antworten. Sein Schmerz war ſo groß, als aufrichtig, und er dachte in dieſem Augenblick nicht mehr daran, wie dieſer Mann gegen ihn gehandelt, und daß er ihm ſein trauriges Schickſal zu verdanken hatte.

Nach einigen Minuten, während welcher William weinend neben ihm kniete, öffnete der Capitain wieder die Lip-

pen und ſchien ſprechen zu wollen; allein ſeine Kraft war dahin, und nur wie ein leiſer Hauch ertönte das Wort: „Waſſer!“ von ſeinem blaſſen Munde. William, der ſich zu ihm niedergebeugt hatte, vernahm es und erhob ſich, um das Verlangte zu holen. Jetzt aber fiel plötzlich der Gedanke ſeiner Hülfloſigkeit und ſeiner ganzen ſchrecklichen Lage auf ſein Herz. Großer Gott! woher Waſſer nehmen? und wenn er auch wirklich welches fände, in welchem Gefäße es ſchöpfen und zu dem vor Durſt Verſchmachtenden bringen?

Er ſtand wie erſtarrt da und wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen.

„Waſſer! Waſſer! Ich verbrenne!“ rief jetzt der Sterbende mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte, und William ſtürzte, ohne zu wiſſen, was er that, von ihm fort, tiefer in das Land hinein.

Bald betrat er einen grünen, mit ſtarkem, in großen einzelnen Büſcheln ſtehenden Graſe bedeckten Boden und ſchaute umher. Hie und da erhob ſich ein Baum aus dem Erdreiche, deſſen ſeltſam geformtes, unſerm Farrenkraute ähnliches Laub ihm aufgefallen ſein würde, wenn ſeine Gedanken nicht gänzlich darauf gerichtet geweſen wären, Waſſer zu finden. Dieſes aber zeigte ſich ſeinen Blicken nicht, ſo ängſtlich ſie auch darnach umherſpähten. Faſt eine Viertelſtunde war er gelaufen und ſeine nur noch ſo ſchwachen, vom heißen Sonnenbrande noch mehr aufgezehrten Kräfte drohten bereits zu erliegen, als er den Boden unter ſich weich werden fühlte. Er bückte ſich und faßte mit der Hand darnach, und, o Freude! er war feucht! Wo ſich aber ein feuchter Boden zeigte, da mußte auch Waſſer in der Nähe ſein.

Dieſer Gedanke ſtärkte und ermuthigte ihn und er ſchritt vorwärts. Es dauerte auch nicht lange, ſo vernahm ſein ſorgſam lauſchendes Ohr ein leiſes Rieſeln; er ſtand ſtill, um zu horchen und vernahm dieſes erfreuliche Geräuſch jetzt ganz deutlich in der nächſten Nähe. Ein in dichteren Büſcheln ſtehendes Gras, deſſen Farbe überdies friſcher, als die des übrigen Graſes war, fiel ihm auf; er bückte ſich darnach nieder, bog es auseinander und, o Entzücken! ein ſchmaler Silberſtreif des allerhellſten Waſſers zeigte ſich zwiſchen dem ſaftigeren Graſe.

„Worin es aber ſchöpfen, um es dem armen Verſchmachtenden zu bringen?“ werdet Ihr, meine Geliebten, jetzt gewiß fragen.

Unſer William, den ich Euch als einen klugen und ſinnreichen Knaben geſchildert habe, wußte das bereits: er hatte ſeine Taſche zum Waſſergefäße auserſehen.

„Seine Taſche?“ werdet Ihr wieder rufen; „ſeine Taſche? Du willſt uns wohl zum Beſten haben, liebe Amalie? Wiſſen wir denn nicht, daß Leinwand eben ſo gut wie ein Sieb iſt und die Flüſſigkeit hindurch laufen läßt? Da würde alſo der arme Verwundete keinen Tropfen erhalten und vollends verſchmachten müſſen, um ſo mehr, da der William faſt eine halbe Stunde zu laufen hatte, bevor er wieder zu ihm gelangte.“

Ganz recht, meine lieben Kinder; aber unſer William brachte trotz dem das Waſſer in ſeiner Taſche zu dem armen Sterbenden und erquickte ihn damit. Dieſe Taſche war aber nicht von Leinewand, ſondern, wie es bei den Matroſen Sitte iſt, von Leder, das, wie Ihr wiſſen wer-

det, ſo leicht das Waſſer nicht hindurch läßt. Der geſcheidte Knabe hatte ſich dieſes Umſtandes erinnert, und auf dem Wege bereits dieſe lederne Taſche aus ſeiner Hoſe geſchnitten, um ſie, ſobald er Waſſer fände, als Schlauch zu gebrauchen. Auf dieſen Gedanken war er gekommen, weil er ſich erinnerte, in einer Reiſebeſchreibung geleſen zu haben, daß die Spanier ihren Wein zum Theil in Schläuchen von Zegenleder aufbewahren. Hieraus könnt ihr erſehen, wie förderlich es iſt, wenn man beim Leſen guter Bücher auf Alles merkt und das Geleſene ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen ſucht.

William hatte jetzt alſo nicht nur helles, kühles, köſtliches Waſſer, ſondern auch, Dank ſeiner Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit, ein Gefäß, um es zu ſchöpfen und fortzutragen. Er ſchöpfte es aber nicht ohne weiteres in ſeinen ledernen Schlauch oder vielmehr Beutel, ſondern reinigte die Taſche erſt gehörig von dem ſalzigen Seewaſſer, von dem ſie faſt durchdrungen war; dann löſchte er erſt ſelbſt ſeinen brennenden Durſt und als er fand, daß das Waſſer in ſeinem Beutel völlig geſchmacklos war, ſchöpfte er ihn wieder voll und kehrte zum Strande zurück, wo der arme Verwundete nach einem kühlenden Trunke ſchmachtete. Die Menſchenliebe, dieſes wahrhaft göttliche Gefühl, verlieh ihm eine ungewöhnliche Kraft, und ſchneller als er ſelbſt gedacht hatte, langte er bei dem Sterbenden an.

Dieſer lag mit todtenbleichem Antlitze und feſtgeſchloſſenen Augen da; William glaubte, daß er bereits verſchieden ſei und wollte ſich eben weinend neben ihn niederſetzen, als

ein Seufzer den Lippen des Sterbenden entfuhr und wieder glaubte William das Flehen um Waſſer zu hören.

„Hier iſt Waſſer, Gott ſei gedankt!“ rief er laut und mit freudig bewegter Stimme.

Der Sterbende vermochte ihm nicht zu antworten; aber er öffnete, zum Zeichen, daß er ihn verſtanden habe, die Lippen, als begehre er zu trinken. William flößte ihm mit der größeſten Vorſicht einige Tropfen Waſſer ein. Dieſe brachten eine ſo große Wirkung auf den Capitain hervor, daß er ſchon nach wenigen Minuten die Augen aufſchlug und ſeinen jungen Wohlthäter mit dankbaren Blicken anſah.

William, welcher bemerkte, daß der Leidende ſehr ſchlecht und unbequem mit dem Kopfe lag, was ihm noch mehr Schmerzen verurſachen mußte, ſann auf Mittel, ihm eine bequemere Lage zu geben, ohne ſeinen armen zerſchlagenen Körper zu bewegen. Bald hatte ſein erfinderiſcher Geiſt das Nöthige erfunden: er erinnerte ſich des hohen Graſes, womit der Boden in einiger Entfernung vom Strande bedeckt war, eilte fort und ſchnitt mit ſeinem Taſchenmeſſer ſo viel davon ab, als er mit beiden Armen zu faſſen vermochte. Dies gab ein weiches, kühles und köſtliches Kopfkiſſen ab, indem er es behutſam unter das Haupt des Verwundeten ſchob.

Dieſer ſchien jetzt, nachdem er ſich gehörig an dem köſtlichen, kryſtallhellen Waſſer gelabt, völlig wieder zur Beſinnung gekommen zu ſein. Reden konnte er zwar noch nicht; allein er ſchaute ſeinen jungen Wohlthäter mit liebevollen Blicken an und drückte ihm von Zeit zu Zeit die

Hand, zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit; William bemerkte, daß ihm dabei die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Obgleich ſelbſt entkräftet und faſt todtmüde, dachte der gute Junge doch nicht an ſich und ſeine eigenen Leiden und Entbehrungen, ſondern allein an den armen Mann, der tauſendmal größere Schmerzen zu erdulden hatte. Er dachte auch nicht daran, daß eben dieſer ſein Feind die Urſache ſeines gegenwärtigen Mißgeſchicks war, ſondern allein daran, wie er ihm helfen, auf welche Weiſe er ſeine Leiden lindern könne.

Nur einige wenige Minuten ruhte er aus, nachdem er ihm das weichere Lager für ſein Haupt bereitet hatte, dann erhob er ſich wieder, um einen Schutz gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen für ſeinen lieben Kranken zu ſuchen. Auf dieſem Wege fielen ihm die Bäume mit dem farrenkrautartigen Laube auf. Er eilte auf ſie zu und ſchnitt eine Menge von den über eine Elle langen und halb ſo breiten Blättern ab, die er auf einen Haufen legte, bis er eine gehörige Menge von Stöcken geſchnitten haben würde, von denen er eine Art von Hütte aufbauen und dieſe mit dem breiten Laube des Farrenkraut-Baumes bedecken wollte. Denn Ihr müßt wiſſen, geliebte Kinder, daß die Pflanze, welche bei uns an feuchten und ſchattigen Stellen niedrig am Boden wächſt und kaum eine Höhe von einem Fuße erreicht, in Auſtralien zum ſtattlichen, überaus ſchönen Baume gedeiht. Solche Farrenkraut-Bäume hatte nun unſer William vor ſich; da er aber von der Pflanzenkunde wenig oder gar nichts wußte, konnte er dieſe herrliche Pflanze nicht benen-

nen; nur ſo viel ſagte er ſich, daß ſie zu dem beabſichtigten Zwecke ganz vortrefflich paſſe.

Vermittelſt ſeines ſtarken und zum Glücke ſehr ſcharfen Meſſers — es war ein Geſchenk von dem armen alten Jakob, der wohl jetzt tief im Meeresgrunde lag und den ewigen Schlaf ſchlief — ſchnitt er eine Menge Stecken ab und trug ſie zum Strande, wo er ſie ziemlich tief in den ſandigen Boden einſteckte und über dem Körper des Verwundeten eine Art von Gerüſt davon aufbaute. Er hatte zwar weder Hammer, Bohrer noch Nägel, um die Stöcke aneinander zu befeſtigen; allein er wußte ſich trotz dem zu helfen. Er hatte nämlich bemerkt, daß die Frucht tragenden Halme des Graſes, wovon er für ſeinen lieben Kranken ein Lager für das Haupt gemacht hatte, ſehr ſtark und zäh waren, und ſo bediente er ſich derſelben ſtatt der Stricke, um die Stäbe aneinander zu binden. Dabei kam ihm wieder die Aufmerkſamkeit zu ſtatten, die er von jeher allen ihm begegnenden Dingen und Sachen ſchenkte. Seine Mutter war früher mehrere Male um die Erndtezeit mit ihm ins Feld gegangen und da hatte er bemerkt, daß die Garbenbinderinnen eine Handvoll Stroh zuſammendrehten, um damit die Garben zu binden. Ebenſo verfuhr er mit den ziemlich langen und ſehr zähen Grashalmen, die auf ſolche Weiſe behandelt, die ihm fehlenden Stricke vollkommen erſetzten.

Als ſein Gerüſt aufgebaut war, holte er das Farrenkraut und bedeckte ſeinen Bau mit den breiten Blättern deſſelben. Es nahm ſich faſt ſo aus, wie die Lauberhütten der Iſraeliten und gewährte nicht nur dem Leidenden Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen, ſondern auch, als die

Sonne untergegangen war, gegen die eintretende Kühle der Nacht.

Unter dieſen liebevollen Bemühungen des guten Knaben war es Abend geworden. Die Sonne hatte bereits ihre Laufbahn vollendet und war am weſtlichen Rande des Horizonts ins Meer hinabgeſunken. Der Verwundete lag in einer Art von Halbſchlummer, aus dem er aber von Zeit zu Zeit erwachte, um Waſſer zu fordern. Daß er dem Schmachtenden dieſes immer geben könne, auch dafür hatte unſer William auf eine ſinnreiche Weiſe geſorgt, indem er an ſeiner Ledertaſche einen Stiel befeſtigte; er hatte nämlich oben am Rande zwei Löcher hineingebohrt, durch die er einen ziemlich langen Stecken ſchob, und indem er das untere Ende des Steckens ſchräg in die Erde ſteckte, erhielt ſich ſein Waſſergefäß ſchwebend, ſo daß kein Tropfen verloren ging.

Auf dieſe Weiſe hatte unſer Freund nun freilich für das nächſte Bedürfniß ſeines lieben Verwundeten geſorgt; allein wer ſorgte für das ſeinige? Es meldete ſich nämlich bald ein böſer Gaſt bei ihm: der Hunger, und er hatte nichts, um ihn zu befriedigen. An einer reichlich beſetzten Tafel iſt der Hunger ein höchſt willkommener Genoſſe, der alle Speiſen würzt; allein in der Einöde, wo es an allen Mitteln fehlt, ihn zu befriedigen, da macht er ſich nicht wenig unangenehm.

Dies empfand unſer William jetzt, und er faßte oft an ſeinen armen Magen, der anfing, gewaltig zu knurren.

„Ach!" ſeufzte er, den Blick auf das ſchöne Gras werfend, welches in reichſter Fülle rund umher ſtand, „wie glücklich, wer doch hier ein Pferd wäre!"

Es war indeß ſchon zu ſpät, noch auf die Entdeckung eines menſchlichen Nahrungsmittels auszugehen und ſo legte er ſich mit dem frommen Spruche: „der liebe Vater im Himmel wird ſchon helfen!“ auf den Sand neben ſeinen Kranken nieder und ſchlief bald ein.

Neuntes Kapitel.

Nicht lange konnte unſer junger Freund ſchlafen, indem ein immer ſtärker werdendes Aechzen des neben ihm ruhenden Capitains ihn weckte. Er fuhr empor, rieb ſich die Augen und ſah ſich nach allen Seiten um. Die erſt anbrechende Morgendämmerung ließ ihn die ihn umgebenden Gegenſtände kaum noch erkennen und ein angenehmer Traum hatte überdies ſeine Gedanken verwirrt. Ihm träumte nämlich, daß er wieder in der geliebten Heimath, im Arme ſeiner theuren Mutter ſei, die ihn unter Freudenthränen willkommen hieß, und ihm das Verſprechen abnahm, daß er ſie nicht wieder verlaſſen wolle. Auch er hatte im Traume Thränen der Freude und Rührung vergoſſen, und ſeine Augen waren beim Erwachen noch feucht davon.

Das immer lauter und ſchmerzlicher werdende Aechzen des armen Leidenden neben ihm entriß ihn bald ſeinen angenehmen Vorſtellungen und machte ihn darauf aufmerkſam, wo er ſich befinde. Er ſprang ſchnell auf und trat zu der über dem Körper des Capitains gemachten Laubhütte, au-

ßerhalb deren er geſchlafen hatte, weil nur Raum für eine Perſon darin war. Er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er hatte ſchlafen können, während ein menſchliches Weſen ſo entſetzlich neben ihm litt, und doch war es, beſonders bei ſeinem Alter, ſo natürlich, daß er nach den gehabten großen Anſtrengungen in Schlaf verfiel.

„Wie iſt Ihnen, Herr Capitain?“ fragte er mit vor Mitleid bebender Stimme, „und kann ich Ihnen mit irgend Etwas zu Hülfe kommen?“ Er vergaß in dem Augenblick ſeine gänzliche Hülfsloſigkeit und daß er dem Leidenden nichts zu bieten habe, als höchſtens einen Trunk Waſſer aus der entdeckten Quelle.

Er erhielt längere Zeit keine Antwort auf ſeine Frage; dann ſagte der Capitain mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Laß mich in Ruhe ſterben! — Es iſt der Tod, mit dem ich kämpfe — und er iſt bitter — bitter, wenn man nicht ſo gelebt hat, wie man geſollt hätte. O meine arme Frau! — mein liebes Kind! — und auch Du, armer Junge!“ Er konnte nicht weiter reden; ein lautes Schluchzen unterbrach ſeine Worte, und auch William, dem ſich das Herz in der Bruſt krampfhaft zuſammenzog, vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Ja! Ja!“ fuhr der Capitain nach einer ziemlich langen Pauſe fort; „ja, nun kömmt's! Ich wollte in meinem wüſten Leben immer nicht daran glauben, daß eine Stunde kommen würde, wo ich mit Abſcheu auf mich ſelbſt, mit Zittern in die Zukunft blicken würde, und nun iſt ſie doch da! und nun greift die Furcht vor dem unbeſtechbaren Richter da oben, vor den Strafen, die mich Jenſeits erwarten,

nach meinem Herzen und ich zittere wie ein armer Sünder, den man zum Hochgerichte führt. — Ich verſpottete früher das Alles — ich glaubte weder an Gott, noch an Tugend! ich ſprach der letztern Hohn und fröhnte unbedachtſam meinen wilden Trieben; ich ſpottete über die, die es anders, beſſer machten, und nun iſt die Hölle in meinem Herzen, und nun, wo ich nichts mehr gut machen, mich nicht mehr beſſern, reinigen kann, nun muß ich verzweifeln!" Er verzerrte bei den letztern Worten ſo grauſam die Mienen ſeines Geſichts, daß William, der in Thränen zerfließend neben ihm kniete, entſetzt aufſprang und gern weit, weit weg geflohen wäre.

Der Sterbende wurde jetzt ſtill und William trat ihm ſchüchtern wieder näher. Mit andächtig gefalteten Händen ſtand er neben dem Verzweifelnden und ſchickte heiße Gebete für ſein Seelenheil zum Himmel empor.

Nach einer ziemlich langen Pauſe rief der Capitain, indem er die Augen weit aufriß und William damit anſtarrte.

„Wo biſt Du? Ich ſehe Dich ja nicht mehr? Haſt auch Du mich verlaſſen, und willſt mir in meiner Sterbeſtunde nicht beiſtehen?"

„Ich bin hier, Herr Capitain," antwortete ihm William ſchluchzend; „ich habe Sie nicht verlaſſen und werde nicht von Ihnen weichen. O könnte ich doch mit meinem armen Leben das Ihrige retten!" fügte er mit dem Tone der Wahrheit hinzu.

„Guter Knabe!" erwiederte ihm der Sterbende mit einer Stimme, die vor Rührung brach; „guter Knabe, ich

habe ſo viele Liebe und Treue nicht von Dir verdient. Ich handelte auch gegen Dich ſchlecht — ich war hart, war grauſam gegen Dich; das kleinſte Verſehen brachte mich in Zorn und zog Dir Strafe zu — O!"

„Nein!" rief William, indem er mit ſeiner heißen Hand nach der bereits erkaltenden des Capitains griff, „nein, Herr Capitain, Sie ſind ſo hart nicht gegen mich geweſen, wie Sie ſelbſt ſich jetzt anklagen! Erinnern Sie ſich noch, wie Sie mir eins von Ihren Hemden gaben, als Sie entdeckten, daß ich nur das einzige habe, was ich auf dem Leibe hatte? O, das war eine große Wohlthat, die Sie mir erwieſen, und ſo lange ich lebe, werde ich derſelben dankbar gedenken."

„Das iſt ein kleiner Troſt," verſetzte der Sterbende; „ich war alſo doch nicht allzu hart auch gegen Dich? Ich hinterlaſſe doch ein Herz, das nicht in Haß gegen mich ſchlägt, ſondern mir vielmehr dankbare Gefühle weiht? O, wie ſüß muß es ſein, ſich in der Sterbeſtunde ſagen zu können: ich that ſo viel Gutes, als ich vermochte; ich entpreßte keinem Auge Schmerzens-, vielen aber Freudenthränen; ich freute mich mit den Glücklichen, weinte mit den Kummervollen; ich handelte nach dem Gebot des Evangeliums und war ein guter Chriſt und Menſch! — Könnte ich nur noch einmal von vorne anfangen, wie ganz anders ſollte es werden, welch ein gottgefälliges Leben wollte ich führen!" fügte er nach einer langen Pauſe hinzu. „Aber nun iſt es aus — das Ziel, von dem es keine Umkehr mehr gibt, iſt erreicht — ich muß vor meinen Richter da

oben treten und die Handlungen meines Lebens verantwor=
ten! O!" — —

Seine Stimme brach und Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen hervor, in denen die Sehkraft bereits erloſchen war. Ein Mitleid, wie William es in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte, ergriff ſein Herz; er erfaßte die bereits gänzlich erſtarrte Hand des Sterbenden und ſagte ſchluchzend:

„Bedenken Sie, lieber Herr Capitain, daß unſere hei= lige Religion unſern Gott nicht blos einen gerechten, ſon= dern auch gnädigen Gott nennt und ſagt, daß der be= reuende Sünder Gnade vor ſeinen Augen finden werde. Vertrauen Sie dieſen tröſtenden Worten und ſterben Sie in Frieden."

„Dank! Dank! Dir für dieſen tröſtlichen Zuſpruch," verſetzte der Sterbende; „und nun reiche mir Deine Hand, die ich noch fühlen werde, wenn ſchon mein Auge Dich nicht mehr ſehen kann, weil der herannahende Tod ſeine Sehkraft gelähmt hat; reiche mir Deine Hand und gib mir auch noch den Troſt mit auf die große Reiſe, daß Du mir vergeben haſt, was ich an Dir frevelte; dies wird mir den ſonſt ſo ſchweren Tod doch in Etwas erleichtern."

„Sterben Sie meinetwegen in Frieden," verſetzte Wil= liam, indem er ſeine Hand innig drückte, „und möge Gott Ihnen nicht mehr zürnen, als ich es thue."

„Du biſt ein guter Knabe;" war die gerührte Antwort des Sterbenden; „bleibe wie Du biſt, werde immer beſſer und gedenke ſo lange Du lebſt der Sterbeſtunde und der Verzweiflung eines ſündhaften Menſchen. Wenn Du kannſt,

ſo ſage mir ein Gebet oder ein frommes Lied her, unter dem meine Seele hinüberſchlummere in das beſſere Jenſeits.“

William beſann ſich einige Augenblicke auf ein paſſendes Gebet oder ein tröſtendes Lied; endlich fiel ihm das herrliche Gedicht von einem großen deutſchen Dichter, Klopſtock, ein, welches ſo anfängt:

„Auferſtehn, ja auferſtehn
„Wirſt Du
„Mein Staub nach kurzer Ruh!
„Unſterblich Leben
„Wird der Dich ſchuf
„Dir geben:
„Gelobt ſei Gott!“

und da er es gänzlich auswendig wußte, ſagte er es mit gerührter Stimme her. Die eben noch ſo ſchmerzlich verzerrten Züge des Sterbenden nahmen nach und nach einen mildern, freundlichern Ausdruck an; die bisher ſtarr vor ſich hinſehenden, bereits gebrochenen Augen ſchloſſen ſich und die Lippen bewegten ſich leiſe, indem ſie das herrliche Gedicht nachſprachen.

Es war ein großer, feierlicher Augenblick. Die Sonne ging blutroth am fernſten öſtlichen Rande des Horizontes auf und beſtreute die Meereswellen mit Gold und Purpur. Die feierlichſte Stille herrſchte rings umher und nichts wurde gehört, als das Rauſchen der Wellen, die, nachdem ſich der Sturm gelegt, wie ſpielend an das Ufer kamen und ſich an den Steinen und Muſcheln des Strandes brachen.

Endlich war William mit dem Herſagen ſeines Gedichts und der arme Capitain mit dem Leben fertig: er hatte aus-

gelitten und es blieb jetzt nichts mehr von dem vor Kurzem noch ſo thatkräftigen Manne übrig, als eine lebloſe Hülle. Wohl ihm, wenn der Ruf der Tugend und Frömmigkeit, wenn gute, edle Thaten ihn überlebt hätten! Wie fröhlich und getroſt hätte er dann eingehen können in das Reich Gottes, wie zuverſichtlich vor den Thron des unbeſtechlichen Richters treten!

William wußte nicht, daß er todt ſei und hielt den Todesſchlaf für einen gewöhnlichen Schlummer. Zwar fiel ihm die große Veränderung auf, die mit den Geſichtszügen des Sterbenden ſeit einigen Minuten vorgegangen war; allein er, der noch niemals einen Todten geſehen hatte, wußte nicht, was dieſes zu bedeuten habe, und da er den vermeintlich Schlafenden nicht ſtören wollte, ſich auch das Bedürfniß des Hungers wieder mächtig bei ihm meldete, ſtand er leiſe vom Boden auf und entfernte ſich von der Leiche, um, wo möglich, irgend einen Gegenſtand zu ſuchen, durch den er ſich ſättigen könnte.

Er ſchlug den ihm bereits bekannten Weg zur Quelle wieder ein und kam endlich zu einer Gruppe von Bäumen, die ihm ſchon aus der Ferne bekannt vorgekommen waren; als er ihnen näher kam, ſah er, daß er ſich in ſeiner Vorausſetzung nicht geirrt habe: es waren Akazien, die er erblickte.

„Akazien?" höre ich Euch, meine Geliebten, rufen. „So war das Schiff durch den Sturm wohl wieder nach Europa verſchlagen worden? Denn in unſern Gärten ſtehen Akazien und erfüllen im Frühlinge die Luft mit dem Dufte ihrer herrlichen ſchneeweißen Blüten."

„Allerdings,“ antworte ich Euch auf Eure Frage, „haben wir die Akazie in unſern Gärten; allein ſie ſind nicht heimiſch bei uns, ſondern aus andern Welttheilen, namentlich aus Auſtralien, dem fünften Welttheile zu uns herübergebracht. Wir haben auf dieſe Weiſe uns eine Menge von Bäumen und ſchönen Zierpflanzen angeeignet, unter andern auch die ſegensreichen Fruchtbäume, die größtentheils aus Aſien herſtammen. Die Akazie verpflanzte man nun zwar nicht ihrer labenden Früchte wegen auf unſern Boden, ſondern weil ſie ein überaus ſchönes Anſehen, einen hohen, ſchlanken Wuchs, eine ſchön gebildete Krone und ein überaus anmuthig geformtes, hellgrünes, gefiedertes Laub, vor allen Dingen aber köſtlich duftende Blüten hat. Sie iſt eine Zierde unſerer Gärten und öffentlichen Plätze, obgleich ſie bei uns die Schönheit und Pracht nicht erreicht, die ſie in ihrem heimathlichen Lande zur Schau trägt.

William war nicht wenig erfreut, auf ſo gute Bekannte in einer ſo entfernten Gegend zu ſtoßen und ſah die prächtigen Bäume mit wahrem Entzücken an, obſchon er glaubte, daß ſie ihm keine Nahrung darbieten würden. Darin aber hatte er ſich geirrt, denn als er die vor ihm ſtehenden Bäume genauer betrachtete, ſah er, daß faſt aus jedem Zweige ein kryſtallhelles Gummi hervorgeſchwitzt war, das vollkommen dem arabiſchen glich, und da er ſich erinnerte, gehört zu haben, daß ein ſolches Gummi ſehr vielen Nahrungsſtoff enthalte, bog er einige Zweige zu ſich herab und ſammelte eine Handvoll Gummi, das ohne allen Geſchmack war und ihm ſehr leicht auf der Zunge verging. Zwar konnte er ſich an dieſem Nahrungsmittel nicht vollkommen ſättigen;

allein ſchon nach wenigen Minuten ließen die Schmerzen in ſeinem völlig ausgehungerten Magen nach und ein Gefühl von Wohlbehagen trat an die Stelle deſſelben, das noch vermehrt wurde, als er vermittelſt ſeines mitgenommenen Beutels einen friſchen Trunk aus der ſchönen Quelle geſchöpft hatte.

Jetzt, wo ſein dringendſtes Bedürfniß wenigſtens einigermaßen geſtillt war, dachte er wieder an ſeinen lieben Kranken und in der Hoffnung, daß auch ihm vielleicht beim Erwachen mit einem Nahrungsmittel gedient ſein dürfte, ſammelte er noch eine gute Handvoll von dem Gummi, füllte ſeine Ledertaſche mit Waſſer an und wanderte dem Strande wieder zu.

Zehntes Kapitel.

Der Capitain lag noch, als er bei demſelben anlangte, ganz in der Stellung, in der er ihn verlaſſen hatte. Sein Geſicht war aber wachsbleich geworden und ſeine leichtgekrümmten, über der Bruſt liegenden Finger hatten dieſelbe Farbe angenommen. Einen höchſt widerwärtigen Eindruck machte es auf ihn, daß eine Menge geflügelter Inſekten ſeinen armen Freund umflogen und ſich mit Gier auf die verwundeten Stellen ſeines Kopfs und Geſichts niederließen, von denen ſie das Blut zu ſaugen ſchienen. Er verjagte ſie mit einem breiten und langen Blatte des Farrenkraut-

Baumes, das er vom Dache der Hütte abgenommen hatte; allein ſie ließen ſich nicht vertreiben und kamen immer und immer wieder. Der Capitain aber ließ alles mit ſich geſchehen, und rührte kein Glied, zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern.

„Ach! ſagte jetzt William, nachdem er ihn lange mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, mit ſchmerzlich bewegter Stimme: „ich glaube, er iſt todt!“

Um ſich zu überzeugen, ob er es ſei, knieete er neben ihm nieder und faßte nach ſeiner Hand; ſie war eiskalt und ſteif; die Arme und Finger hatten ihre Beweglichkeit verloren; die Bruſt hob ſich nicht mehr wie beim Athmen; die Augen waren feſt geſchloſſen und der Mund ſtand etwas offen.

„Ja, er hat ausgelitten, er iſt todt!“ rief jetzt William, dem ein Strom von Thränen über die Wangen ſchoß; „er iſt wirklich todt und ich bin jetzt ganz allein auf der großen, weiten Erde!“

Der Gedanke hatte etwas ſo Entſetzliches für ihn, daß ſeine Thränen heißer ſtrömten und er in laute Klagen ausbrach. Niemand trocknete dieſe Thränen von ſeinen Wangen; keine menſchliche Stimme redete Worte des Troſtes zu ihm: er war allein, verlaſſen von aller Welt; Keiner theilte ſeinen Schmerz, Keiner würde ſich ſeiner Freude freuen.

Zum erſten Male im Leben begriff er, welche Wohlthat Gott uns Menſchen ſchon allein dadurch erzeigt hat, daß er uns in der Geſellſchaft Anderer aufwachſen läßt; daß er uns Eltern, Geſchwiſter, Genoſſen gab. Er hatte daran

nie zuvor gedacht und, wenn gleich Gott für ſehr viel Gutes, doch dafür niemals aus der Fülle der Seele gedankt.

Der Anblick der Leiche erfüllte ihn endlich mit einem Gefühle von Grauen, über das er nicht Herr zu werden vermochte. Aber wohin mit ihm? wie ihn, da er kein anderes Geräth, als ſein Taſchenmeſſer beſaß, ein Grab bereiten? Sie unbeſtattet am Strande liegen, ſie die Beute habſüchtiger Inſekten werden zu laſſen, dagegen ſträubte ſich ſein Gefühl. Er konnte freilich von dannen, tiefer in das Land hineingehen und für die Folgezeit dieſen traurigen Ort vermeiden; allein das würde ihn nicht beruhigt haben; er mußte, um ſich zufrieden geben zu können, die Leiche dem heiligen Schooße der Erde anvertrauen, damit ſie, wie es in der Schrift heißt, wieder zur Erde würde.

Bald hatte ſein erfinderiſcher Geiſt ein Hülfsmittel erſonnen. Es bedurfte jetzt, da ſein armer Genoſſe todt war, keiner Hütte zu ſeinem Schutze mehr; er riß alſo einen der ſtärkern Stäbe, die das Laubdach ſtützten, aus dem Boden und bediente ſich ſeiner ſtatt einer Schaufel. Die Arbeit war, beſonders bei dem heißen Sonnenbrande — denn es war in Auſtralien Sommer, während in Europa noch Schnee und Eis zu ſehen war — ſehr mühſam und ging nur langſam von ſtatten, da der Stecken eine Schaufel oder ein Grabſcheit nur ſehr unvollkommen erſetzte, allein ſeine Ausdauer überwand alle Schwierigkeiten und der überaus lockere, ſo nahe am Meere ſandige Boden unterſtützte ihn bei der Arbeit, ſo daß gegen Abend ein Loch bereitet war, in das er den Körper des Verſtorbenen zu ſenken vermochte. Er bedeckte dieſen dann nothdürftig mit der ausgeworfenen

Erde und zum Ueberfluſſe auch noch mit den Stäben und Blättern, die ſeither zur Hütte gedient hatten.

Als das Grab fertig und dieſe heilige Pflicht von ihm erfüllt war, machte er, zur Bezeichnung der Stätte, wo die irdiſchen Uebereſte des Capitains ruhten, aus zwei kreuzweis zuſammengebundenen Stäben ein Kreuz und pflanzte es neben dem Grabe in den Boden.

Seine Kräfte waren völlig erſchöpft, als er mit dieſer mühſamen Arbeit endlich fertig war. Zwar hatte er ſich dadurch zu ſtärken und den Hunger vom Leibe zu halten geſucht, daß er von Zeit zu Zeit ein Stück von dem mitgenommenen Gummi in den Mund nahm und dazu einen Schluck Waſſer trank; allein dieſes leichte Nahrungsmittel reichte für die Länge nicht aus, beſonders bei ſo ſchwerer Arbeit nicht, und ſein Magen zeigte ein dringendes Verlangen nach einer nahrhafteren, feſteren Speiße. Woher ſie aber nehmen? wo ſie aufſuchen? Das wußte er ſich nicht zu ſagen und wünſchte ſich jetzt den ledernen Riemen der Kaffern, von dem er am Vorgebirge der guten Hoffnung erzählen gehört hatte, um ſich den bellenden Magen damit zuſammen zu ſchnüren. Er verzweifelte zwar nicht daran, daß er noch ſo glücklich ſein würde, eine conſiſtentere Nahrung, und wenn es auch nur eine eßbare Wurzel wäre, zu finden; allein ſeine gänzlich erſchöpften Kräfte und die wenige Zeit, die ihm noch bis zum völligen Anbruche der Nacht übrig blieb, reichten nicht dazu aus, ſie zu ſuchen: hatte er doch kaum noch ſo viele Kraft, den Ort, wo die Leiche ruhte, zu verlaſſen und den Platz unter den Akazien zu erreichen, wo er die Nacht zuzubringen beſchloſſen hatte.

Der Boden war hier hart, da, wie ſchon geſagt, das ziemlich hohe Gras nicht wie bei uns dicht neben einander, ſondern in einzelnen Büſcheln ſtand; auch bedeckten weiche Mooſe den Boden nicht, wie in Europa an ſchattigen Orten; denn bis jetzt hat man, ſo viel mir bekannt, noch keine Mooſe in Auſtralien entdeckt; aber trotz dem verfiel unſer Freund bald in einen tiefen Schlaf; denn dem Müden iſt leicht gebettet und hätte der Hunger und die auf ſein Geſicht fallenden Sonnenſtrahlen ihn nicht früh geweckt, ſo würde er wohl bis zum hellen Mittage auf ſeinem harten Lager geſchlafen haben.

Sein erſtes Geſchäft nach dem Erwachen war, Gott für den ihm in der Nacht gewährten Schutz und guten Schlaf zu danken. So hatte ſeine Mutter es ihn gelehrt, und obgleich er jetzt durch mehrere tauſend Meilen von ihr getrennt war, ſo behielt er dieſen frommen Gebrauch doch bei. Nachdem er gebetet hatte, ging er zur Quelle, erfriſchte ſich durch einen Trunk daraus und wuſch ſich dann Geſicht und Hände in der kryſtallhellen Fluth. Ihm war ſo wohl und leicht dadurch geworden, daß er aller ſchweren Sorgen ſich entſchlug und ſeinem Vater im Himmel gänzlich vertraute.

Der Morgen war ſo ſchön, wie man ſich ihn nur denken kann. Die Sonne ſtand an einem hohen, tiefblauen, völlig wolkenloſen Himmel; die Erde war mit köſtlichem Grün und einer Menge noch nie zuvor geſehener Blumen bedeckt; die durch die Nachtluft erfriſchten Bäume hauchten einen würzigen Duft aus und bunte Vögel ſchüttelten ihr Gefieder in den Zweigen derſelben, indem ſie zugleich ihr

Morgenlied zum Lobe des Schöpfers aller Dinge erſchallen ließen.

William hatte, da ihn nichts an den Platz unter den Akazien feſſelte, ſeine Wanderung wieder angetreten und ging, in der Hoffnung, irgend etwas Eßbares zu finden, tiefer ins Land hinein; konnte es ihm doch gleichviel ſein, wohin er wanderte.

Auf dieſer Wanderung fiel es ihm nicht wenig auf, daß er die Stämme mehrerer ihm unbekannten Bäume völlig von ihrer Rinde entblößt erblickte. Dieſe lag, wie von der Hand eines Baumſchänders abgeſchält, unter den Bäumen. Noch auffallender aber war es ihm, daß trotz dem die Krone der Bäume ſo friſch und grün war, als wäre dem Stamme nichts geſchehen. Er wußte, daß bei uns Bäume abſterben, deren Stamm man frevelhafter Weiſe abgeſchält hat, und ſtaunte ſo nicht wenig, hier das Gegentheil zu finden. Unſer Freund wußte damals noch nicht — in der Folge erfuhr er es durch angeſtellte Beobachtungen — daß in Auſtralien die meiſten Bäume gegen den dortigen Frühling, der um die Zeit unſeres Herbſtes fällt, die Rinde von ſelbſt abſtreifen, ſich alſo gleichſam wie unſere Krebſe und Schlangen häuten, und daß unter der alten, abgeſtorbenen Rinde ſchon eine neue, zarte, dem Auge kaum bemerkbare ſitzt.

Indem ſeine Blicke nun überall ſorgfältig umher ſpähten, um wo möglich ein Nahrungsmittel zu entdecken, fiel ihm ein anderer Baum auf, deſſen Wuchs dem unſerer Kirſche glich und der bei ganz ähnlichen Blättern auch eine ähnliche, hochrothe Frucht trug, nur mit dem Unterſchiede,

daß der Kern, oder wie wir die holzige Hülle des Kerns nennen, der Stein, ſtatt im Innern der Frucht, an der Seite nach außen ſaß. Dies fiel ihm ſo auf, daß er lange in Betrachtung dieſer wunderbaren Erſcheinung ſtehen blieb. Endlich wagte er es, auf die Gefahr hin, vielleicht eine giftige Frucht zu genießen, denn das war leicht möglich, da er ſie nicht kannte, eine Handvoll davon zu pflücken und ſie zu verzehren. Sie hatte allerdings im Geſchmacke einige Aehnlichkeit mit unſerer Kirſche, allein ſie war herber und nicht eben angenehm: trotz dem erfriſchte ſie ihn und da er, nachdem er einige Zeit unter dem Baume ausgeruht hatte, keine üble Wirkung davon verſpürte, wagte er es, ſich völlig ſatt an dieſen Kirſchen zu eſſen. Der Baum war allerdings die auſtraliſche Kirſche.

Als er, etwas geſtärkt durch die feſtere Nahrung, ſeine Wanderung weiter fortſetzte, nahm er wahr, daß die Stämme vieler Bäume, namentlich ältere, völlig hohl waren. Man findet zwar auch in andern Welttheilen hohle Bäume, aber deren lange nicht ſo viele, als er hier fand. Dieſe Erſcheinung rührte, wie er ſpäterhin wahrnahm, von zwei Arten in Auſtralien häufig vorkommenden Ameiſen, den weißen und den ſchwarzen, her. Die weißen werfen ſich zuerſt auf einen ſolchen Baum, den ſie ſich zum Sitze auserſehen haben, und bohren ihn von unten bis oben voll Löcher, ſo daß er faſt zum Siebe wird. Haben Sie ihre Brut gemacht, ſo folgen ihnen die ſchwarzen nach, die die von ihnen gemachten Löcher wieder ſo genau mit Erde ausfüllen, daß kein einziges leer bleibt. Aber die ſo durchbohrten Theile des Stammes ſterben mit der Zeit ab und dies macht, daß man in

Auſtralien ſo viele hohle Bäume findet. Noch auffallender dürfte es für Euch, meine Theuren, ſein, daß Reiſende uns die Mittheilung machten, daß eine Menge Bäume in Auſtralien ein unverbrennliches Holz liefern. Dies ſoll daher rühren, daß das Holz ſehr viele Alauntheile enthält, die dem Verbrennungsprozeſſe bekanntlich hinderlich ſind. Man benutzt dieſe unverbrennlichen Bäume daher gern zum Zimmerholze, indem ſie dem Brande eben ſo gut widerſtehen, als Häuſer es thun würden, die ganz von Stein aufgeführt wären.

Auch Mannabäume — der Botaniker nennt ſie in der Kunſtſprache Eucalyptus mannifera, welchen Namen Ihr Euch merken mögt — fand unſer William auf ſeiner Wanderung; er kannte aber weder ihren Namen, noch wußte er, daß man dieſes, in Flocken an den Bäumen hängende Harz in unſern Apotheken als Arzneimittel gebraucht. Ein Glück war es für ihn, daß er dießmal nichts davon genoß, denn es iſt ein tüchtiges Abführungsmittel, wie er ſpäterhin gewahr werden ſollte, als er ſich in einer Anwandlung von Naſchhaftigkeit zum Genuſſe dieſes ſüßlichen Saftes verleiten ließ.

Zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen fand unſer William hier, wo Alles ſo ganz anders, als in Europa war, eine gute alte Bekannte, die Neſſel nämlich. Als er ſie erblickte, glaubte er, doch vielleicht eine andere, nur der äußern Form nach ähnliche Pflanze vor ſich zu haben, auch war ſie hier viel größer und üppiger; als er ſich aber bückte, um ſie leiſe anzurühren, entdeckte er, daß ſie ganz dieſelbe Eigenſchaft beſitze, wie die europäiſche: er verbrannte ſich nämlich

recht derb die Hand, an der gleich eine Menge von Puſteln auflieſen, die heftig juckten. Hätte er die Neſſel nur recht derbe angegriffen, ſo würde das nicht geſchehen ſein, denn dann würden die feinen Härchen, womit Blatt und Stengel dieſer Pflanze überſät ſind und die durch ihr Eindringen in die Haut eben die Puſteln und das läſtige Jucken hervorbringen, von ſeinen Fingern niedergedrückt worden und hätten ihm nicht ſchaden können. Den Verſuch könnt Ihr jederzeit in unſern Gärten und Feldern machen.

Da das Jucken von der unvorſichtig berührten Neſſel faſt unerträglich war und William ſich erinnerte, daß man es durch Eintauchen in kaltes Waſſer lindern könne, ſah er ſich nach ſeiner lieben Quelle um: wo aber war die jetzt? Vergebens durchſuchte er die Stellen, wo das Gras etwas dichter, als an den übrigen ſtand; vergebens durchſtreifte er, trotz ſeiner Müdigkeit, noch eine große Strecke: die Quelle war wie verſchwunden und er entdeckte auch keine andere, wenigſtens für den Augenblick nicht.

Das war denn ſehr traurig für unſern armen jungen Freund. Wenn er das läſtige Jucken auch geduldig ertragen hätte, ſo ſtellte ſich doch ein ſo brennender Durſt bei ihm ein, daß er ihn mit den Kirſchen, deren er noch einige fand, nicht zu löſchen vermochte, um ſo weniger, da hier dieſe Frucht weder ſo angenehm ſchmeckend, noch ſaftig war, wie in Europa.

Zu dieſer großen Plage geſellte ſich bald eine zweite: eine ſo große Ermüdung, daß ſeine Beine ihn nicht weiter zu tragen vermochten. Dabei brannten ſeine Füße wie Feuer, da ſie ſtets auf einem faſt glühend heißen Boden fortge-

wandelt waren. Zwar war dieſer, wie ſchon geſagt, mit Gras bedeckt; allein es ſtand in einzelnen Büſcheln ziemlich weit auseinander und ließ große freie Zwiſchenräume, auf die William treten mußte, wenn er nicht alle Augenblicke über die ſehr hohen Grasbulte ſtolpern wollte. Die Urſache, weßhalb das Gras in Auſtralien, trotz der ſo außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, nur in einzelnen Büſcheln ſteht, iſt die, daß es hier nur ſehr wenige Arten von Futterkräutern gibt, während ein Naturforſcher, Sainclair, auf einen Quadratfuß Wieſenland in England zwei und zwanzig Arten davon entdeckte. Dieſe große Verſchiedenheit der Gräſer bewirkt, daß der Raſen in unſerm Welttheile ſo dicht und ſchön iſt; denn jedes dieſer Kräuter zieht andere Nahrungsſtoffe aus der Erde an ſich, folglich können ſie ſehr gut neben einander beſtehen, ohne ſich in Hinſicht der Nahrung zu beeinträchtigen. Ich will Euch, meine Geliebten, dies durch ein Beiſpiel zu erläutern ſuchen. Geſetzt, man ſperrte zwei oder drei verſchiedenartige Vögel in einem Käfige ein und gäbe ihnen verſchiedenartiges Futter in hinlänglicher Menge, ſo würden ſie recht gut neben einander beſtehen und ſich lange ernähren können, wenn der eine Vogel dieſe, der andere jene Körner zu ſeiner Nahrung erwählte; würden aber alle nur die eine Sorte von Körnern freſſen wollen, ſo würde der Vorrath bald aufgezehrt ſein und Mangel für alle entſtehen. Aus eben dem Grunde gedeiht der nur mit ſehr wenigen Grasarten bedeckte auſtraliſche Raſen nicht ſo gut wie der unſrige.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nachdem William noch über eine Stunde gelaufen war, um ſeine geliebte Quelle oder auch eine andere wieder zu finden, wollten ſeine Kräfte zum fernern Umherlaufen nicht mehr ausreichen und er ſank in tödtlicher Ermattung unter einem großen Baume nieder, der ihm wenigſtens einigen Schatten gewährte. Die Plage, welche der brennende Durſt ihm verurſachte, war ſo groß, daß er ſich zuerſt von ſeinem bisherigen Muthe verlaſſen fühlte und ſich hinſetzte und bitterlich zu weinen anfing. Was ſollte auch in der That aus ihm werden, wenn er kein Waſſer mehr fände, um ſeinen brennenden Durſt zu löſchen.

Da aber nichts ſo leicht müde macht, als das Weinen, und er überdies durch das lange Umherſtreifen in der brennenden Sonnenhitze völlig ermattet war, fiel er bald in einen tiefen Schlaf und vergaß, wenigſtens auf einige Zeit, ſeine Leiden.

O, welche Wohlthaten der Natur oder vielmehr der Gottheit ſind Waſſer und Schlaf, und wie Wenige danken doch ihrem himmliſchen Vater für beide großen Gaben! Nur der Verſchmachtende, der plötzlich eine friſch ſprudelnde Quelle, der Kranke, welcher nach langem, den letzten Reſt ſeiner Kräfte verzehrendem Wachen endlich einen erquickenden Schlaf findet, nur ſie werden vielleicht die Pflicht des Dankes gegen den Schöpfer aller Dinge erfüllen.

Elftes Kapitel.

William würde, trotz des ihn quälenden Durſtes, vielleicht noch länger geſchlafen haben, wenn die Berührung eines eiskalten Gegenſtandes, der über ſeine am Boden ruhende Hand hinkroch, ihn nicht geweckt hätte. Dieſe Berührung weckte ihn auf und er zog die Hand, welche ſie erlitten hatte, eilig an ſich. In demſelben Augenblick ſchoß eine wohl 12 bis 14 Fuß lange Schlange mit der größeſten Schnelligkeit und wie erſchreckt durch ſeine raſche Bewegung durch die hohen Grasbüſchel fort. Sein Schrecken bei dieſem Anblicke war, wie Ihr Euch vorſtellen könnt, nicht gering, denn er wußte, daß es viele giftige Schlangen gibt und fürchtete ſich ſo mit Recht vor der Nähe dieſer Thiere. Seine Furcht war dießmal vergeblich geweſen, wie er ſpäterhin erfahren ſollte. Die Schlange, welche über ſeine Hand gekrochen war, war die Diamant-Schlange, die einzige nicht giftige dieſer Gegend, weßhalb ſie auch von den Eingeborenen als ein Leckerbiſſen verzehrt wird. Ihr möchtet wohl nicht darauf zu Gaſte gehen? — Ich auch nicht.

Die Furcht, eine Beute dieſes häßlichen Reptils zu werden, trieb William nicht nur vom Boden empor, ſondern ſogar zur eiligen Flucht: konnten doch noch mehrere dieſer Thiere an dem Orte ſein. Da der Schlaf ihn geſtärkt hatte, eilte er raſch von dannen; nach welcher Richtung? das wußte er ſelbſt nicht; auch konnte es ihm ja ſo ziemlich gleichgültig ſein, da er nun aufs Geradewohl fortlau-

ſen mußte, ohne ein beſtimmtes Ziel zu haben. Ihm war nur darum zu thun, ſo weit als möglich aus dem Bereiche der häßlichen Schlangen zu kommen, vor denen er, ihrer giftigen Eigenſchaften wegen, eine große Furcht hatte. Dieſe war in der That ſo groß, daß er faſt ſeines Durſtes darüber vergaß und erſt wieder daran erinnert wurde, als plötzlich ein Rauſchen, wie von herabfallendem Waſſer, an ſein Ohr drang.

Er ſtand ſtill, um zu lauſchen; dann rief er plötzlich mit dem Tone des höchſten Entzückens aus:

„Ja! das iſt Waſſer!“

„Vor ihm lag ein mäßiger Hügel und obgleich, in der Ebene geboren, des Bergſteigens nicht gewohnt, klomm er ihn ſo ſchnell hinan, als wäre er ein Kind der Alpen. Auf der Spitze des Hügels angelangt, zeigte ſich ſeinen Blicken ein entzückendes Schauſpiel. Zwiſchen einer Reihe mäßiger Hügel lag ein ſchönes, mit dem lieblichſten Grün bekleidetes, den herrlichſten, nie zuvor geſehenen Blumen beſä'tes Thal, durch das ſich ein ſilberheller Bach murmelnd hinwand. Dieſer ſtürzte ſich von der Spitze des Hügels, auf dem er ſtand, in das ſchöne Thal hinab und bildete, indem er von Zeit zu Zeit über hervorſpringende Felsſtücke hinrauſchte, die anmuthigſten Waſſerfälle, von denen ein ſchneeweißer Schaum emporſpritzte; unten am Fuße des Hügels aber angelangt, wurde das Waſſer hell wie Bergkryſtall, ſo daß ſich der tiefblaue Himmel darin abſpiegelte.

Ein Freudenruf, nur von Gott und der ſchweigenden Natur gehört, entfuhr bei dieſem entzückenden Anblick den Lippen unſers jungen Freundes. Er glaubte das Para-

dies vor ſich zu haben, denn etwas ſo Reizendes, wie dieſes Thal, hatte er in ſeinem Leben noch nicht geſehen. Wie ein Vogel flog er den Hügel hinunter, zu dem ſchönen Bache hin, legte ſich an denſelben nieder und ſchöpfte ſeine erquickliche Fluth mit der Hand; er ließ ſich in ſeiner Freude und ſeinem großen Durſte nicht erſt die Zeit, ſein ledernes Trinkgefäß hervorzuziehen, um Waſſer darin zu ſchöpfen, ſondern bediente ſich lieber des jedem Menſchen angebornen Schöpfgefäßes, der hohlen Hand, um zu trinken. Als er ſeinen Durſt gelöſcht und ſomit das erſte dringendſte Bedürfniß befriedigt hatte, dachte er ſchon an Luxus, denn ſo machen es die Menſchen in allen Verhältniſſen des Lebens. Schnell warf er ſeine Kleider ab und ſtand mit einem Sprung mitten im Bache. Welche Erquickung, als die kühle Fluth ſeine heißen Glieder berührte; aber zugleich auch welche Unvorſichtigkeit, ſo erhitzt ins Waſſer zu ſpringen. Die Folgen davon ſollte er nur zu bald empfinden.

Zuerſt hatte er nichts als Wohlbehagen und Erquickung davon; allein der hinkende Bote kam nach. Als er ſich gehörig erfriſcht und längere Zeit im Waſſer geplätſchert hatte, verließ er den Bach endlich wieder und fühlte ſich ſo leicht und friſch, als wäre er neugeboren. Eines Handtuchs, um ſich abzutrocknen, bedurfte er unter dieſem Himmelsſtriche nicht: die liebe Sonne verrichtete dieſes Geſchäft in wenigen Minuten, ſo daß er ſeine Kleider gleich wieder anziehen konnte. Vielleicht wäre ſelbſt jetzt noch Alles gut gegangen, wenn er ſich auf die heftige und plötzliche Abkühlung im Waſſer gleich wieder in ſtarke Bewegung, wo möglich in Schweiß geſetzt hätte. Daran dachte aber unſer

Unbeſonnener nicht, ſondern er legte ſich, etwas ermüdet durch das genommene Bad, neben dem Stamme eines ſehr großen und ſchönen Gummi-Baumes nieder, deſſen breite und blätterreiche Krone ihm einen vollkommenen Schutz gegen die Strahlen der Sonne gewährten.

Er ſchlief nicht, denn er war nur etwas ermüdet und fühlte das Bedürfniß des Schlafes nicht, ſondern er ruhte nur und ſchaute mit aufmerkſamem Auge um ſich, ſchon aus Furcht vor den Schlangen, mit denen er keine Gemeinſchaft pflegen mochte. Zu ſeiner nicht geringen Verwunderung ſah er zwiſchen dem Graſe Fröſche umherhüpfen, die eine ſchöne, dunkelgrüne Farbe, hellgelbe Streifen über den Rücken und viele ſchwarzen Punkte hatten. Da Niemand ſie in dieſer Wildniß ſtörte und verfolgte, thaten ſie nicht im geringſten ſchüchtern, ſondern krochen zutraulich heran oder hüpften dicht neben ihm im Graſe.

Noch eine andere alte Bekannte, die Eidechſe, traf er hier an; ſie ſchlüpfte aus einem kleinen Loche in der Erde hervor und ſah ihn mit ihren klugen, glänzenden Augen ſo verſtändig an, als wolle ſie eine Converſation mit ihm anknüpfen. Wie zudringlich und wenig ſcheu dieſe Thiere, ſowie auch die Fröſche waren, ſollte er in der Folge in Erfahrung bringen, da ſie ſich in Menge in ſeiner Wohnung einfanden und ſo bekannt mit ihm thaten, als wären ſie eingeladene liebe Gäſte. Sie ſchliefen oft bei ihm auf ſeinem Graslager, thaten ihm aber nie etwas, ſo daß er ganz vertraut mit ihnen wurde und ſie nicht ſelten mit gefangenen Fliegen und andern geflügelten Inſekten fütterte, die, wie er aus der Naturgeſchichte wußte, ihre Lieblingsſpeiſe

waren. Er ſah ſie auch auf die Bäume klettern; allein zu ihrem Verderben; denn hier lauerten einige Raubvögel ihnen auf und verzehrten ſie, ohne viele Complimente zu machen.

Nachdem William allerlei Beobachtungen und Betrachtungen angeſtellt hatte, erhob er ſich wieder, um weiter zu wandern; denn kaum war das eine Bedürfniß befriedigt, ſo meldete ſich ſchon ein anderes, der Hunger.

Indem er ſo durch das reizende Thal hinſtreifte, kam er zu einer Stelle, wo das hohe Gras ſichtbar niedergebrannt war, und als er etwas weiter ging, zeigte ſich ein Haufen Aſche, um den einige Knochen umherlagen, ſeinen nicht wenig überraſchten Blicken; ſogar einige halbverbrannte Holzſtücke lagen umher. Hier hatten alſo Menſchen gehauſ't; — welche Entdeckung!

Vor Erſtaunen wurzelte ſein Fuß am Boden. Er bückte ſich, um die Aſche zu befühlen und überzeugte ſich auch durch das Gefühl, daß ſein Auge ihn nicht getäuſcht habe. Hier waren demnach — wie hätte er noch länger daran zweifeln können? — Menſchen geweſen und hatten ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach Speiſe bereitet; denn wozu ſonſt Feuer anzünden? Es waren vielleicht gar welche ganz in der Nähe, etwa hinter den Hügeln, die das Thal einſchloſſen? Welcher Art aber waren ſie? und hatte er das Begegnen nicht viel mehr zu fürchten, als zu wünſchen? Hatte er doch von Menſchenfreſſern unter den Wilden gehört? Er wußte nicht, ob er ſich über eine ſolche Nähe freuen oder betrüben ſollte.

Eine andere Entdeckung, die er machte, erfüllte ihn indeſs mit der reinſten Freude. Er ſah an einer Stelle eine Pflanze aus dem Boden hervorgewachſen, deren Kraut einige Aehnlichkeit mit dem unſerer Kartoffel hatte, nur daſs der Stamm höher und dicker und die Blätter etwas anders geformt waren Um ſich zu überzeugen, ob er ſich nicht in ſeiner Vorausſetzung geirrt habe, grub er mit ſeinem Taſchenmeſſer ein Loch in die Erde und wühlte bald eine längliche, ziemlich groſse Knolle daraus hervor. Der Zufall hatte ihn die milde Patate, die unſern Kartoffeln ſehr ähnlich iſt, entdecken laſſen. Wie glücklich würde ihn dieſer Fund gemacht haben, wenn er zugleich Feuer gehabt hätte, um ſie zu braten; das aber fehlte ihm, und wie ſich welches verſchaffen?

Die Noth indeſſen iſt die Mutter der Erfindungen. William hatte noch nicht lange nachgeſonnen, ſo glaubte er es ſchon zu haben. Er dachte an ſein ziemlich groſses, ſtarkes, vom beſten Stahl gemachtes Taſchenmeſſer, deſſen Rücken gar füglich die Stelle eines Feuerſtahls vertreten konnte. Es kam alſo nur noch darauf an, einen Feuerſtein und etwas Zunder zu finden, denn um Holz durfte er nicht verlegen ſein und nur zu der Brandſtätte zurückkehren, um es zu finden; auch für Zunder trug er keine Sorge: ein Eckchen von ſeinem dünnen baumwollenen Taſchentuche konnte gar füglich die Stelle deſſelben vertreten.

Der Stein aber machte ihm Sorge und ſo emſig er auch ſuchte, ſo konnte er doch keinen entdecken, der dem Kieſelſteine nur entfernt ähnlich geweſen wäre. Endlich, als er bereits die Hoffnung aufgeben wollte, das Gewünſchte zu

finden, fiel ihm ein, daß er beim Baden in dem Bache auf Steinchen getreten war und ſich an einem derſelben den Fuß leicht geritzt hatte: das konnte möglicherweiſe ein Kieſelſtein geweſen ſein, und er glaubte dies um ſo eher, als er von Europa her wußte, daß die Bäche gern ein Bett von Kieſeln habe.

Er eilte alſo mit ſchnellen Schritten zu ſeinem geliebten Bache zurück, zog Schuhe und Strümpfe aus und watete mit bloßen Füßen mitten in denſelben hinein. Es dauerte auch nicht lange, ſo fühlte er ſeine Fußſohlen wieder von einem etwas ſcharfen Gegenſtande berührt; er bückte ſich, langte auf den Grund des Baches nieder und brachte mit der Hand eine Menge Steine herauf, worunter ſich ein prächtiger Kieſelſtein befand, der faſt die Form eines Flintenſteines hatte und alſo zu dem beabſichtigten Zwecke vollkommen dienen konnte.

Wer war froher als er! Er trocknete den Stein, ging damit zu der Brandſtelle, ſammelte die angebrannten Holzſtückchen zuſammen, raufte einige Hände voll gänzlich vertrockneten Graſes aus, ſammelte ein Häufchen von der abgefallenen Baumrinde, die ſo trocken wie Stroh war, und riß, als er dieſes Alles vorbereitet hatte, ein Stück von ſeinem Taſchentuche ab, das die Stelle des Zunders vertreten ſollte.

Er hatte die Sache ſich aber leichter gedacht, als ſie in der That war: ſein Zunder taugte nichts und wenn auch wirklich ein Fünkchen auf das baumwollene Zeug fiel und zündete, ſo verloſch es doch ſogleich wieder. Eine halbe Stunde und länger mühte er ſich mit dem Feuerſchlagen

ab und wollte ſchon den Gedanken aufgeben, ſich Feuer zu verſchaffen, als ihm einfiel, das Stückchen Zeug zwiſchen zwei Steinen gleichſam zu einer Art von Pulver zu zerreiben, was nach ſeiner Meinung beſſer zünden würde, als das Läppchen von dem Tuche. Auch dieſe Arbeit war nicht ohne Mühe und koſtete viele Zeit; endlich ſiegte er aber doch durch Beharrlichkeit über alle Hinderniſſe und ſiehe da! der Sieg war ſein. Kaum waren ein Paar Fünkchen in den Zunder gefallen, ſo glimmte das Ganze; er legte ſchnell erſt von dem trockenen Graſe darauf und blies es zur Flamme an, dann legte er von der Rinde dazu und endlich die gefundenen angebrannten Holzſtückchen, die bald in einer luſtigen Flamme emporloderten.

Als er damit zu Stande war, holte er eine gute Hand voll von ſeinen herrlichen Pataten, wuſch ſie an der Quelle rein und legte ſie an das Feuer, wo ſie ſchnell brieten; ein grüner, ſehr biegſamer Baumzweig, den er wie eine Zange zuſammenbog, mußte die Stelle der Feuerzange beim Umwenden der Pataten vertreten; mit der Hand konnte er dieſe nicht anfaſſen, da ſie bereits glühend heiß vom Feuer waren.

Sein Appetit war durch den Anblick der kartoffelartigen Frucht ſo geſtachelt worden, daß er ihn kaum mehr zu zügeln vermochte und wahrſcheinlich — er ſelbſt hat nichts davon geſagt — einige davon halbroh verzehrte, welche Gier ihm unter dieſen Umſtänden ſchon nachzuſehen ſein durfte, ſo ſchlecht eine ſolche ſonſt auch für uns Menſchen läßt, indem ſie uns den Thieren ähnlich macht.

Nie hat wohl dem ärgſten Praſſer, dem größeſten Leckermaul eine Mahlzeit, mochte ſie auch noch ſo ausgeſucht,

noch ſo trefflich bereitet ſein, ſo geſchmeckt, wie dieſes Gericht Pataten unſerm ausgehungerten William mundete. Er hatte weder Butter noch Fett, ja nicht einmal Salz dazu; aber an ſolche Leckereien dachte der gute Junge gar nicht; überdies hatten die Pataten einen etwas ſüßlichen, mehr dem Obſte ähnlichen Geſchmack, als unſere gewöhnlichen Kartoffeln.

Wie ſchmeckte, nach eingenommenem Mahle, auch ein friſcher Trunk aus dem Bache, und wie luſtig ſangen buntgefiederte Vögel in den Zweigen des Gummi-Baumes, unter dem er ſich zur Ruhe niederlegte; wie dufteten Blumen und Kräuter, die ihm zum Lager dienten; O, er wäre vollkommen glücklich geweſen, und hätte kaum noch einen Wunſch übrig gehabt, wenn er ſeine geliebte Mutter bei ſich haben und ihr den Reichthum und die Herrlichkeit dieſer Wildniß hätte zeigen können.

Sein erſter Gedanke, nachdem er ſich unter dem Gummi-Baume zur Ruhe niedergelegt hatte, war ein Gebet an Gott, ein heißes, inniges Dankgebet; ſein letzter, bevor er einſchlief, der an ſeine Mutter und die theure Heimath.

Eine empfindliche Kälte erweckte ihn gegen Morgen. Es hatte, wie es in dieſen Gegenden der Fall zu ſein pflegt, ſtark gethaut und Geſicht, Haare und Kleidung waren ganz naß davon. Schauder, wie von Fieberfroſt, durchſtrömten ſein Gebein; er zitterte vor Kälte und innerem Unbehagen, obgleich es eben nicht kalt, ſondern die Luft nur etwas friſcher, als gewöhnlich war. Er wollte, trotz dem daß der Tag nur erſt zu grauen begann, aufſtehen und ſich durch Bewegung etwas zu erwärmen ſuchen; allein es verurſachte

ihm große Beſchwerde, ſich vom Boden zu erheben. Seine Glieder wurden ſteif und ſo wie er Hand, Fuß oder Nacken bewegte, hatte er den empfindlichſten Schmerz auszuſtehen.

Trotz dem erhob er ſich; allein er wäre bald wieder umgefallen, ſo ſchwindelte ihm der Kopf, der obendrein ſehr wehe that; auch wurde ihm das Schlucken ſchwer. Dies waren die traurigen Folgen des kalten Badens nach einer großen Erhitzung. Wenn es nun ſchon ein großes Ungemach iſt, krank zu ſein, wenn uns alle erdenkliche Hülfe geleiſtet, jegliche mögliche Erleichterung verſchafft wird, ein wie viel größeres mußte es nicht für unſern William ſein, dem Keiner zu Hülfe kommen, den Keiner hegen und pflegen konnte. Trotz dem raffte er ſich auf und taumelte eine Strecke fort. Alle Gegenſtände drehten ſich im Kreiſe um ihn her; das Sehen fiel ihm ſchwer; ſein Athem war kurz und beengt und Hände und Füße verſagten ihm den Dienſt; er fühlte ſich ſo krank, wie er noch nie im Leben ſich gefühlt hatte, ſelbſt damals nicht, als die Maſern bei ihm zum Ausbruche kamen, und er glaubte, daß ſein letztes Stündchen gekommen ſei, als er in tödtlicher Ermattung und unter den heftigſten Gliederſchmerzen in der Nähe des Baches zur Erde ſank.

Erſt jetzt dachte er über die vermuthliche Urſache einer ſo plötzlichen Erkrankung nach, und hatte ſie bald ausgefunden. Wie oft hatte ſeine ſorgſame Mutter ihn nicht vor plötzlicher Erkältung nach großer Erhitzung gewarnt, und ihm die ſo leicht ſchädlichen Folgen einer ſolchen Erkältung vorgeſtellt; wie oft hatte ſie ihm nicht das Glas vom Munde genommen, wenn er nach einem raſchen Gange trinken wollte!

Und jetzt hatte er an alle dieſe wohlgemeinten Warnungen nicht gedacht, ſondern war, faſt triefend von Schweiß, in das kalte Waſſer des Baches gegangen. Mit wie vielen Leiden und Schmerzen mußte der Arme dieſe Unvorſichtigkeit und ein Gefühl augenblicklichen Wohlbehagens nicht bezahlen!

Bald wechſelte der Froſt, der ſeine Glieder geſchüttelt hatte, mit einer brennenden Hitze ab. Sein Geſicht, ſeine Hände, ſeine Fußſohlen glühten: dabei ſchmerzte ihn jedes Glied ſeines Körpers; ſeine Zunge klebte vor Durſt am Gaumen feſt; ſeine Augen waren roth und brannten wie Feuer. Er hatte das größeſte Verlangen, aus dem nahen Bache ſeinen glühenden Durſt zu löſchen; allein er vermochte nicht aufzuſtehen, nicht die wenigen Schritte bis zu demſelben zu machen.

Seine Lage war in der That die ſchrecklichſte und preßte ihm Wehklagen und Jammern aus. Bedenkt, Kinder, was es ſagen will, von aller Welt verlaſſen, ohne Erquickung, ohne eine Handreichung, ja, ohne liebevollen Zuſpruch, ſo in einer Wüſte krank da zu liegen, und ſchenkt unſerm armen Freunde Euer aufrichtiges Bedauern, verargt es ihm auch nicht, daß er wimmerte und weinte. Thut ihr das doch wohl auch einmal in ſchweren Krankheiten, trotz dem daß Alles liebevoll um Euch bemüht iſt und die Kunſt Alles aufbietet, Euch Linderung zu verſchaffen; ja, klagt und wimmert Ihr vielleicht nicht blos — denn das würde Euch im Uebermaße der Schmerzen ſchon nachzuſehen ſein — ſondern werdet ſogar ungeduldig und gegen Eure Umgebung undankbar und ungerecht! Das Letztere aber iſt eine Sünde;

jeder Kranke ſollte dankbarer ſein, als der Geſunde, weil erſterer noch weit mehr Liebe und Sorgfalt bedarf und findet als letzterer.

Unſer William konnte aber weder dankbar noch undankbar ſein: es nahm ſich Keiner ſeiner an; keine Hand ſchob ihm ein weiches Kopfkiſſen unter ſein armes, heftig ſchmerzendes Haupt; keine trocknete ihm die hellen Schweißperlen von der glühenden Stirn; keine reichte ihm den kühlen Trunk, nach dem er ſchmachtete; er war allein, verlaſſen von aller Welt und ſelbſt unfähig, irgend Etwas für ſich zu thun. Der arme, arme William!

Zwölftes Kapitel.

Trotz der großen Schmerzen, die es ihm verurſachte, mußte der Kranke doch aufſtehen, um ſeinen Durſt zu löſchen, der endlich zu einer unerträglichen Qual für ihn wurde, um ſo mehr, da er die Rolle des Tantalus zu ſpielen gezwungen war und ganz in der Nähe des köſtlichſten Waſſers, das er rieſeln und rauſchen hörte, vor Durſt verſchmachten ſollte. Er erhob ſich alſo; allein ſeine Beine verſagten ihm den Dienſt und er ſank mehrere Male um; endlich erreichte er aber doch den Bach und trank nun mit vollen Zügen. Er konnte ſich nicht wieder von dem herrlichen erquicklichen Waſſer trennen und eingedenk der Mühſeligkeiten und Schmerzen, die es ihm gemacht hatte, bis zu dem-

ſelben zu gelangen, legte er ſich ganz in der Nähe des Baches nieder.

Ein Glück war es für ihn, daß er keinen Hunger verſpürte, wie man dies bei Kranken in der Regel bemerkt, denn wie hätte er, der kaum ſeine Hände zu rühren und keine zehn Schritte ohne die entſetzlichſten Schmerzen zu gehen vermochte, ſich Nahrungsmittel ſuchen ſollen?

Dieſer ſchreckliche Zuſtand dauerte volle drei Tage und der arme William glaubte ſich dem Tode nahe. Er würde in ſeiner völlig hülfloſen Lage, verlaſſen von aller Kreatur, völlig haben verzweifeln müſſen, wenn er nicht von ſeiner Mutter zur Frömmigkeit angehalten worden wäre und ein unbegrenztes Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater gehabt hätte. Dieſes Vertrauen und ein inbrünſtiges Gebet zu Gott erhielten ſeinen Muth aufrecht und wurden vielleicht ſeine Lebensretter; denn wie ſehr würde es ſeinen Zuſtand verſchlimmert haben, wenn er, ſtatt ſein Leben und Schickſal in die Hände ſeines himmliſchen Vaters zu legen, ſich einer wilden Verzweiflung überlaſſen hätte.

Seine größte Plage war die Schlafloſigkeit, die theils durch ſeine großen Schmerzen, theils dadurch herbeigeführt wurde, daß er ſich gar keine Bewegung machen konnte. Da war es denn eine gute Sache für ihn, daß er ſich zeitig daran gewöhnt hatte, auf Alles Achtung zu geben, was um ihn her vorging, denn ſonſt würde er die tödtlichſte Langeweile gehabt haben. Am Tage ſchenkte er den ihn umſtehenden Gräſern und Blumen, den ſchöngefärbten Schmetterlingen und Libellen, die ihn umflatterten, den Käfern und Würmchen, die ſich auf den Spitzen der Grashalme wieg-

ten, oder am Boden hinkrochen, ſeine Aufmerkſamkeit und jeder Gegenſtand gab ihm hinlänglichen Stoff, Betrachtungen anſtellen zu können, da Alles hier ganz anders als in Europa war. In der Nacht beſchäftigte er ſich damit, die Geſtirne zu beobachten und mit ſeinen Blicken ihren Lauf zu verfolgen, ſich die Stellung zu bemerken, in der die einzelnen Geſtirne gegeneinander ſtanden. Zuweilen gewährte das Flattern oder der Ruf eines Nachtvogels ihm eine angenehme Unterhaltung; ſelbſt das Quacken der Fröſche, die am Rande des Baches ihr eintöniges Nachtlied anſtimmten, war für ſein Ohr jetzt kein unangenehmer Ton, ſo wenig er früher auch dieſer Muſik der Sumpf-Nachtigallen Geſchmack hatte abgewinnen können: belebte es doch die ſonſt ſo ſchweigſame Natur!

Nachdem unſer William drei volle Tage und Nächte ſo gelegen, ohne irgend Etwas zu ſich zu nehmen, als das Waſſer, das er aus ſeinem lieben Bache ſchöpfte, fing er endlich an, eine leiſe Anwandlung von Hunger zu verſpüren; dies war das erſte Zeichen der wiederkehrenden Geneſung und er dankte Gott dafür, obgleich er nicht wußte, wie er den erwachenden Appetit ſtillen ſolle; war er doch noch zu ſchwach, um mit ſeinem Meſſer ſich Pataten aus der Erde graben zu können, und woher hätte er vollends die Kraft nehmen ſollen, Feuer anzumachen, um ſie zu braten? Er mußte ſich alſo einer neuen Geduldsprobe und Hungerkur unterwerfen, bis er ſich wieder etwas ſtärker fühlen würde. Dieſer Mangel an Nahrung — ſo unglaublich dieſe Behauptung Euch auch klingen mag — beförderte ſeine Geneſung bedeutend. Ein kranker Körper bedarf in der Re-

gel gar keiner Nahrung, ja ſie ſchadet ihm in den meiſten Fällen, und vermöchten alle Kranke es über ſich, die ſtrengſte Diät zu halten, ſo würden ſie noch einmal ſo ſchnell geneſen. Zu einer ſolchen Enthaltſamkeit ſah ſich aber unſer William durch ſeine Lage gezwungen und erſt am fünften Tage, als ſein Appetit recht groß geworden war, zwang ihn dieſer, den Verſuch zum Aufſtehen zu machen, und jetzt ging es.

Zwar ſchwankte er noch wie ein vom Winde hin und her bewegtes Rohr; zwar drehten ſich ſcheinbar alle Gegenſtände um ihn her im Kreiſe, wie es bei großer Schwäche der Fall zu ſein pflegt; zwar mußte er ſich nach zehn bis zwanzig zurückgelegten Schritten erſt niederſetzen, um auszuruhen; allein es ging doch immer beſſer und beſſer und in der Zeit von einer Stunde hatte er eine gute Strecke zurückgelegt, indem er immer dem Laufe des Baches folgte.

Ein zwar niedriges, aber dem Anſcheine nach dichtes Gebüſch zeigte ſich in einiger Entfernung. In der Hoffnung, dort vielleicht irgend etwas Eßbares zu finden, ſtrengte er den letzten Reſt ſeiner Kräfte an, um es zu erreichen. Wie belohnte ſich aber dieſe Anſtrengung nicht für unſern armen Hungernden! Als er ſich dem Geſträuche bis auf einige wenige Schritte genähert hatte, ſah er faſt jeden Zweig deſſelben mit ſchwellenden, dunkelrothen Beeren bedeckt, die traubenweiſe daran hingen und auf den erſten Blick von ihm für Himbeeren erkannt wurden. Seine Schwäche gänzlich vergeſſend, ſtürzte er auf dieſe labenden, duftigen Früchte zu und aß eine gute Menge davon. Es war ein Glück für ihn, daß er keine feſtere Nahrung gefunden hatte,

weil er ſich mit einer ſolchen den völlig ausgehungerten Magen gewiß gänzlich verdorben haben würde. Jetzt aber fühlte er ſich nach dem Genuſſe der kühlenden und duftigen Frucht außerordentlich erquickt und ſo behaglich, wie ſeit längerer Zeit nicht; ja, er konnte ſogar ohne allzugroße Beſchwerde zu ſeiner geliebten Quelle zurück kehren, denn von dieſer trennte er ſich nur ungern.

Es ging von nun an immer beſſer; ja er konnte ſogar ſeinen Appetit wieder an den nährenden Pataten ſtillen, die, nächſt dem Waſſer, die größeſte Wohlthat für ihn waren.

So wie er nun ſeine erſten Bedürfniſſe befriedigt ſah, dachte er bereits auf andere. Obgleich der Himmelsſtrich, unter dem er ſich befand, einer der wärmſten, mildeſten der Erde war, ſo empfand er doch oft, des ſtark fallenden Thaues wegen, Nachts ein heftiges Fröſteln, beſonders gegen Morgen, wo die Nachtkühle immer am empfindlichſten iſt. Er ſah ſich alſo, ſo wie ſeine Kräfte es nur erlaubten, nach einem ſchützenden Obdache um, das aber nicht allzuweit von ſeinem geliebten Bache entfernt ſein durfte.

Er hatte mehrfach geleſen und gehört, daß manche Berge Höhlen enthielten und ſeine Gedanken waren auf eine ſolche gerichtet. Er umkreißte alſo die nächſten Hügel und war bald ſo glücklich, eine geräumige Höhle zu entdecken. Der Boden derſelben war zwar mit Staub und Schmutz, die Seitenwände mit Spinnenweben bedeckt; auch zeigten viele Thierſpuren, ſowohl von Vögeln als vierfüßigen Thieren, daß die Höhle dieſen ſeither zum Aufenthalte gedient hatte;

allein der Unrath konnte leicht beſeitigt werden, und dann bot ſie ihm einen willkommenen, ſchützenden Aufenthalt.

Ein Beſen war ſehr leicht gemacht, indem er eine Handvoll von den ziemlich ſtarken Blättern des Farrenkraut-Baumes vermittelſt des zähen und langen Graſes zuſammenband und in dieſen Bündel einen ſtarken Stock ſteckte, um ihn gehörig handhaben zu können. Er war ſo ämſig bei der Arbeit und vergaß ſeine gegenwärtige verlaſſene Lage ſo gänzlich, daß er ſich mehrere Male auf das Verdeck des Schiffes verſetzt glaubte, wo er Arbeiten der Art zu verrichten gehabt hatte und bald mit Dieſem, bald mit Jenem der Mannſchaft eine Unterhaltung anzuknüpfen im Begriff war. Aber ach! keine Stimme antwortete ihm, kein Auge blickte wohlwollend auf ihn: er war verlaſſen von aller Welt, gleichſam abgetrennt von aller menſchlichen Geſellſchaft, und mit einem tiefen Seufzer ſetzte er bei dieſen niederſchlagenden Gedanken ſein Reinigungsgeſchäft fort.

Bald jedoch kehrte, zugleich mit dem unbegrenzteſten Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater, ſeine ihm angeborene Heiterkeit zurück und mit lauter Stimme ſang er demſelben ein Dank- und Loblied. Wie angenehm wurde er bei dieſer Gelegenheit nicht überraſcht, als eine andere Stimme der ſeinigen gleichſam zu antworten ſchien. Er ſtand halb erſchrocken, halb erfreut, ſtill und ſchaute ſich nach allen Seiten um; nun aber ſchwieg die Stimme und ließ ſich erſt wieder vernehmen, als er ſein Lied fortſetzte. Jetzt begriff er, was es war: er hatte das nahe Echo durch ſeine eigene Stimme geweckt und ſeine eigenen Laute waren es, die, von einer etwa 60 Schritt von ihm entfernten Felſen-

wand zurückgeworfen, ihm antworteten. Er lächelte, als er dieſe Entdeckung machte, und dieſe Laute in der Einöde, dieſer Ton einer menſchlichen Stimme, wenn gleich nur ſeiner eigenen, machten ihm ſo viele Freude, daß er mehrere Male den geliebten Namen ſeiner Mutter, ſo wie der frühern Bekannten, rief, um ihn von dem Echo wiedergegeben zu hören. Daß er keinen menſchlichen Laut in dieſer ganzen Zeit vernommen, dies hatte ihn beſonders in ſeiner jetzigen Einſamkeit betrübt und ſo enthob die Entdeckung des Echos ihn eines beklemmenden Gefühls, indem es dieſe Einöde gleichſam belebte.

Endlich war unſer William mit ſeinem Reinigungs-Geſchäfte fertig und jetzt konnte er auf ein weiches, bequemes Lager für die Nacht denken. Auf die Entdeckung eines zu dieſem Zwecke beſonders ſich eignenden Mooſes glaubte er verzichten zu müſſen, da er auf ſeiner Wanderung keine Pflanze der Art erblickt hatte; allein das hohe Gras und mehr noch die Blätter des Farrenkraut-Baumes verſprachen ihm eine erwünſchte Aushülfe. Zwar machte es ihm keine kleine Mühe, mit ſeinem Taſchenmeſſer ſo viel Gras abzuſchneiden, als er zu einem Lager bedurfte; zwar vergoß er Ströme von Schweiß bei dieſer in der brennendſten Sonnenhitze verrichteten Arbeit; aber er ließ doch nicht davon ab: war er doch auf dem Schiffe an eine oft eben ſo ermüdende Thätigkeit gewöhnt worden. Auch ſtärkte ihn der Gedanke, wie ſüß es ſich im kühlen Schatten der Höhle, auf dem weichen, duftigen Lager ruhen würde, bei ſeiner mühevollen Arbeit, und wie ſchmeckten ihm ſeine Pataten, wie der Trunk aus kühler Quelle nach derſelben.

Er war jedoch ſo ermüdet, daß er, als er ſich mit Anbruch der Nacht zur Ruhe niederlegte, keines Schlummerliedes bedurfte, um einzuſchlafen. Wie lange er geſchlafen haben mochte, als er ſich, noch mitten in der Nacht, und in der größeſten Dunkelheit, durch einen rauhen Gegenſtand geweckt fühlte, der über ſein Geſicht hinſtrich, vermochte er nicht zu beſtimmen. Er fuhr erſchrocken in die Höhe und wußte ſich im erſten Augenblick nicht zu beſinnen, wo er ſich befände, noch weniger aber ſich zu ſagen, was es geweſen war, das ihn ſo unerwartet geweckt hatte. Er rieb ſich die Augen, als wenn er auch in der ihn umgebenden rabenſchwarzen Finſterniß ſo beſſer ſehen könne, und ſchaute ſich nach allen Seiten mit lautpochendem Herzen um.

Lange ſah er nichts; endlich aber erblickte er in einiger Entfernung vor ſich zwei glänzende Punkte, die, da ſie oft ihre Stelle veränderten, von einem lebenden Geſchöpfe herkommen mußten. Dieſer Anblick erfüllte ihn mit ſolcher Angſt, daß ihm der Schweiß aus allen Poren ſeines Körpers hervorbrach und er regungslos nach dem Winkel ſchaute, wo er die beiden feurigen Punkte erblickte. Bald vernahm er auch ein erſt leiſes, dann immer ſtärker werdendes Schnurren, wie von einer großen Katze. An eine ſolche dachte er in ſeiner Angſt nicht, ſondern an Löwen und Tiger, die, wie er aus der Naturgeſchichte wußte, gleichfalls zum Katzengeſchlechte gehörten und, wie er meinte, recht gut Bewohner dieſes Landes ſein könnten. Sein Wiſſen reichte nicht ſo weit, wie ohne Zweifel das eurige, meine geliebten Kinder! Ihr würdet Euch in Auſtralien nicht vor Löwen und

Tigern gefürchtet haben, weil Euch gewiß bekannt iſt, daß dieſer Welttheil keine Thiere der Art beſitzt.

Unſer William wagte nicht, ſich zu bewegen, aus Furcht, die Aufmerkſamkeit ſeines vermeintlichen Feindes und Verſchlingers durch das leiſeſte Geräuſch auf ſich zu ziehen. Starr waren ſeine Augen auf die beiden beweglichen leuchtenden Punkte gerichtet und mit immer mehr ſteigendem Entſetzen erfüllte ihn das Schnurren, das aus demſelben Winkel hervorkam. Jeden Augenblick glaubte er die Beute des vermeintlichen Ungeheuers zu werden und ſeine Angſt war ſo groß, daß er nicht einmal Gott um die Erhaltung ſeines Lebens zu bitten vermochte.

Unter welchen Empfindungen er den Reſt der Nacht verbrachte, vermöcht Ihr Euch nicht vorzuſtellen. Kein Schlaf kam mehr in ſeine Augen und um die eben ſo nöthige als erſehnte Ruhe war es geſchehen; ja, er wagte nicht einmal, ſich wieder niederzulegen, aus Furcht, daß er durch irgend ein Geräuſch die Aufmerkſamkeit ſeines Feindes auf ſich ziehen möchte.

Endlich brach der ſo heiß erſehnte Tag an und zu ſeiner eigenen Verwunderung lebte er noch. Er ſah durch die Oeffnung der Höhle einen ſchwachen Lichtſchimmer dringen, und nicht lange dauerte es, ſo fiel ſelbſt ein Sonnenſtrahl auf den Vordergrund des Einganges. Dieſer Anblick, den er nicht mehr zu erleben gehofft hatte, ſtillte ſein Bangen in Etwas und er wagte es jetzt, ſich zu erheben, um wo möglich die Höhle zu verlaſſen und auf irgend einem Baume eine Zuflucht gegen ſeinen vermeintlichen Feind zu ſuchen.

So wie er ſich aber erhob — o Schrecken! erhob ſich dieſer auch; allein er ſprang nicht auf ihn zu, um ihm ſeine kralligen Tatzen in den Leib zu ſchlagen, ſondern ſchlüpfte, ſchnell und geſchmeidig wie ein Aal, zur Höhle hinaus.

„Wer war denn aber dieſer böſe nächtliche Störenfried?“ höre ich Euch neugierig fragen.

„Eine Katze.“

„Eine Katze? Du ſpaßeſt mit uns! Wie ſollte die dorthin gekommen ſein?“

Und doch war es eine Katze, geliebte Kinder; zwar keine gezähmte, wie die, welche wir der Mäuſe und Ratten wegen in unſere Wohnungen aufgenommen haben, ſondern eine wilde Katze, ähnlich der, die man auch noch in einigen Wäldern Europas antrifft. Sie ſind in Auſtralien aber kleiner, als bei uns, braun und ſchwarz geſtreift, lang, dünn und lang geſchwänzt; ihre Krallen ſind ſehr lang und ſcharf und ihre Schnauze gleicht der eines Ferkels. Sie fallen übrigens nie Menſchen und größere Thiere an, ſondern begnügen ſich mit Vögeln, die ſie in ihren Neſtern auf den Bäumen im Schlafe überraſchen.

Als unſer William dieſes winzige Thierchen erblickte, das wahrſcheinlich eine noch weit größere Furcht vor ihm, als er vor dem vermeintlichen Löwen oder Tiger gehabt hatte, und zugleich ſeiner ausgeſtandenen Angſt gedachte, mußte er unwillkührlich lächeln; dies war wohl das erſte Lächeln, das ſeit ſeinem Schiffbruche ihm auf den Lippen ſchwebte.

Bald zog ihn ein leiſes Wimmern im Innern der Höhle wieder in dieſe zurück; er lauſchte und vernahm jetzt deutlich Töne, die nur von jungen Kätzchen herkommen konnten.

In dieſer Vorausſetzung hatte er ſich nicht geirrt; ſchon nach kurzem Suchen entdeckte er in einer Felſenſpalte ein Neſt mit 7 bis 8 jungen Kätzchen, die wahrſcheinlich ein ſolches Klaggeſchrei erhoben, weil ihre Mutter und Ernährerin ſie verlaſſen hatte. Der Anblick dieſer artigen Thierchen erfreute Williams Herz: er kroch auf dem Bauche in die Felſenſpalte und holte ſich eins davon heraus, um es zu ſtreicheln; aber es erhob ein noch lauteres Klaggeſchrei, was vermuthlich die draußen ängſtlich harrende Mutter vernahm. Mit einem Satze war dieſe in der Höhle, mit einem zweiten auf Williams Schulter und ehe er es ſich verſah, hatte ſie mit ihrem Maule das ſchreiende Kätzchen erfaßt und ſprang damit zum Neſte, wo ſie es zu den andern Thierchen legte; bald ſogen alle begierig an ihr, ſie aber ſah ſehr zornig aus, und ſowie ſich William nur der Felſenſpalte näherte, erhob ſie ſich, ſträubte das Haar empor, machte einen Katzenbuckel und ſchlug mit dem Schwanze um ſich. Trotz ihrer Furcht vor dem ihr völlig unbekannten Geſchöpfe, trotz der großen Ueberlegenheit an Größe und körperlichen Kräften, die daſſelbe vor ihr hatte, bereitete ſie ſich doch aus mütterlicher Liebe auf einen Kampf mit unſerm William vor und würde wahrſcheinlich lieber ihr Leben, als eins ihrer Kätzchen in ſeinen Händen gelaſſen haben. William ehrte ihre Gefühle und erkannte ihre Rechte an. Er beſchloß, die arme, ſo rührend zärtliche Mutter nicht ferner zu beunruhigen, ſie aber wo möglich durch Wohlthaten für ſich zu gewinnen. Er ließ ſie daher in Ruhe; als er aber ſein Mittagseſſen verzehrte, warf er ihr einige von ſeinen gebratenen Pataten in die Felſenſpalte und ſuchte zu beobachten, welche

Wirkung dieſe Gabe auf ſeine Nachbarin hervorbringen würde. Ohne Zweifel hatte unſer Freund auf einige Erkenntlichkeit gerechnet; allein er ſah ſich in dieſer Erwartung getäuſcht. Zwar beroch die Katze die Pataten, dann aber ließ ſie ſie unangerührt liegen und kehrte zu ihren Jungen zurück. Dies ſetzte ihn einigermaßen in Erſtaunen: er wußte nicht, daß dieſe zu den Raubthieren gehörenden Geſchöpfe im wilden Zuſtande nur animaliſche Nahrung zu ſich nehmen und Vegetabilien oder Pflanzenkoſt gänzlich verſchmähen.

Die Katze wollte alſo von ihm nichts wiſſen; trotz dem aber war ihm ihre Geſellſchaft ſehr angenehm, ſeit er ſich nicht mehr vor ihm fürchtete, und als die Nacht heran kam, legte er ſich völlig unbeſorgt vor ſeiner Nachbarſchaft zur Ruhe nieder; ja, er ſchlief auf ſeinem Lager von Gras und Blättern vollkommen ſo gut, wie in einem weichen Bette: geſünder, naturgemäßer aber gewiß.

Dreizehntes Kapitel.

Das Allernothwendigſte hatte unſer William jetzt: Waſſer, um ſeinen Durſt zu löſchen, die Pataten, welche ſeinen Hunger ſtillten und endlich gar ein ſchützendes Obdach mit einem guten Lager; ſelbſt an Leckereien fehlte es ihm nicht, da die ſchönſten Himbeeren, obſchon an ſo niedrigen Sträuchen wie bei uns die Heidelbeeren, in ſo großer Fülle vorhanden waren, daß er ſich vom Morgen bis zum Abende

daran hätte ſatt eſſen können. Trotz dem aber fehlte ihm nicht nur Etwas, ſondern ſogar ſehr Viel; beſonders trug er ein großes Verlangen nach einer animaliſchen oder thieriſchen Koſt, an die er von früheſter Jugend auf gewöhnt worden war. Wie ſich aber eine ſolche verſchaffen? Er hatte weder eine Flinte noch Bogen und Pfeile, ja nicht einmal eine Schlinge vermochte er zu machen, weil er ſich nicht darauf verſtand, um irgend ein Thier darin zu fangen. Zwar hätte er Nachts, wo die wilde Katze oft auf längere Zeit auf Beute ausging, leicht eines der Kätzchen nehmen und es tödten können, dagegen aber ſträubte ſich ſein Gefühl, auch vielleicht ein ihm ſelbſt kaum bewußter Eckel gegen eine ſo ungewohnte Koſt, und ſo blieben die wilden Kätzchen ungefährdet von ihrem menſchlichen Nachbar.

Da das Verlangen nach einer veränderten Nahrung immer ſtärker wurde, beſchloß er, den Weg zum Strande zu ſuchen. Er hegte die Hoffnung, dort vielleicht eine Schildkröte oder doch Muſcheln zu finden, die er dann am Feuer braten und zur Speiſe bereiten wollte. Da ihm ſehr daran gelegen ſein mußte, den Rückweg zu ſeiner Höhle nicht zu verfehlen, ging er erſt immer hart am Bache hin, dann aber, als dieſer ſich nach und nach zwiſchen dem immer höher und dichter werdenden Graſe verlor, ſchnitt er mit ſeinem Meſſer ziemlich große Kerben an die zu Seiten ſeines Weges ſtehenden Bäume, wodurch er ſich den Rückweg offen erhielt.

Lange wanderte er fort, ohne das Meer zu entdecken; endlich hörte er es, zu ſeiner nicht geringen Freude, hinter einem Felſen brauſen und rauſchen. Schnell erklomm er

den Felſen und hatte jetzt das unermeßliche Meer vor ſich, das an der Stelle, wo er ſich befand, einen ziemlich tief in das Land hineingehenden Meerbuſen bildete. Erſtaunt und entzückt ſchaute er auf das großartige Schauſpiel, das ſich ſeinen Blicken darbot. Durch die lange Fahrt auf dem Ocean war er ſo vertraut mit dem Meere und dieſes ihm ſo lieb geworden, daß ihm beim Anblick deſſelben die hellen Freudenthränen über die Wangen ſchoſſen. Hatte er doch auch beſondere Urſache, es zu lieben, da ihm allein Rettung durch ein etwa an der Inſel landendes Schiff kommen konnte. Nachdem er ſich längere Zeit an Betrachtungen vergnügt hatte, ſtieg er den Felſen hinab, um am Strande nach eßbaren Muſcheln — er träumte ſogar von Auſtern, die man ihm in Hamburg als große Leckerbiſſen gerühmt hatte — zu ſuchen. Er fand zwar eine Menge der allerſchönſten, bunteſten Muſcheln, die er unter andern Umſtänden gewiß begierig aufgeleſen haben würde, jetzt aber unbeachtet liegen ließ, weil ſie leer und von ihren frühern Bewohnern ſämmtlich verlaſſen waren.

Statt des vergebens Geſuchten that er aber einen Fund, deſſen Wichtigkeit ihm bald einleuchten ſollte. Eine ziemliche Strecke vom Waſſer entfernt, aber doch an der Grenze des Strandes, ſah er einen Stein liegen — wenigſtens hielt er eine Zeitlang den ihm auffallenden Gegenſtand dafür — deſſen regelmäßige Form ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er näherte ſich demſelben mit eiligen Schritten und wie ward ihm, als er, ſtatt des erwarteten Steins, eine braunroth angemalte Kiſte fand! Er erkannte ſie auf den erſten Blick für die des Schiffs-Zimmermanns der „Hoff-

nung", auch war der Name dieſes Mannes, wenn auch die mit weißer Oelfarbe darauf gemalten Buchſtaben zum Theil abgerieben waren, noch ganz deutlich darauf zu leſen; über dieſem Namen war das ihm ſo wohlbekannte Hamburger Wappen, die drei Thürme, mit dem ſie haltenden Löwen daneben, in bunten Farben abgebildet.

Die hellen Thränen ſchoſſen ihm über die Wangen bei dieſer unerwarteten Erinnerung an die geliebte Vaterſtadt, an das Schiff, auf dem er den weiten Ocean durchſchwommen, an die Mannſchaft deſſelben, die jetzt tief im Meeresgrunde lag oder wohl ſchon die Beute gefräßiger Hayfiſche geworden war. Mit unausſprechlicher Rührung mußte er in dieſem Augenblicke jedes gütigen, freundlichen Worts gedenken, das der Eine oder Andere dieſer Männer während ſeines langen und ſteten Beiſammenſeins mit ihnen zu ihm geſprochen hatten, der fröhlichen Geſänge, die ſie in ihren wenigen Mußeſtunden erſchallen ließen, der Mährchen und Sagen, deren ſie eine ſo große Menge wußten, und mit anmuthiger Einfachheit zu erzählen verſtanden; der kleinen Neckereien, die ſie ſich im harmloſen Scherze gegen einander erlaubten; der Belehrungen, die er von den Aelteren und Ernſteren empfing, wenn er dieſe oder jene Sache noch nicht anzugreifen verſtand. Und das Alles war nun todt und hin; die fröhlichen Laute der bekannten Stimmen waren für immer erſtorben; die bald heitern, bald ernſten Blicke erloſchen, die Kraft dieſer Muskeln gelähmt — todt! todt war ſo viel Leben und Regſamkeit!

Wer würde in dieſem Augenblick wohl ungerührt geblieben ſein? wer hätte in demſelben wohl an die, unter

den gegenwärtigen Umſtänden unermeßlichen Schätze denken können, die eben dieſe Kiſte, welche unſerm William heiße Thränen entlockte, in ihrem Innern barg? Er dachte gewiß im erſten Augenblick nicht daran, ſondern kniete neben derſelben nieder, küßte ſie unter Thränen und nannte mit leiſer, von Schluchzen unterbrochener Stimme den Namen des ehemaligen Beſitzers. Dieſer war, obſchon äußerlich ein ernſter, faſt rauher Mann, doch im Grunde ein vortrefflicher, wohlmeinender Menſch geweſen, der beſonders unſerm jungen Freunde ſehr gewogen war und ihm manchen Liebesdienſt erwieſen hatte.

William war ſo in Schmerz und Erinnerung verſunken, daß er nicht bemerkte, daß es bereits Abend geworden war, und zu dunkeln begann. Als er ſich endlich aufraffte und an die Rückkehr nach ſeiner Höhle dachte, war es bereits zu ſpät dazu und er mußte ſich entſchließen, die Nacht am Strande zuzubringen, da er, wenn er den Rückweg angetreten, ſich leicht hätte verirren können, weil er die an den Bäumen gemachten Einſchnitte nicht mehr erkennen konnte. Er bereitete ſich daher ein Lager am Strande, indem er ſich gewiſſermaßen in den warmen Sand einwühlte, und lehnte das müde Haupt gegen die geliebte Kiſte.

Erſt ſpät, als bereits der Vollmond hoch am Himmel ſtand, ſchlief er ein und träumte von der geliebten Heimath, von der theuren, über Alles theuren Mutter, von ſeinen Geſpielen und Schulgenoſſen. O, er war noch einmal vollkommen glücklich; aber ach! der erſte im Oſten ſich zeigende Strahl der Sonne verſcheuchte dieſes holde Glück, indem er ihn weckte. Er rieb ſich die Augen, ſeufzte tief auf, indem

er um ſich blickte, und erhob ſich ſchwankend von ſeinem beweglichen Lager.

Der Gedanke, wie nützlich ihm der Inhalt der Kiſte werden könne, konnte nicht lange ausbleiben; zugleich aber erhoben ſich in ſeiner Seele Bedenklichkeiten über ſein Recht, ſich die darin enthaltenen Sachen aneignen zu dürfen, und lange kämpfte er mit ſich ſelbſt darüber. Endlich ſagte er ſich, daß einmal der frühere Beſitzer dieſer Kiſte aller Wahrſcheinlichkeit nach todt, dann aber für ihn keine Möglichkeit vorhanden ſei, ſelbſt wenn er lebte, ſie ihm wieder zuzuſtellen. Ferner war die Noth, in der er ſich befand, ſo groß und er aller ſonſtigen Hülfe ſo gänzlich beraubt, daß er meinte, Gott werde es ihm ſchon vergeben, daß er ſich des Inhalts der Kiſte bemächtige und zu ſeinem Beſten verwende.

Eine andere Frage, nachdem er dieſe beſeitigt hatte, war nun die, wie er die Kiſte öffnen ſolle? Der Zimmermann hatte ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach ſelbſt und, da er ein tüchtiger Mann in ſeinem Geſchäfte war, gewiß ſehr feſt gebaut. Zwar hätte er trotz dem den Deckel leicht mit einem großen und kantigen Steine zerſchlagen können; allein zu dieſem Auswege, der ihm noch übrig blieb, wenn kein anderer ſich erdenken ließ, konnte er immer noch greifen und der Gedanke, die Kiſte ganz zu erhalten, war ihm ſo angenehm, daß er lieber erſt alles Andere verſuchen, als ſie zertrümmern wollte. Er hatte bemerkt, daß die Schloſſer mit einem an der Spitze etwas krumm gebogenen Inſtrumente von Eiſen leicht zugeſprungene Schlöſſer aufmachten, und da er als ein kluger und aufmerkſamer Knabe ſich alle

dabei angewandten Handgriffe gemerkt hatte, kam es nur darauf an, daß er einen gehörig ſtarken Nagel fände, der dann vermittelſt eines ſtatt des Hammers dienenden Steins leicht die gehörige Form erhalten könnte. Er ging alſo, um einen Nagel zu ſuchen, noch etwas weiter den Strand hinauf.

Dieſer Weg wurde ihm reichlich belohnt, indem er noch eine Menge Schiffstrümmer, ſogar den ganzen Spiegel des geſcheiterten Schiffs, und einige Tonnen mit Zwieback am Ufer fand. Seine Freude bei dieſem unerwarteten Anblick war nicht gering und er machte ſich ſogleich ans Werk, die Trümmer weiter auf den Strand hinauf zu ziehen, damit nicht etwa eine höher gehende See ſie wieder ins Meer zurückführte. Wie vielen Schweiß vergoß er bei dieſer, ſeine Kräfte faſt überſteigenden Arbeit; aber obgleich ihn Hunger und Durſt nicht wenig bei derſelben quälten, verſagte er ſich doch die Befriedigung dieſer dringenden Bedürfniſſe, um ſeinen Schatz erſt in Sicherheit zu bringen. Jedes Stückchen Brett, mochte es auch ſchon halb zertrümmert ſein, war ein Schatz für ihn, dem es an allem fehlte. Nur den Spiegel des Schiffs vermochte er, ſeiner Schwere wegen, nicht von der Stelle zu bringen, und ihn zu zertrümmern, dazu fehlte es ihm an den gehörigen Geräthſchaften. Was hätte er nicht jetzt darum gegeben, einen Genoſſen zu haben, der ihm hülfreiche Hand bei der ſauren Arbeit leiſtete!

Als er das, was ihm möglich geweſen war zu retten, höher auf den Strand und ſomit in Sicherheit gebracht hatte, dachte er zunächſt daran, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen und freute ſich in ſeinem Herzen nicht wenig, den

erſteren mit dem in den Tonnen enthaltenen Zwiebacke ſtillen zu können. Er zerſchlug daher eine derſelben und die Zwiebacke kamen zu Tage; aber ach! ſie hatten ſich, aufgeweicht durch das Seewaſſer, in einen Brei verwandelt und dieſer ſchmeckte ſo ſalzig und bitter, daß er nicht einen Mund voll davon herunter zu würgen vermochte.

Die Hoffnung, die er auf dieſen Fund geſetzt hatte, war alſo eine vergebliche geweſen, und er mußte ſich nach einem andern Nahrungsmittel umſehen. In der Nähe war dieſes nicht zu finden, was ihn ſehr betrübte, da er mit dem Aufſuchen ſo viele Zeit verlieren mußte; denn auch mit der Hoffnung, Muſcheln am Strande zn finden, war es nichts geweſen. Erſt nach langem, fruchtloſen Umherirren fand er einen Baum, der große Aehnlichkeit mit unſerm Birnbaume und eine Frucht wie dieſer hatte.

„Ha! Birnen!“ rief er bei dieſem willkommenen Anblicke mit freudig bewegter Stimme aus, und ſchon nach wenigen Augenblicken hatte er zehn bis zwölf Stück mit einem Stecken, den er ſich geſchnitten, heruntergeſchlagen. Jetzt ſollte es ans Schmauſen gehen; aber o weh! wie bitter ſah ſich unſer William abermals in ſeiner Hoffnung getäuſcht! Die ihn ſo lieblich anlächelnden Birnen waren nichts weiter, als die Saamenkapſeln eines dem Birnbaum ähnlichen Baumes und die Schale war ſo hart, daß ſie ſeinen tüchtigen Zähnen Trotz bot. Er ließ ſie alſo liegen und ſetzte, etwas entmuthigt, ſeine Wanderung fort. Die gleichfalls nicht eben einladenden, aber doch genießbaren Kirſchen mußten endlich aushelfen und waren deßhalb willkommen, weil ſie den Hunger und Durſt zugleich ſtillten. Er

aß eine tüchtige Portion davon, legte ſich dann unter den Schatten eines prachtvollen, ſeine Aeſte weit ausſtrecken=den Gummi=Baumes nieder und verfiel in einen ſanften Schlaf.

Zwar hatte er ſich beim Einſchlafen vorgenommen, nur ein Stündchen zu ruhen und dann an den Strand zu ge=hen, um ſeine Kiſte zu öffnen; allein aus dem ſich gegönn=ten Stündchen wurden drei bis vier Stunden und als er endlich wieder erwachte, ſank die Sonne bereits in das Meer hinab, ſo daß er eilen mußte, wenn er den Strand noch vor Dunkelwerden wieder erreichen wollte. In der Eile mochte unſer Freund aber nicht auf den rechten Weg ge=merkt haben, denn das Meer wollte ſich noch immer ſeinen Blicken nicht zeigen und doch dunkelte es bereits. Endlich mußte er für dieſen Abend die Hoffnung gänzlich aufgeben, ſeine Schätze noch zu erreichen und es blieb ihm weiter nichts übrig, als Schutz und nächtliche Ruhe unter freiem Him=mel oder einem ſtark belaubten Baume zu ſuchen. Früh, mit Anbruch des Tages, weckten ihn aber die empfindliche Morgenkühle und der überaus ſtark gefallene Thau, der be=reits ſeine wenigen Kleidungsſtücke gänzlich durchnäßt hatte. Da er jetzt ſchon die Gefahr einer ſolchen Durchnäſſung kannte, ſprang er ſchnell auf und machte ſich eilig auf den Weg, um ſein Blut wieder in Bewegung zu ſetzen. Er war noch keine halbe Stunde gegangen, ſo vernahm er aus der Ferne das Brauſen und Rauſchen der Wellen, die ſei=nem Ohre wie die lieblichſte Muſik erklangen, und nicht lange, ſo ſtand er wieder an dem heißerſehnten Meeres=ſtrande, zwar in einiger Entfernung von den geborgenen

Schätzen, aber doch ſo nahe, daß er ſie bereits mit ſeinen ſcharfen Blicken erreichen konnte.

Als er ihnen näher kam, fiel es ihm nicht wenig auf, daß er ſich etwas Lebendiges zwiſchen den Schiffstrümmern bewegen und hin und hergehen ſah. Sein erſter Gedanke war, daß es vermuthlich ein Raubthier ſei; denn vor dieſen fürchtete er ſich immer noch, da er nicht wußte, daß Auſtralien keine fleiſchfreſſenden Thiere beſitzt, die dem Menſchen gefährlich werden. Als er aber, ſchüchtern und mit großer Vorſicht näher ging, bemerkte er, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, daß ſein vermeintlicher Feind auf zwei Beinen und aufrecht ging.

„Gewiß ein Affe, vielleicht gar ein Urang-Utang!“ ſagte er bei ſich. Er irrte aber in dieſer Vorausſetzung, denn auch Thiere dieſer Gattung ſind in Auſtralien nicht zu Hauſe.

Sein Erſtaunen erreichte aber den höchſten Grad, als er am Strande, unfern der von ihm geborgenen Sachen, ein Canot, oder indianiſches Boot, erblickte. Es hatte die Geſtalt eines großen Troges und war aus einem ausgehöhlten Baumſtamme gemacht. Aus Vorſicht hatte der Beſitzer deſſelben es auf den Strand gezogen, was ſich ſeiner Leichtigkeit und Kleinheit wegen leicht bewerkſtelligen ließ.

William, der ſich jetzt vor einem vielleicht Menſchen freſſenden Wilden, wie zuvor vor Löwen und Tigern, fürchtete, ging nur langſam und mit großer Vorſicht auf den Wilden zu, der ſeinerſeits ſo ämſig mit dem Aufſchlagen der Kiſte beſchäftigt war, daß er die Ankunft unſers Freundes nicht eher bemerkte, als bis dieſer ihm ganz nahe ſtand.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr dem armen Wilden, der ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren zu ſein ſchien, krauſes Haar und eine ziemlich dunkle Hautfarbe, aber im Uebrigen einen ſehr wohlgebildeten Körper hatte, ſo bald er eines Menſchen anſichtig wurde, wie er noch nie zuvor einen geſehen. Er glaubte ohne Zweifel den weißen Geiſt, eine Gottheit, die von dieſen Wilden angebetet und ſehr gefürchtet wird, vor ſich zu haben und ſtürzte zur Erde nieder, das Geſicht gegen den Boden drückend und die Hände weit von ſich ſtreckend. Dabei ſtieß er ſo erbärmliche, ſeltſam klingende Töne aus, daß William ſich kaum eines Lächelns erwehren konnte, ſo wenig ihm auch ſonſt darnach zu Muthe war. Der Augenblick, wo er einen Menſchen wiederfand, war ja ein großer, überaus wichtiger für ihn.

Da William ſah, daß er Furcht einflößte, ſchwand natürlich die ſeinige und das Mitleid mit dem armen, zitternden Wilden nahm die Stelle derſelben ein. Er bückte ſich zu dem armen K o l b i — dies war ſein Name, wie er ſpäterhin erfuhr — nieder und berührte ſeinen nackten Körper ſanft mit der Hand, indem er ihm gute Worte gab und ihm Muth einzuſprechen ſuchte. Aber Kolbi verſtand ihn nicht und die ſanfte Berührung von Seiten des vermeinten Geiſtes vermehrte dermaßen ſein Entſetzen, daß ſein armer Körper wie ein Eſpenlaub zitterte.

William, der nicht wußte, was er anfangen ſollte, um den armen Knaben zu beruhigen, kniete neben ihm nieder, ſtreichelte ſeinen Kopf und ſprach in ſo ſanften Tönen zu ihm, daß es dem armen Zitternden, obgleich er ſeine Worte

nicht verſtehen konnte, doch begreiflich wurde, daß er nichts Böſes von ihm zu befürchten habe. Er erhob alſo das Haupt etwas vom Boden und ſah unſern William von der Seite an; ſo wie er ihm aber in das Geſicht ſah, ſchauderte er ſichtbar zuſammen und ſchloß die Augen wieder ganz wie der Strauß es machen ſoll, der ſeinen Kopf in den Buſch ſteckt und meint, ſein Verfolger ſehe ihn nicht, weil er dieſen nicht mehr ſieht.

Endlich gelang es unſerm jungen Freunde doch, dem Wilden einiges Vertrauen einzuflößen; Kolbi erhob ſich wenn gleich noch leiſe zitternd, und reichte dem weißen Manne ſogar die Hand, als dieſer ihm die ſeinige bot. Beide gingen jetzt wieder zu der Kiſte, die William ſo ſehr am Herzen lag. Kolbi hatte ihm die Mühe erſpart, das Schloß vermittelſt eines krumm gebogenen Nagels zu öffnen, indem er in ſeinem Unverſtande den Deckel mit einem Stein zertrümmert hatte, ſo daß der Inhalt bereits zu Tage lag. Dieſen bildeten, außer Wäſche und Kleidungsſtücken, etwas Geld, das für William jetzt ohne allen Werth war, da er nichts dafür kaufen konnte, eine Menge ſehr guter Handwerksgeräthe, als Sägen, Hobel, Bohrer, Hammer, ein Beil, Meiſſel u. dgl. m., einige Seecharten, ein Gebet- und Geſangbuch und endlich eine ſilberne Uhr, die zwar ſtill ſtand, weil ſie nicht aufgezogen war, aber durchaus nicht gelitten hatte, wie überhaupt die Sachen in der Kiſte nicht. Denn der brave Zimmermann hatte ſeine Lade ſo tüchtig gearbeitet und ſogar das Schlüſſelloch mit einem ſo gut ſchließenden Schieber verſehen, daß auch nicht ein Tropfen Seewaſſer in das Behältniß gedrungen war.

Der Anblick der Uhr machte William eine außerordentliche Freude, und da der Schlüſſel an einer ſchweren ſilbernen Kette daran hing, zog er ſie gleich auf; ſie ging! Kolbi ſah Alles, was er that, mit neugierigem Erſtaunen an; als ihm William aber die Uhr vor das Ohr hielt, damit er ſie picken höre, erſchrack er nochmals ſo, daß er faſt wieder zur Erde gefallen wäre, und die Uhr angebetet hätte, wie früher unſern Freund; ja, das lebhafteſte Entſetzen ſpiegelte ſich in ſeinen Blicken ab, als er William den vermeinten Gott in ſeine Taſche ſtecken ſah.

Unſer Schiffbrüchiger war durch das Auffinden der Kiſte und der Trümmer des Schiffs, weit mehr aber noch durch das Begegnen Kolbis auf einmal zu einem Reichthum gelangt, den er nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Es gelang ihm auch, dem jungen Wilden ein ſo großes Vertrauen einzuflößen, daß dieſer ihm, als er gegen Abend zu ſeiner geliebten Höhle zurückkehrte, willig dahin folgte. Kolbi war ihm von ſehr großem Nutzen, indem er einen Theil deſſen, was William gleich in Sicherheit bringen wollte, auf ſeine ſtarken Schultern nahm, ſo daß, da Beide trugen, der werthvolle Inhalt der Kiſte gleich in die Höhle geſchafft wurde. Nicht wenig erſtaunte Kolbi, als er William, ſo wie ſie in derſelben angelangt waren, vermittelſt eines gleichfalls gefundenen Feuerſtahls, Schwamms und Steines Feuer anmachen, und die Pataten daran legen ſah. Als dieſe gehörig gebraten waren, theilte William ſein einfaches Mahl mit ſeinem ſchwarzen Freunde, der vermuthlich lange keine ſo gute Koſt genoſſen hatte, denn er ließ es ſich vortrefflich ſchmecken und auch keine einzige Patate blieb

übrig. Auch William hatte den beſten Appetit von der Welt; in zwei Tagen waren es nur Kirſchen geweſen, mit denen er ihn hatte ſtillen können, und ſo war ihm die derbere Nahrung jetzt ſehr erwünſcht.

Als Beide ſich gehörig geſättigt und ihren Durſt durch einen friſchen Trunk aus der Quelle geſtillt hatten, legten ſie ſich auf dem weichen Lager, einträchtig wie Brüder, neben einander nieder und ſchliefen bald ein; unſer William jedoch erſt, nachdem er die Pflicht des Dankes gegen ſeinen ſo gnädigen und gütigen Vater im Himmel erfüllt hatte, und o! für wie viel Gutes hatte er ihm nicht mit gerührter Seele am Abende dieſes Tags zu danken!

Vierzehntes Kapitel.

Als er am andern Morgen erwachte, hatte er Mühe ſich zu überzeugen, daß die Erlebniſſe der beiden vorhergehenden Tage nicht ein bloßer Traum geweſen ſey, und erſt als er Kolbi am Eingange der Höhle erblickte — dieſer war etwas früher erwacht und aufgeſtanden als er — begriff er ſein Glück. Auch er erhob ſich, ging zu ſeinem jungen Freunde, gab dieſem freundlich die Hand und kniete dann am Eingange der Höhle nieder, um Gott ſein Morgen- und Dankgebet darzubringen. Kolbi, der glaubte, daß er Alles nachmachen müſſe, was der „gute weiße Geiſt“ — ſo nannte er unſern William noch — that, kniete neben ihm nieder und faltete eben ſo andächtig

ſeine Hände, als hätte er gewußt, warum es ſich handelte; davon hatte der Arme aber keinen Begriff.

William führte darauf Kolbi zu der Stelle, wo die Pataten wuchſen, damit er ihm behülflich ſey, einige davon aus der Erde zu nehmen, weil ſie ihr Frühſtück damit halten wollten. Wie es ſchien, verſtand ſich der junge Wilde beſſer darauf, als er ſelbſt; er brach einen Stecken vom nächſten Baume, und wühlte die Erde ſo ſchnell und geſchickt damit auf, daß er eine Menge dieſer eßbaren Knollen ans Tageslicht förderte. Als William ihn ſo gut unterrichtet ſah, machte er Feuer an, um ſie zu braten; Kolbi verſtand auch jetzt, was er wollte, und trug die gewonnenen Früchte eilig herbei; jetzt aber mußte William ſeiner großen Geſchäftigkeit Einhalt thun, denn der Wilde, der weder von Eckel noch Reinlichkeit viel wußte, wollte die Pataten mit aller daranhängender Erde an das Feuer legen und ſie würden ihm auch ſo ganz vortrefflich gemundet haben. Aber nicht ſo William, dieſer riß ſie wieder vom Feuer, legte ſie Kolbi in die Arme, nahm den Reſt und eilte damit dem Bache zu, wohin ihm der Wilde nicht ohne einige Verwunderung folgte. Hier angelangt, wuſch er erſt die Frucht rein und bedeutete dann Kolbi durch Zeichen, daß er ſie jetzt ans Feuer legen und braten laſſen dürfe, was dieſer auch that, ohne begreifen zu können, wozu die eben geſehene Procedur gut ſeyn konnte.

Nach eingenommenem Frühſtücke führte William erſt ſeinen Freund zu der Stelle, wo die Himbeeren in ſo großer Fülle wuchſen; auch dieſe kannte Kolbi und ließ ſich nicht lange nöthigen, zuzugreifen. Als man ſich geſättigt hatte, füllten ſie ein mitgenommenes Beutelchen, das man unter den

geretteten Sachen gefunden hatte, mit dieſen duftigen Früchten an und auch die Ledertaſche wurde mit Waſſer angefüllt, worauf Beide wieder den Weg zum Strande antraten, um auch die zurückgebliebenen Bretter, Nägel, Balken u. ſ. w. zu bergen.

William, der jetzt ſchon klüger geworden war, hatte einige Endchen ſtarken Bindgarns mitgenommen und befeſtigte vermittelſt deſſelben einige Bretter ſo aneinander, daß ſie eine Art von Schleiſe bildeten, worauf man bequem andere Bretter fortbringen konnte, indem man die Schleiſe hinter ſich herzog. Nicht wenig mußte ſich unſer junger Freund über die Klugheit und Gelehrigkeit des Wilden wundern. So wie William etwas that, richtete er aufmerkſam ſeine Blicke auf jede ſeiner Bewegungen, und es dauerte nicht lange, ſo hatte er ſeine Abſicht begriffen, in die er dann eben ſo klug als geſchickt und behende einging.

Welch ein Troſt, welch eine Freude war der Beſitz Kolbis für William! Zwar konnte er nicht anders, als durch Zeichen zu ihm reden; zwar verſtand Keiner die Sprache des Andern; aber trotz dem unterhielten ſie ſich doch ſchon durch Blicke und Zeichen, die Kolbi ſchnell begriff, denn er war ein ſehr geſcheidter junger Menſch. Welch Entzücken war es für unſern Freund, als er wieder in ein Menſchenauge blicken und Liebe und Dankbarkeit daran leſen konnte! Auch that Kolbi gar nicht mehr ſcheu gegen ihn, ſondern bezeigte ſich jetzt vollkommen zutraulich, und wenn er gleich William, ſeiner weißen Hautfarbe wegen, noch für ein überirdiſches Weſen hielt, ſo fürchtete er ſich doch nicht mehr vor ihm, wie er zu Anfang ihrer Bekanntſchaft gethan hatte. Ihr

müßt nämlich wiſſen, liebe Kinder, daß die Schwarzen ſich den böſen Geiſt weiß malen, während wir den Teufel ſchwarz. Der Anblick eines Europäers, des erſten, den er in ſeinem Leben ſah, war alſo wohl dazu geeignet, unſerm armen Auſtralier eine ungemeſſene Frucht einzuflößen. Faſt drei Tage bedurfte man, um die geborgenen Schiffstrümmer zu der Höhle zu ſchaffen; denn auch den Spiegel des Schiffs hatte man fortbringen können, da man ihn vermittelſt des gefundenen Beiles kleiner gemacht hatte. Am dritten Tage, als man den letzten Weg zum Strande — wenigſtens für diesmal — machte, warf Kolbi plötzlich die Laſt, womit er ſeine Schultern beladen hatte, zu Boden, und ehe William es ſich verſah, hatte er den Stamm eines ſehr hohen Baumes, faſt bis zum Gipfel deſſelben, erklettert. William wußte nicht, was dieſe Erſcheinung zu bedeuten habe, und ſtand erwartungsvoll unter dem Baume, um abzuwarten, was ſein Gefährte da oben ſchaffen würde. Er ſah, daß dieſer mit der Hand in eine Höhlung des Baumes langte und ſie bald wieder hervorzog; er hielt dabei, wie triumphirend, etwas in die Höhe; was es war, konnte aber William nicht unterſcheiden, bis Kolbi wieder unten bei ihm anlangte.

Könnt Ihr vielleicht errathen, was der Wilde dort oben in dem Baume geſucht und gefunden hatte? Strengt einmal Euere Denkkraft an; ſolltet Ihr mein Räthſel aber nicht löſen, ſo will ich Euch den Schlüſſel dazu in die Hand geben? Es gibt in Auſtralien, eben ſo gut wie bei uns, Bienen.... — „O! nun wiſſen wir Dein Geheimniß ſchon!“ rufen jetzt gewiß Viele von Euch: „Der Kolbi brachte eine Honigſcheibe herunter; nicht wahr?“

Ja, eine Honigſcheibe hielt er wirklich in der Hand, und zwar eine mit dem hellſten, ſchönſten Honig, den man ſich nur denken kann. Gewohnt, mit ſeinen überaus ſcharfen Augen überall umherzuſpähen, hatte er einige wilde Bäume entdeckt, welche die Spitze des Baumes umſchwärmten und daraus geſchloſſen, daß er dort oben ein Neſt finden würde. Daß er ſich in dieſer Vorausſetzung nicht geirrt hatte, zeigte die Honigſcheibe in ſeiner Hand. Mit der ihm eigenthümlichen rührenden Gutmüthigkeit bot er den leckern Fund ſeinem Freunde dar, bevor er ſelbſt noch das Geringſte davon gekoſtet hatte; William nahm das Geſchenk zwar an, allein er wollte es mit ihm theilen, was Kolbi jedoch nicht litt, denn er ſollte den Honig einmal allein behalten. William, der ſo vielen Honig nicht auf einmal genießen konnte, koſtete etwas davon und beſchloß den Reſt für eine andere Zeit aufzuheben. Er legte ihn daher, ſo wie man in der Höhle angelangt war, auf einen Felſenvorſprung, denn Gefäße hatte man ja nicht, um ihn anders aufzuheben.

Mitten in der Nacht wurden beide Schläfer, trotz ihres feſten Schlafs, durch ein höchſt läſtiges Kriechen und Krabbeln, das ſie auf allen entblößten Theilen ihres Körpers — der arme Kolbi über ſeinen ganzen nackten Leib — empfunden, mehreremale aufgeweckt; ſie waren aber ſo ſchlaftrunken, daß ſie ſogleich wieder einſchliefen und erſt gegen Morgen völlig munter wurden. Wie erſchracken aber Beide, als ſie ſich anblickten! Jeder war über den ganzen Leib mit Ameiſen bedeckt, die ihnen zwar nichts thaten, ſondern nur über die beiden Schläfer weg, zu dem Honig krochen, deſſen Geruch die ganze Ameiſen-Nachbarſchaft in die Höhle gelockt hatte;

denn Süßigkeiten ſind für dieſe Thierchen ein wahrhafter Leckerbiſſen, und ſie gehen ihnen emſig nach.

Sobald Kolbi ſah, was es gab, ſprang er auf, entkleidete ſich von der Binde, die er um ſeine Lenden gewunden hatte, und eilte, die Binde ſchwankend und ſchüttelnd, um ſie von den läſtigen Gäſten zu befreien, dem Bache zu, indem er ſich tüchtig badete und abwuſch, um das läſtige Brennen und Jucken los zu werden. William begriff, daß die von ſeinem Gefährten ergriffene Maßregel eine ſehr erſprießliche ſey, und folgte ſeinem Beiſpiele, was ihn ſehr erfriſchte.

Ein ſchlimmer Umſtand trat aber jetzt ein: die Höhle war für ſie, wenn auch vielleicht nicht für immer, doch für längere Zeit, verloren und man mußte ſich beeilen, die darin geborgenen Sachen herauszunehmen. So lange die Ameiſen nach dem Geruch des Honigs witterten, drangen ſie in großen Zügen in die Höhle und es war nicht darauf zu rechnen, daß dieſer Geruch ſich ſobald wieder verlieren würde, ſelbſt wenn man den Honig herausnähme. Das war dann freilich eine betrübte Sache; ſie entmuthigte indeß unſere Beiden nicht; hatte man doch jetzt Holz und Bretter genug, um ſich eine Hütte bauen zu können, und noch an demſelben Tage wurde der Anfang damit gemacht. William wollte aber eine ſolche nicht bloß für eine kurze Zeit, ſondern gleich gehörig herſtellen, und ſo mußte man es ſich gefallen laſſen, einige Nächte unter freiem Himmel zuzubringen. Man legte die Hütte auf einem kleinen Vorſprunge des Hügels, von wo aus man eine ſehr reizende Ausſicht auf das umliegende Thal hatte, an, und machte ſie ſo geräumig, daß man nicht nur ſelbſt Platz darin fand, ſondern auch alle Geräthſchaften

bewahren und gegen die Einflüſſe von Luft und Wetter ſchützen konnte.

Kolbi zeigte ſich auch bei dieſem Geſchäfte überaus thätig und gelehrig. Man ſah es ihm an, daß dieß nicht die erſte Hütte war, die er erbaute; nur mit den europäiſchen Geräthſchaften wußte er nicht umzugehen, und ſah beſonders William mit großem Erſtaunen zu, als dieſer vermittelſt einer Säge, die von den Handwerkern der Fuchsſchwanz genannt wird, ein Brett durchſchnitt, das für den beabſichtigten Zweck zu lang war.

Beim Einrammen der das Dach der Hütte tragen ſollenden Pfähle bewies ſich Kolbi ſo geſchickt, daß er William weit hinter ſich ließ. Dieſer war nämlich ſehr um eine Schaufel oder eine Grabſcheit verlegen, und wußte nicht, wie er ohne dieſe, ihm unentbehrlich ſcheinenden Inſtrumente ein gehörig tiefes Loch in die Erde graben ſollte. Das verſtand Kolbi aber vortrefflich: er ſuchte ſich unter den vielen umherliegenden Steinen einen Stein aus, der faſt die Form einer Schaufel hatte, legte ſich neben der Stelle, wohin der Pfahl kommen ſollte, auf den Bauch nieder und ſchaufelte jetzt mit beiden Händen die Erde ſo ſchnell weg, daß ſchon nach wenigen Minuten ein ziemlich tiefes Loch da war. Auch beim Befeſtigen der Pfähle zeigte er ſich eben ſo geſchickt. Erſt ſchaufelte er alle ausgeworfene Erde davon, dann klopfte er den Boden feſt und endlich trieb er in dieſen noch Steine und Holzſplitter ein, was weſentlich dazu b.itrug, die Stäbe recht feſt zu machen.

Da William ſah, daß er ſeinem Freunde dieſe Arbeit ruhig überlaſſen könne, machte er ſich an andere, die er beſſer

verſtand. Die Schiffstrümmer enthielten eine große Menge Nägel von faſt allen Größen; ſie mußten aber erſt herausgezogen und auf einem Steine gerade geklopft werden, bevor man ſie nochmals gebrauchen konnte. Das war eine ſehr ſchwierige Arbeit; allein William war es bereits gewohnt, mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen, und ſo überwand er endlich auch dieſe. Die Menge von Nägeln, die er auf dieſe Weiſe gewann, war ein ordentlicher Schatz für ihn, auch verachtete er, die Wichtigkeit deſſelben einſehend, nicht das kleinſte Stiftchen.

Bald ſtanden die Pfähle und an die Bedachung konnte gedacht werden. William machte dieſe ſo gut und zierlich und das Ganze hatte überhaupt ein ſo gefälliges Anſehen, daß er ſelbſt ſeine Freude daran hatte und Kolbi, der gewohnt war, ſie auf andere Weiſe kund zu thun, die poſſierlichſten Freudenſprünge machte. Sogar an eine Hausthüre konnte man denken, da es an einigen Hängen nicht fehlte, und es zeigte ſich bald, wie gut man gethan hatte, die Hütte damit zu verſehen. Das Wetter blieb nicht immer gut, ſondern es kam eine ſehr ſchlimme Zeit, von der ich Euch, meine Geliebten, ſpäterhin erzählen werde.

Als die Hütte einigermaßen im Stande war, dachte William bereits auf einige Mobilien, als auf Tiſche und Bänke, die bisher noch gefehlt hatten. Die Arbeit ging zwar langſam von ſtatten, aber er wurde dabei von Kolbi gut unterſtützt, indem dieſer ſchnell manchen Handgriff faßte und mit großer Beharrlichkeit bei der Arbeit aushielt. Ein großes Vergnügen war es dabei für William, Kolbi in ſeiner Mutterſprache zu unterrichten. Er zeigte auf die verſchiedenen Gegenſtände und nannte bloß das Hauptwort, als: Sonne, Mond, Baum,

Blume u. ſ. w., und zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen lernte Kolbi gleich nach dem erſten Namen die verſchiedenen Namen der Gegenſtände auswendig und wandte ſie das nächſtemal richtig an. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß das Gedächtniß wilder Menſchen ſehr ſcharf iſt und dieſe nicht nur ſchnell lernen, ſondern das Gelernte auch gut behalten. Dies war ganz beſonders bei Kolbi der Fall, den die Natur überhaupt mit ganz vortrefflichen Gaben ausgeſtattet hatte. In Hinſicht der Schnelligkeit, Biegſamkeit und Behendigkeit konnte kein Europäer ſich mit ihm vergleichen; auch waren Geſicht, Geruch und Gehör von einer wirklich erſtaunungswürdigen Schärfe.

Fünfzehntes Kapitel.

Unſre Coloniſten hatten jetzt zwar das Nothwendigſte: ein ſchützendes Obdach, die nothdürftige Nahrung und Geſelligkeit; aber trotz dem blieb für Beide noch mancher Wunſch unbefriedigt und dahin gehörte vorzüglich der nach einer abwechſelnden Speiſe, an die beſonders William ſich in ſeinem frühern Leben gewöhnt hatte. Die Pataten und Früchte, womit ſich Beide ſeither geſättigt hatten, füllten ihnen zwar den Magen, aber ſie wurden trotz dem nicht völlig ſatt davon, und ſelbſt nachdem ſie ihren Hunger geſtillt hatten, blieb eine empſindliche Leere in demſelben zurück.

Sobald William ſich ſeinem Freunde verſtändlich machen konnte, theilte er ihm ſeinen Wunſch nach einer nährendern

Speiſe mit. Es machte ihm freilich viele Mühe, Kolbi ſein Verlangen mitzutheilen, und dies mußte mehr durch Zeichen, als durch Worte geſchehen; endlich aber begriff der gute Wilde ihn und nickte, wie bejahend, mit dem Haupte. Bald darauf forderte er von William das Meſſer, mit dem er bereits ſehr geſchickt umzugehen wußte, und entfernte ſich damit in das nahe Gebüſch. William wußte nicht, was er im Sinne hatte, ließ ihn aber gewähren und erwartete geduldig ſeine Rückkehr.

Er blieb ziemlich lange weg, dann kehrte er, in ſeiner Hand mehre Baumzweige tragend, mit freudigem Geſichte zurück und wies ſeinem Freunde triumphirend das Mitgebrachte. William begriff erſt nicht, was Kolbi mit den geſchnittenen Stecken wollte und ſah ihm mit einiger Neugierde zu, als er ſich auf den Boden niederſetzte und an ſeinen Stecken zu ſchnitzen anfing. Bald aber wurde ihm die Abſicht ſeines Freundes klar: Dieſer ſchnitzte aus dem mitgebrachten Holze einen überaus zierlichen Bogen und als dieſer fertig war, auch eine Handvoll Pfeile, erſtere von einem biegſamen, letztere von ſehr hartem, feſten Holze. Die Arbeit konnte aber nicht vollendet werden, denn dem Bogen fehlte noch die Sehne, den Pfeilen die ſcharfe Spitze von Metall und die Federn; William war nicht wenig neugierig, wie Kolbi es anfangen würde, dieſem Mangel abzuhelfen.

Schon in der nächſten Nacht ſollte dieſe Neugierde befriedigt werden. Er ſah Kolbi, ſo wie es völlig dunkel geworden war, fortwandern; wohin, konnte er nicht in Erfahrung bringen, da der Wilde ſich ihm nicht verſtändlich

machen konnte. Er blieb ſo lange weg, daß William ſich ſehr um ihn ängſtigte und ſchon im Begriffe war, ihm nachzugehen und ihn aufzuſuchen, als er ihn mit raſchen Schritten herbeieilen hörte. Was er gethan, und was er von ſeiner nächtlichen Wanderung mitgebracht hatte, konnte er nicht in Erfahrung bringen, da, als Kolbi zurückkehrte, der bis dahin leuchtende Mond untergegangen war und eine vollkommene Dunkelheit in der Hütte und ſelbſt draußen herrſchte; Licht hatten aber unſre Beiden nicht, um ſich die Nacht zu erhellen.

So wie Kolbi wieder angelangt war, warf er ſich auf ſein Lager nieder, ſeinem Freunde eine gute Nacht zurufend, denn dieſe Worte und die Bedeutung derſelben hatte er bereits von William gelernt, der ſie ihm jeden Abend zurief, ſo wie er ſich zum Schlafen niederlegte. Früh am andern Morgen, als erſt William, dann Kolbi erwacht war, ging letzterer aus der Hütte in's Freie hinaus und kehrte gleich darauf mit zwei todten Vögeln in der Hand, die dem Anſehen nach unſern Tauben glichen, nur weit größer und von einem ſchönen ſchillernden Gefieder waren, zu ſeinem Genoſſen zurück. Mit triumphirenden Blicken zeigte er ſeinen Fang, bedeutete William, daß er auf ſeinen Streifereien am vorhergehenden Tage ein Neſt dieſer Thiere hoch in der Spitze eines ſehr hohen Baumes entdeckt, und beide Eltern, die Mutter darin, den Vater daneben, überraſcht und getödtet habe. Er hatte ſich die Stelle, wo der Baum mit dem Neſte ſtand, und dieſen ſelbſt ſo genau bemerkt, daß er ihn auch während der Nacht wieder zu finden vermochte, wobei ihm freilich der Mondſchein etwas zu Hülfe kam.

Man kann ſich vorſtellen, wie erfreut William über den Anblick dieſer Vögel war, die ihm einen leckern Braten verhießen. Er zündete ſogleich ein gutes Feuer an, ſteckte zu beiden Seiten derſelben zwei Stäbe in die Erde, die oben durch ihre Zweige eine Gabel bildeten, und ſchnitzte von ſtarkem Holze einen Spieß, an den er die Tauben ſtecken und ihn dann auf die beiden Gabeln legen wollte, zwiſchen denen ſich das Feuer befand. Kolbi ließ ihn gewähren und machte ſich ſeinerſeits an die Arbeit. Mit einer wirklich bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit und Schnelligkeit rupfte er die Tauben, wobei er Sorge trug, daß kein Federchen verloren ging, denn dieſe waren von der größten Wichtigkeit für den von ihm beabſichtigten Zweck. Als er mit dieſer Arbeit fertig war, ſchnitt er den Vögeln den Bauch auf und nahm behutſam aus beiden die Eingeweide heraus, mit welchen er zum nahen Bache ging, um ſie von allem Unrathe zu reinigen; die Tauben ſelbſt aber warf er William zu, der ſich anſchickte, ſie an ſeinem improviſirten Spieße zu braten.

Was Kolbi mit den Federn wollte, hatte William bereits begriffen; aber was er mit den Eingeweiden anzufangen gedachte, blieb ihm ſo lange ein Räthſel, bis dieſer mit den gereinigten Gedärmen vom Bache zurückkehrte, und indem er mehrere davon ſehr feſt zuſammendrehte, eine Bogenſehne davon machte. William bewunderte die Geſchicklichkeit und Aemſigkeit ſeines Freundes nicht wenig, und brach in einen Jubelruf aus, als Kolbi ihm triumphirend den fertigen Bogen und die vermittelſt der Taubenfedern bereits befiederten Pfeile zeigte, an welchem letztern nichts mehr fehlte, als die tödtende Spitze. Er zweifelte jetzt aber keinen Augenblick mehr daran, daß Kolbi

auch dazu Rath ſchaffen würde, und dieſes Vertrauen durfte er, nach den Proben, die er von ſeiner Geſchicklichkeit und Einſicht abgelegt, wohl zu ihm haben.

Die beiden Tauben waren indeß gebraten, und wenn ſie gleich nicht ſo lecker waren, wie die, welche eure gute Mutter, unterſtützt von einer geſchickten Köchin, zuweilen auf den Tiſch bringt, wenn ſie auch nicht in einem Meere von Butter ſchwammen; ja, wenn ihnen ſogar das Salz zur Würze fehlte, ſo glaubte doch William, in ſeinem ganzen Leben kein ſo leckeres Mahl gehalten zu haben, als dieſes. Auch Kolbi ließ ſich ſeine Taube wohl ſchmecken, wobei er mit der größten Sorgfalt die Knöchelchen ſammelte und auf die Seite legte. Was er damit beginnen, zu welchem Zwecke er ſie benutzen wollte, begriff William wieder nicht, bis er ſeinen Freund die vorher ſchon geſchnitzten und befiederten Pfeile hervornehmen und ihn ſie mit kleinen ſcharfen Spitzen verſehen ſah, die er von den Knöchelchen vermittelſt des Meſſers geſchnitzt hatte.

Jetzt war ihm Alles klar, und ſeine Freude nicht gering, als er ſich nun ſogar auch im Beſitze einer Waffe ſah, die ihm noch viele ſolche Leckerbiſſen verſprach, wie er eben genoſſen hatte.

In Hinſicht der Handhabung des Bogens ſah er ſich aber weit von Kolbi übertroffen, deſſen Augen und Hände ſo ſicher waren, daß er faſt nie ſein Ziel verfehlte, während William, zum nicht geringen Ergötzen des wilden Jägers, unter zehnmal kaum einmal traf. „Uebung macht den Meiſter,“ heißt es im Sprichwort; ſo ging es auch mit William bald beſſer, und er wurde lange nicht

mehr ſo oft von dem über ſeine größere Geſchicklichkeit triumphirenden Kolbi ausgelacht.

Jetzt hatte man in der That keine Noth mehr zu leiden. Die Gegend wimmelte von Vögeln aller Art; da gab es nicht nur wilde Tauben und Hühner in Menge, ſondern auch Gänſe und Enten, worunter die ſogenannte Holz-Ente, welche ihre Jungen im Walde ausbrütet, als beſonders ſchmackhaft erfunden wurde. Auf dem Bache erblickte man den ſchwarzen Schwan; denn in Auſtralien, das faſt in allen Dingen gänzlich verſchieden von den andern Welttheilen iſt, haben die bei uns ſchneeweißen Schwäne ein ſchwarzes Gefieder.

Unter den Vögeln fiel unſerm William beſonders der Emu — ſo nannte Kolbi dieſes Thier — oder der auſtraliſche Kaſuar, auf. Wenn die Kaſuare aufrecht ſtehen und ihre langen Hälſe in die Höhe ſtrecken, erreichen ſie faſt die Größe eines Mannes. Sie ſehen in der That wunderbar aus, und William konnte ſich ſogar einiger Furcht vor dieſen rieſigen Thieren nicht erwehren, wenn er ihnen auf ſeinen Streifereien begegnete. Der Emu hat einen langen Hals und ſehr lange Beine, einen plump gebauten Körper und, obgleich er zum Vogelgeſchlechte gehört, weder Federn noch Flügel. Die Stelle der Federn vertritt eine Art von Haaren, die aber ſehr dünn auf den Körper geſäet und gleichſam ein Mittelding zwiſchen Haaren und Federn ſind; ſtatt der Flügel hat er zwei kurze Lappen an der Seite. Eine Stimme hat man noch nicht an dem Emu bemerkt. Das Fliegen iſt dieſen Thieren unmöglich, dagegen aber laufen ſie, wenn ſie verfolgt werden, ſehr ſchnell.

Die Eingeborenen machen mit Hunden Jagd auf ſie. Man kann nur die Keilen zur Speiſe benutzen, dieſe aber ſchmecken ganz wie unſer Rindfleiſch. Auch die Eier ſind ein Leckerbiſſen. Man findet ſechs bis ſieben in einem Neſte, und ſie ſind ſo groß, daß man die Schaalen zu Gefäßen benützen kann. William war nicht wenig erfreut, als Kolbi auf einen ihrer Streifereien ein Emuneſt entdeckte; jubelnd trug man es heim, genoß mit großem Behagen den Inhalt, und hatte noch obendrein mehre ganz artige Gefäße, an denen es ihnen ſeither ſehr gefehlt hatte.

Die wilden Truthähne — zwei Arten entdeckte man bis jetzt davon, die dunkeln und die blaufarbigen — waren ein großer Leckerbiſſen für unſre Coloniſten. Ihr Fleiſch war zart und ſaftig, und hatte den allerbeſten Geſchmack, da es fetter als das der übrigen wilden Vögel war. Sie bewohnen die buſchigen Stellen der Inſel und ſind nicht leicht zu erlegen, da ſie ſehr furchtſamer und vorſichtiger Natur ſind. Außer dieſen Vögeln fand man noch Schnepfen, die große Taube, die von Kolbi Wanga=Wanga genannt wurde; zwei Arten brauner Tauben, und die ſchöne Federbuſch= und grüne Taube. Ein ſehr ſchönes Thier iſt auch der Bergfaſan, welcher nicht nur vortrefflich ſchmeckt, ſondern auch ein Spottvogel iſt, der die Stimmen anderer Vögel nachzumachen verſteht. Auch Krähen und Elſtern, gute Bekannte unſers Williams von der Heimath her, zeigten ſich in großer Menge; allein unſere Schützen machten keine Jagd darauf, da ihr Fleiſch nicht genießbar iſt. Auf den Gipfeln der Berge hauste der König der Vögel, der Adler, der hier einen weißen Kopf hat; auch an andern Raub=

thieren, namentlich an Falken, fehlte es nicht. Sie ſind die Feinde der andern Vögel und ſehr von ihnen gefürchtet.

Auf einem Spaziergange, den William und Kolbi an einem ſchönen Abende machten, erblickte erſterer einen ſchneeweißen, ſchön beſiederten Vogel, den er auf den erſten Blick für einen Kakatu erkannte; er hatte nämlich einen ſolchen früher in einer Menagerie geſehen, und war nicht wenig erfreut, ihn hier im Naturzuſtande zu erblicken. Späterhin entdeckte er vier Arten von Kakatus: zwei ſchwarze, ohne Federbüſche, mit gelbgefleckten Flügeln und eben ſo geſtreiften Schwänzen; dann den weißen mit gelben und endlich den ſchieferfarbigen mit rothem Federbuſch. Beſonderes Vergnügen gewährten unſerm William, für den dieſe ganze Thierwelt völlig neu war, die vielen Papageien, die er erblickte. Man findet ſie in Auſtralien faſt von allen Farben und Größen und prächtiger geſiedert, als ſonſt irgendwo. Er ſah dieſe Thiere, die man in Europa ſo theuer bezahlt, in ganzen Schwärmen umherfliegen und faſt jedes Gebüſch davon belebt. Da war der ſchöne Königspapagei mit ſeinem herrlichen grünen Geſieder, dem glänzendrothen Kopf und Nacken – auch ihr werdet ihn ſchon geſehen haben; — den kleinen Roſehillpapagey mit rothem Kopf und gelber Bruſt; den Bergpapagei, der blau iſt und in allen Farben des Regenbogens ſchillert. Williams Auge konnte nicht müde werden, dieſe ſchönen Thiere zu betrachten und da ſie, niemals bisher von den Menſchen verfolgt, durchaus nicht ſcheu thaten, konnte er ihnen ganz nahe kommen und ſie mit Muße beſehen. Kolbi, der gute Kolbi bemerkte kaum, welche Freude ſein Genoſſe an dieſen Vögeln hatte, ſo war

er auch ſchon darauf bedacht, einige davon für ſeinen Freund zu fangen. Er legte ihnen ſehr geſchickt Schlingen, und da er ihre Lieblingsnahrung kannte, lockte er ſie vermittelſt derſelben in dieſe. William hatte bald eine vollſtändige Sammlung dieſer ſchönen Geſchöpfe, und man ſah ſich genöthigt, einen Winkel der Hütte mit Brettern abzukleiden, um einen großen Käfig für die lieben Gäſte herzuſtellen. In müßigen Stunden vertrieb William ſich die Zeit damit, dieſe Vögel zu zähmen und ihnen, da er ihre große Gelehrigkeit kannte, Worte ausſprechen zu lehren. Hierin zeichnete ſich vor allen andern der große Königspapagei aus, der ſehr bald, zu Williams nicht geringem Ergötzen, ganz deutlich ſeinen und Kolbis Namen ausſprach und nach und nach auch noch andere Worte, als: Mutter, Vater, guten Morgen erlernte; William wollte ihm auch den Namen ſeiner geliebten Vaterſtadt Hamburg lehren; allein dies war eine zu ſchwierige Aufgabe für ſeine kleine Kehle, und das Wort kam nur ſehr unvollkommen heraus.

So hatten unſre Beiden in ihrer Einſamkeit und Abgeſchiedenheit auch ihre kleinen Genüſſe und Freuden, die noch durch das Einfangen eines jungen auſtraliſchen Hundes, den man Dingo nennt, vermehrt wurden. Dieſe Hunde ſind von den unſrigen ſehr verſchieden. Sie haben entweder dunkles oder röthliches Haar, das ſehr zottig iſt, lange, buſchige Schwänze, ſpitzige Ohren, ſehr dicke Köpfe und etwas ſpitzige Schnautzen. Sie laufen mit wahrhaft erſtaunenswerther Schnelligkeit und beißen tüchtig um ſich, wenn ſie ſich zu vertheidigen gezwungen ſind. Sie bellen nicht wie unſre Hunde, ſtoßen aber oft ein erbärmliches

Geheul aus, das beſonders bei Nachtzeiten höchſt widerlich klingt. Sie ſind Raubthiere und werden von andern Thieren ſehr gefürchtet, die ſie vermöge ihrer großen Schnelligkeit leicht erreichen. Sie tödten ſie nicht, reißen ihnen aber mit ihren ſcharfen Zähnen ein Stück Fleiſch aus und an dieſer Wunde ſterben dann die armen Gebiſſenen eines qualvolleren Todes, als wenn ſie auf der Stelle von ihnen getödtet worden wären.

Kolbi, der eben kein Koſtverächter war, hatte ſchon mehre Male Dingos erlegt und ſich einen für ſeinen Gaumen höchſt ſchmackhaften Braten davon gemacht; William mochte dabei aber nicht ſein Gaſt ſein, weil das Fleiſch einen überaus widerlichen Geruch hatte. Die Aehnlichkeit dieſer Thiere mit den ihm von der Heimath her ſo lieb gewordenen Hunden, bewog ihn aber zu dem Wunſche, einen jungen Dingo zu beſitzen, um ihn zähmen und abrichten zu können. Kaum war Kolbi dieſer Wunſch bekannt geworden, ſo dachte er auch ſchon darauf, ihn zu befriedigen. Die Sache war aber nicht eben leicht in's Werk zu richten, indem der Dingo, der ſehr ſcheu iſt, ſein Neſt überaus gut zu verſtecken weiß; auch war es, ſelbſt wenn man bewaffnet war, nicht ungefährlich, ſich dem Lager zu nähern, wenn die Alten gegenwärtig waren, da dieſe ihre Jungen wüthend vertheidigten.

Indeß verzagte unſer Kolbi trotzdem nicht, und als er erſt einmal ſo glücklich geweſen war, das Neſt eines Dingo's zu entdecken, lauerte er ſo lange auf, bis er die bereits dem Säugen entwachſenen Jungen allein überraſchte. Er ergriff eines davon und trug es eilig zur Hütte, ſich

nicht daran kehrend, daß es ſich ſträubte und mit den kleinen ſpitzigen Zähnen tüchtig um ſich biß.

Nicht wenig erfreut war William, ſowohl über dieſen neuen Beweis von der Zuneigung ſeines Kolbi, als über den Beſitz des artigen Thieres; denn obſchon im erwachſenen Zuſtande mehr häßlich als hübſch, ſind die jungen Dingos doch ganz allerliebſt; auch wollte William das Thier weniger zum Zeitvertreibe haben, als es zum Wächter erziehen.

Der kleine Dingo machte unſern Beiden zu Anfang das Leben ſehr ſchwer. Er biß um ſich, ſo wie man ſich ſeinem Behälter nur nahte, heulte die ganzen Nächte hindurch und verſchmähte zuerſt ſogar jegliche Nahrung, ſo daß unſre Freunde, die fürchten mußten, ihn elendiglich umkommen zu ſehen, aus Mitleid ſchon im Begriffe waren, ihm ſeine Freiheit wieder zu geben. Da änderte das kleine Ungethüm, vermuthlich, weil der Hunger ihm allzu ſehr zuſetzte, plötzlich ſeine Natur: er genoß nicht nur etwas von dem ihm hingeworfenen Fleiſche, ſondern nahm es ſchon nach wenigen Tagen begierig aus der Hand Williams oder Kolbis; ja, es waren nun erſt einige Wochen verſtrichen, ſo wollte er keine andere Nahrung nehmen, als die einer der beiden Freunde ihm reichte; ſelbſt das Waſſer, welches man ihm in einer der von den Kaſuar-Eiern gewonnenen Schaalen reichte, mußte ihm hingehalten werden, wenn er es trinken ſollte, und ſtatt die ihm hingehaltene Hand, wie früher, zu beißen, leckte er ſie dankbar. Jetzt, da er ſich ſo vernünftig und zuthunlich bezeigte, glaubte man ihm die Freiheit ſchenken zu dürfen. Man öffnete ſeinen kleinen Kerker

und er kroch aus demſelben hervor. Er mißbrauchte die ihm gewährte Freiheit auch nicht, ſondern trennte ſich nicht mehr von ſeinen Gebietern, die freilich ſeine volle Zuneigung auch durch ihr liebreiches Betragen verdienten. Es war entſchieden beider Liebling und mancher Leckerbiſſen fiel ihm zu. Wenn ſie ihr einfaches Mahl hielten, geſellte er ſich allemal zu ihnen und war offenbar „in ihrem Bunde der Dritte.“ Mit klugen Augen ſah er bald den Einen, bald den Andern an, ob nicht etwa ein Biſſen für ihn abfiele, und erhielt er ihn, ſo leckte er dankbar die Hand des Gebers. William, der ihn nie neckte und zerrte, wie Kolbi zuweilen in ſeinem kindiſchen Muthwillen that, ſchien ganz beſonders ſeine Gunſt zu beſitzen, denn jede Nacht ſchlief er ganz dicht neben jenem. Man hatte auf Williams Wunſch dem Dingo den Namen Waldmann gegeben, nach einem artigen Tackelchen, das in der Heimath der Liebling unſers Freundes geweſen war, und das Thier hörte bald ſehr verſtändig auf dieſen Namen. Ueberaus ſchwer war es aber gefallen, den Hund an gekochte oder vielmehr gebratene Speiſen, noch ſchwerer aber, ihn an den Genuß der Pataten zu gewöhnen. Seiner Natur nach fraß er nichts als rohes Fleiſch und durchaus keine Pflanzenkoſt; endlich gewöhnte er ſich aber doch daran, die Knochen des gebratenen Fleiſches zu nagen, und als man ihn einige Zeit hatte hungern laſſen, fraß er ſogar mit Begierde die ihm dargereichten Pataten. So fehlte es unſern beiden Einſiedlern keineswegs an kleinen Genüſſen und Freuden, ja ſogar nicht an Unterhaltung, indem Kolbi nach und nach Williams Sprache verſtehen und ſelbſt nothdürftig ſprechen lernte.

Zwar klang das, was er ſagte, oft überaus poſſierlich und mit den Fürwörtern wußte er namentlich noch immer nicht zurecht zu kommen, auch verwechſelte er die Artikel; allein eben dieſes Kauderwälſch ergötzte William und überdies verſtanden ſie einander ganz vollkommen, zumal da letzterer bereits eine Menge Wörter von der Papuas-Sprache — der Volksſtamm, zu dem Kolbi gehörte, nennt ſich die Papuas — verſtand, ſo daß, wenn Kolbi eine Sache auf deutſch nicht zu nennen wußte, er ſie nur in ſeiner Mutterſprache zu nennen brauchte, um ſich ſeinem Freunde verſtändlich zu machen. William würde ſich geſchämt haben, ſich von Kolbi in der Gelehrigkeit übertreffen zu laſſen, und ſo legte er ſich auf die Papuas-Sprache, wie Kolbi auf die deutſche.

Wenn es dunkel wurde und ſie folglich keine Arbeit mehr verrichten konnten, vertrieben ſie ſich die Zeit wechſelſeitig mit Erzählungen von ihrer Vergangenheit und den Sitten und Gebräuchen der Nation, zu der ſie gehörten. William war der Erſte, welcher ſeinem Freunde die von ihm erlebten Schickſale mittheilte, und Kolbi folgte ſeinem Beiſpiele.

Er erzählte ihm, daß er auf ſeinem winzigen, aus einem ausgehöhlten Baumſtamme gemachten Canot von der Küſte eines großen, großen Landes herübergekommen ſei, weil die Feinde ſeines Stammes, in deren Gefangenſchaft er im Kriege gerathen war, ihn hatten braten und verzehren wollen.

— „Verzehren?!“ rief William entſetzt bei dieſen Worten aus; „verzehren? das wäre ja abſcheulich geweſen!“

— „O, Menſchenfleiſch ſoll ſehr gut ſchmecken,“ ver-

ſetzte Kolbi ruhig, „und wäre ich nur noch ein Jahr älter geweſen, ſo würde auch ich es gewiß gekoſtet haben; denn bei meinem Stamme erhalten es nur die tapfern Krieger, die ſchon einen Feind erlegt oder gefangen genommen haben. Wäre ich nun größer und ſtärker geworden, ſo hätte ich auch ſchon einen Feind tödten oder mit meinen Händen gefangen nehmen wollen, und dann würde man es mir nicht verwehrt haben, ſein Fleiſch zu braten und zu verzehren."

— „Ich danke Gott dafür, Kolbi, daß du eine ſolche Sünde nicht begingeſt," ſagte William, der bei dem Gedanken ſchauderte, daß ſein ſo herzlich geliebter Kolbi ein Menſchenfreſſer hätte werden können.

— „Ich weiß nicht, was eine Sünde für ein Ding iſt," verſetzte Kolbi; „aber ſo viel weiß ich, daß es mir ſehr leid thut, daß es hier keine Feinde gibt, die man erlegen und deren Fleiſch man eſſen kann; denn es ſoll beſſer ſchmecken, als das der Kängeruh, ſelbſt wenn dieſe noch jung und zart ſind. So ſagte mir wenigſtens mein Vater, der oft Menſchenfleiſch genoſſen hat, nun aber keins mehr ißt, weil er todt und wahrſcheinlich von den Feinden aufgegeſſen iſt. Ich ſelbſt ſah ihn in der Schlacht fallen, als ich ihm die Waffen in derſelben nachtrug, und da die Feinde den Sieg erhielten, weil der gute Geiſt, den wir Koyan nennen, ſich von uns abgewendet hatte, werden ſie ihn wohl gefunden und mit ſich geſchleppt haben."

— „Wie gerietheſt aber du in Gefangenſchaft? und wie gelang es dir, dich aus derſelben zu befreien und hieher in dem Canot zu retten?" fragte William, der, von

Neugierde getrieben, es für ein Andermal verſparte, ſeinen Freund davon zu unterrichten, was eine Sünde ſei.

— „Das will ich dir ſagen," verſetzte Kolbi. „Als mein Vater von der Lanze eines Feindes getroffen worden war und blutend zu Boden ſank, wurde ich ſo betrübt, daß ich neben ihm niederfiel und vor übergroßer Betrübniß nicht daran dachte, mich zu retten. Zwar rief er mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte zu: „Flieh, mein Sohn! Rette dich! ſonſt werden die Feinde, wenn ſie den Sieg erhalten, auch dich ſchlachten und verzehren!" allein ich war viel zu betrübt, um dieſem Befehle Folge leiſten zu können; auch mochte ich meinen Vater nicht verlaſſen, ſo lange noch Leben in ihm war. Als aber ſein Athem ſtockte; als er die Augen ſchloß, um ſie nicht mehr aufzuthun, da war es zu ſpät, mich zu retten. Die Feinde hatten unſern Stamm in die Flucht geſchlagen; ich wurde neben der Leiche meines Vaters ergriffen; man band mir die Hände auf den Rücken feſt und ſchleppten mich fort an den Strand des Meeres, wo man ein Siegesfeſt feiern und die Erſchlagenen, mich wahrſcheinlich auch, nachdem man mich geſchlachtet, verzehren wollte. Ich war ſehr traurig, denn ich mochte mich nicht braten und verzehren laſſen......"

— „Das verdenke ich dir nicht," unterbrach William den Erzähler; „ich hätte das auch nicht gemögt. Aber erzähle weiter; ich bin ſehr begierig darauf, wie du dich retteteſt."

— „Als die Feinde mich mit ſich an's Ufer geſchleppt hatten," fuhr Kolbi fort, „banden ſie mich an einen Baum feſt, der unfern des Platzes ſtand, wo ſie ihr Siegesfeſt

feiern wollten und wo ſie bereits ein großes Feuer angezündet hatten, an dem die Getödteten und ich gebraten werden ſollten. Ich weinte bitterlich und erwartete jeden Augenblick den Tod. Sie bereiteten indeß den Kawa, indem ſie eine Wurzel kauten und den dadurch erhaltenen Brei mit Waſſer vermiſchten, wie es bei uns Sitte iſt; wer aber viel von dieſem Getränke trinkt, der wird wie toll und weiß nicht mehr, was er thut; er macht die närriſchten Sprünge und iſt ſo ausgelaſſen luſtig, daß es eine Freude iſt, ihn zuzuſehen. Die Feinde tranken nun vielen Kawa und als ich ſie in dem dir eben beſchriebenen Zuſtande ſah, glaubte ich, daß es Zeit ſei, an meine Rettung zu denken. Ich verſuchte, eine meiner Hände aus der Schlinge zu ziehen, mit der beide an den Baum befeſtigt waren, und nach einiger Anſtrengung gelang es mir. Denn, als Alles das bereits hoch empor lodernde Feuer umtanzte und Keiner mehr Acht auf mich gab, warf ich mich auf den Boden nieder und kroch auf dem Bauche, wie eine Schlange, durch das hohe Gras hin, bis ich in einen Wald gelangte. Hier erhob ich mich und eilte ſo ſchnell von dannen, daß es den Feinden nicht möglich geweſen ſein würde, mich noch wieder einzuholen. Lange irrte ich in dem mir völlig unbekannten Walde umher, nährte mich von Beeren und Wurzeln und ſchlief des Nachts auf Bäumen, zwiſchen deren Zweigen ich mich feſtklemmte, um im Schlafe nicht herunter zu fallen. Endlich gelangte ich wieder an das Meer und da ich, zu meiner Freude, am Strande ein Canot fand, ſchob ich es in das Waſſer, ſetzte mich hinein und ruderte fort. Wohin? das wußte ich ſelbſt nicht, auch war es mir

gleich viel, wenn ich nur nicht wieder in die Gewalt derer fiele, die mich braten und verzehren wollten. Ich hatte gehört, daß gegen Aufgang des großen Geſtirns, das du Sonne nennſt, nicht allzufern von der Küſte, ein Eiland läge, und dahin ſteuerte ich in der Hoffnung es zu finden. Das Glück verließ mich nicht, und nachdem ich faſt einen halben und einen ganzen Tag auf dem Meere umhergeſchifft war, erblickte mein Auge in der Abenddämmerung die Küſte der Inſel, die ich bald glücklich erreichte. Ich zog mein Canot auf den Strand und legte mich darein, um zu ſchlafen; denn es war dunkel geworden und ich ſo müde, daß ich kaum an meinen großen Hunger dachte. Am andern Morgen, als ich die an den Strand getriebenen Trümmer des großen Hauſes auf dem Meere, das du Schiff nennſt, betrachtete, und die gleichfalls entdeckte Kiſte öffnete, fandeſt du mich. Alles Andere aber weißt du auch, daß ich dich zu Anfang für den böſen Geiſt Potayan hielt, der den armen ſchwarzen Leuten großen Schaden zufügt, und mich ſehr vor dir fürchtete.“ Hier ſchloß Kolbi ſeine Erzählung, die ich Euch nicht in ſeiner unvollſtändigen, kauderwälſchen Sprache, ſondern in der mitgetheilt habe, die Euer Ohr gewohnt iſt.

Sechszehntes Kapitel.

Dadurch, daß unſre Freunde jetzt hinlänglich mit Jagdgeräth verſehen waren — denn Kolbi hatte für William

auch einen trefflichen Bogen gemacht und Pfeile ſchnitzte er ſtets in Menge — konnten ſie bereits darauf denken, auch den vierfüßigen Thieren der Inſel den Krieg zu erklären. Es gab deren nicht viele auf derſelben, wie Auſtralien überhaupt nicht eben reich an vierfüßigen Thieren iſt; dafür aber waren ſie deſto ſeltſamer, und unſer William, dem ſie bisher völlig unbekannt geblieben waren, konnte oft vor Erſtaunen kein Wort hervorbringen, wenn er ihnen auf ſeinen Streifereien begegnete.

Da war zuerſt das Kängeruh, wovon es wohl fünf bis ſechs verſchiedene Arten gab, und das größte einheimiſche Thier Auſtraliens iſt, und, obſchon es oft an 200 Pfund wiegt, zum Mäuſegeſchlecht gehört.

— „Zum Mäuſegeſchlecht ſollte ein ſo großes Thier gehören?“ fragt wohl der Eine oder Andere voll Verwunderung.

— Zu keinem andern, iſt meine Antwort, und wenn Ihr eine Naturgeſchichte zur Hand nehmt, die mit Abbildungen verſehen iſt, werdet Ihr finden, daß dieſes große und ſeltſam gebildete Thier in ſeinem Bau, bis auf die langen Hinter- und ſehr kurzen Vorderfüße, eine große Aehnlichkeit mit unſern Mäuſen hat. Es gibt graue, röthliche und ſchwarzbraune Kängeruhs, und faſt von allen Größen, bis zur Kängeruhratte hinab, die gern in hohlen Bäumen wohnt.

Kaum kann ein Anblick ſeltſamer ſein, als der dieſer Thiere. Der Körper derſelben iſt, wie ſchon geſagt, wie der einer großen Maus geſtaltet, ſie haben aber wohl dreimal ſo lange Hinter- als Vorderfüße und gehen faſt beſtändig auf den erſteren, folglich in aufrechter Stellung.

Der ſehr kurzen Vorderfüße bedienen ſie ſich faſt nur, um ihre Nahrung zu erfaſſen, die in Gras und Kräutern beſteht. Ihres überaus langen, ſtarken und dicken Schwanzes bedienen ſie ſich zum Stützpunkte, er vertritt alſo gleichſam die Stelle eines dritten Beins. Ihr Gang iſt eine Art von beſtändigem Hüpfen, wobei ſie ſehr ſchnell von der Stelle kommen. Sie haben nur ein Junges zur Zeit, das ſie, bis es gehörig ausgewachſen, in einem unter ihrem Leibe befindlichen Beutel tragen, weshalb man ſie auch zu den Beutelthieren zählt. Sie ſind durchaus harmlos und, wo man nicht häufig Jagd auf ſie macht, auch wenig ſcheu. Wenn ſie verfolgt werden, machen ſie ungeheure Sprünge und ſetzen oft ſogar über breite Bäche und Hecken weg, wobei ihnen ihr ſtarker Schwanz gleichſam als Springſtock dient. Man jagt ſie, da ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft und beliebt iſt, mit Hunden, die ſie in die Beine beißen, umwerfen und durch Biſſe in die Kehle tödten.

Ein anderes ſeltſames Thier, dem unſere Freunde zuweilen in den Wäldern begegneten, war der Koala oder auſtraliſche Bär. Er hat die Größe eines erwachſenen Pudels und iſt hellgrau von Farbe. Ihm fehlt der Schwanz gänzlich. Die Ohren ſtehen unten ſehr weit und breit, oben ſpitzig hoch über dem Kopf empor und geben ihm ein ſeltſames Anſehen. Als Kolbi einſt ein ſolches Thier erblickte, und dieſes, um ſich durch die Flucht vor ihm zu retten, einen ſehr hohen Gummibaum erklomm, was ſie, trotz ihres etwas plumpen Körpers mit großer Gewandtheit thun, war auch er nicht träge und ehe zwei Minuten verſtrichen waren, hatte er es im höchſten Gipfel des Baumes erreicht, nahm

es in ſeine Arme, drückte ihm die Kehle zu und warf es, da er es todt glaubte, hinunter; denn der Koala gilt bei den Wilden für einen großen Leckerbiſſen, und man war eben um einen guten Braten verlegen. Dieſes Thier vermittelſt Pfeilſchüſſe zu erlegen, wäre nicht gut möglich geweſen, da es ein ſehr dickes, zottiges Fell hat.

Kolbi war nicht wenig froh, daß die Expedition ihm ſo gut gelungen war; er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht: der Koala war nicht völlig in ſeinen Armen erſtickt und ſo glücklich gefallen, daß er, nachdem er einige Augenblicke wie betäubt unter dem Baume gelegen, ſich plötzlich aufrichtete und davon lief. Dies rettete ihn jedoch nicht, denn kaum hatte er ſich auf die Beine gemacht, ſo war Waldmann, der Dingo, ſein natürlicher Feind, ſchon hinter ihm, erreichte ihn bald und erwürgte ihn. Auch die Koalas oder Beutel-Bären gehören zu den Thieren, die ihre Jungen in einem Beutel unter ihrem Leibe tragen. Sie ſind völlig harmlos wie die Kängeruh's *) und nähren ſich nur von Pflanzenkoſt, am liebſten von den jungen Sproſſen der Gummi-Bäume. Wenn nun gleich unſer William bisher ſchon über die vielen ungewohnten Erſcheinungen in der Thierwelt erſtaunt geweſen war, ſo ſollte er es durch ein in ſeiner Art einziges Thier noch mehr werden.

Als er mit ſeinem Kolbi an einem Abende an dem herrlichen Bache entlang ſpaziren ging, ſah er in der kriſtallhellen Fluth ein Thier ſich bewegen, von dem er nicht zu ſagen wußte, ob es ein Fiſch, ein Vogel oder ein Säugethier ſei. Es war

*) Der große Naturforſcher Oken ſchreibt den Namen dieſes Thieres in ſeiner Naturgeſchichte Känge-Ruh.

ungefähr 1½ Fuß lang, hatte einen mit kurzen braunen Haaren bewachſenen Körper, der in einer Art von Fiſchſchwanz endete, hinten zwei längere, vorn zwei ſehr kurze Füße, deren Klauen mit Schwimmhäuten verſehen waren, und, was das Wunderbare der Erſcheinung vermehrte, ein Maul, das vollkommen einem breiten Eulenſchnabel glich, was ihm ein vogelartiges Anſehen gab.

Dieſe Erſcheinung war ſo auffallend, daß William beim unerwarteten Anblick dieſes ſeltſamen Thieres einen Ruf der Verwunderung erſchallen ließ, auf den Kolbi zu ihm trat, um zu ſehen, was es gäbe. William zeigte mit der Hand nach der Gegend, wo das Thier ſich im Waſſer bewegte und ſah ſeinen Freund fragend an, als wolle er von ihm Aufſchluß über dieſe ſeltſamſte aller Erſcheinungen verlangen. Kolbi zeigte aber kein Erſtaunen in ſeinen Mienen, denn für ihn war das Thier kein Fremdling und mit gleichgültigem Tone ſprach er das Wort Mouflengong aus, mit welchem Namen die Eingeborenen es benennen. Es war aber das ſogenannte Schnabelthier (**Ornithorhynchus paradoxus**), über das von den Naturforſchern ſchon ſo viel geſchrieben worden iſt. Nach langem Streiten, ob das Thier ein Fiſch, ein Vogel oder ein Säugethier ſei, iſt ausgemacht worden, daß es zu den Säugethieren gehört, denn es bringt lebendige Junge zur Welt und ſäugt ſie.

Gern hätte William dieſes ſeltſame Geſchöpf noch länger beobachtet, allein Kolbi warf aus Muthwillen mit einem Steine darnach, und alſobald tauchte es unter, kam auch nicht wieder zum Vorſchein, was William ſehr leid that, denn er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen.

Das Schnabelthier wird nur in den Flüſſen und Seen Auſtraliens gefunden, wo es ſich von Inſecten und deren Eiern nährt, die es unter den Wurzeln der Waſſerpflanzen ſucht. Ein Naturforſcher, Herr Bennett, ein Engländer, reiſte eigends in der Abſicht nach Auſtralien, die Natur dieſes ſeltſamen Geſchöpfes zu erforſchen, und ihm verdanken wir größtentheils, was wir darüber wiſſen.

Außer den Euch bereits genannten und zum Theil beſchriebenen Thieren, ſah unſer William auch noch die ſogenannten fliegenden Füchſe, harmloſe Thiere, die aber ein gar häßliches Anſehen und Aehnlichkeit mit unſern Fledermäuſen haben, fliegende Eichhörnchen, Opoſſums, Bandikuts, die viermal ſo groß wie unſere Ratten und den Wilden eine angenehme Speiſe ſind. Auch an Stachelſchweinen fehlte es nicht; ſie hatten Aehnlichkeit mit den europäiſchen.

Kolbi, dem dieſe Thierwelt ſchon bekannt war, konnte nicht begreifen, wie William ſo großes Vergnügen daran finden konnte, dieſe für ihn ſo völlig neuen Gegenſtände genau in Augenſchein zu nehmen, und mehre Male meinte er, es müſſe wohl in dem Vaterlande ſeines Freundes weder Thiere noch Pflanzen geben, da William ſo oft ſein Erſtaunen über dieſes oder Jenes an den Tag legte. Dieſer belehrte ihn zwar eines andern, indem er ihm ſagte, daß man zwar in Europa auch Thiere und Pflanzen, aber ganz anderer Art habe.

— „Nun," verſetzte Kolbi, „ſo begreife ich nicht, weshalb du dich bei den unſrigen ſo lange aufhältſt: Thier iſt Thier, und Pflanze, Pflanze!"

Daß es ein großes Vergnügen für einen denkenden Menſchen ſei, ſich zu belehren, davon hatte unſer Wilder keinen

Begriff. Für ihn hatten nur ſolche Dinge Bedeutſamkeit, von denen er mehr oder minder Nutzen ziehen konnte. In dieſer Zeit machte Kolbi, der die Augen überall hatte, die Entdeckung, daß ein Thier, welches er Wombat nannte, in der Nähe ihrer Hütte ſein müſſe, und er pries ſeinem Freunde daſſelbe als eine ſehr leckere Speiſe. Er hatte nämlich eine Höhle dieſes Thiers entdeckt; denn es gräbt ſich ſolche in die Erde, um während des Tages darin zu ſchlafen. Der Wombat oder das Beutel-Murmelthier, iſt bis jetzt nur in Auſtralien gefunden worden, und gehört zu den Pflanzen freſſenden Thieren. Es iſt faſt ſo groß, wie eine engliſche Dogge, grau von Farbe und ſehr plump gebaut; in ſeinen Bewegungen iſt es äußerſt langſam. Man brachte zwei dieſer Thiere nach Paris, um ihre Lebensweiſe zu erforſchen, und ſie waren bald ſo zahm, wie unſre Hunde; allein ſie zeigten weder den Verſtand noch die Gelehrigkeit derſelben, ſondern waren dumm und ſo träge, daß man ſie ſelbſt durch Schläge nicht zum ſchnellerem Fortlaufen zu bewegen vermochte. Sie gehören zu den Beutelthieren, d. h. zu den Thieren, die ihre Jungen in einem an ihrem Leibe befindlichen Beutel bei ſich tragen, bis dieſe ſelbſtſtändig ſind und ſich ſelbſt ernähren können.

Die Wilden ſtellen ihnen beſonders ihres Fetts wegen nach, und eben deshalb war unſer Kolbi auch ſo begierig, eins zu fangen und zum leckern Mahle zu bereiten. Lange entzog es ſich ſeinen Bemühungen und der Dingo, der tief in ſeine Höhle einkroch und es mit dem Maule aus derſelben hervorzog, mußte endlich das Beſte dabei thun. Kolbi tödtete es jetzt, zog ihm das Fell ab und zertheilte es in kleinere Stücke. Das

Fleiſch des Wombats war in der That ein Leckerbiſſen und ſo fett, daß beim Braten ſehr viel Fett in's Feuer troſ. Was hätte unſer William nicht darum gegeben, dieſes auffangen und ſtatt des Oels oder Talgs gebrauchen zu können; es fehlte ihm aber an einer Bratpfanne, um es aufzufangen. Er hätte dieſes Fett aus dem Grunde ſo gern aufgehoben, weil es die bereits ſehr langen Abende, die man völlig müßig wegen Mangel an Licht zubringen mußte, ihm verkürzt haben würde; denn der Müßiggang war für unſern Freund eine entſetzliche Plage.

Am Tage gab es freilich Beſchäftigung für Beide genug. Man hatte immer noch mit der Hütte zu thun, in der man dieſe oder jene Bequemlichkeit anbrachte, und deren Ritzen man ſorgfältig mit Gras verſtopfte, weil Kolbi geäußert hatte, es werde nun bald eine ſehr ſchlimme Zeit kommen, in der „viel, viel Waſſer" — ſo drückte er ſich aus, vom Himmel herabfallen würde. Daß er darunter den Regen verſtand, werdet Ihr, meine Geliebten, wohl ſchon begriffen haben.

Ferner hatte man angefangen, einen Garten auf dem Abhange des Hügels, worauf die Hütte lag, anzulegen und ihn, zum Schutze gegen die wilden Thiere mit einer ſteinernen Mauer zu umgeben. An Steinen dazu fehlte es nicht, nur machte es einige Mühe, ſie den Hügel hinanzuſchleppen. Als die Umzäumung fertig war, machte William von einem Stücke Eichenholz ein Grabſcheit, die die gewünſchten Dienſte beim Umgraben des Bodens leiſtete; auch einen Rechen oder eine Hacke machte er, um das gegrabene Land zu ebnen, das dann in ordentliche Beete eingetheilt wurde. Auf dieſe Weiſe gewann das Plätzchen ganz das Anſehen eines Gartens. Als

der Boden bereitet war, dachte man auch daran, ihn zu bepflanzen. Zuerſt ſetzte man neben der Mauer und rund um dieſelbe, Himbeerſträuche, die, da man ſie fleißig begoß, bald fröhlich fortwuchſen. Aber wie mühſelig war dieſes Begießen, da man kein anderes Gefäß dazu hatte, als die Ledertaſche oder die Eierſchalen, die William von den Eiern des Emus oder auſtraliſchen Kaſuars gewonnen hatte. Wie viele Male mußte man den Berg hinab und wieder hinaufſteigen, um die vielen Pflanzen zu begießen! Dabei bewies aber Kolbi eine wirklich außerordentliche Ausdauer, die die Williams bei Weitem übertraf.

Auf die bereiteten Beete pflanzte man dann Pataten, dieſe für unſre Einſiedler ſo wichtige Frucht. William verfuhr ganz ſo damit, wie man in Europa mit den Kartoffeln verfährt nnd ſein Fleiß wurde reichlich belohnt.

Ein beſonderes Intereſſe gewährten ihm aber einige Apfelſinen-Körne, die er in einer der Taſchen der Kleidungsſtücke gefunden hatte, welche ehemals ſeinem guten Freunde, dem Zimmermann, angehört hatten. Zu welchem Zwecke dieſer ſie aufgehoben — vielleicht, um ſie bei ſeiner Rückkehr nach Europa ſelbſt zu pflanzen? — wußte er ſich nicht zu ſagen; genug, er fand zehn bis zwölf Stück davon, die ſorgfältig in Papier gewickelt waren, und zugleich mit ihnen einige platte Körner, die er auf den erſten Blick für Gurkenkörner erkannte, die aber, wie ſich ſpäterhin auswies, Körner von Melonen waren.

Dieſer Fund verſetzte unſern William in eine Art von Freudentaumel und es hätte nicht viel gefehlt, daß er die lieben Körner geküßt. Er bereitete für ſie eine beſondere

gute Stelle, reinigte ſie von allen Steinchen und legte die Körner, etwa zwei bis drei Fuß von einander entfernt, einen halben Zoll tief in die Erde, was er mit einer Art von heiliger Empfindung that. Damit nicht etwa die Papageyen, deren Genäſchigkeit ihm bereits bekannt war, über die Steffens-Stelle — ſo hatte er ſie im Andenken an den guten Zimmermann benannt — kämen, die gelegten Körner hervorwühlten und aufpickten, bedeckte er ſie mit den Blättern des Farrenkrautbaumes, die ihnen hinlänglichen Schutz gewährten. Er hatte die Vorſicht gehabt, die vermeinten Gurkenkerne von den Orangenkörnen zu trennen, und dies bekam ihm ſehr gut, wie die Folge zeigte. Die ſich bald über alle Erwartung ausbreitenden, die Größe unſerer Kürbispflanzen erreichenden Melonenpflanzen würden die zarten Orangenſtämmchen bald überwuchert und gänzlich unterdrückt haben.

Da die Erde überaus trocken war, begoß er ſie jeden Abend; allein trotz dem lagen die Körner viel zu lange für ſeine Ungeduld in der Erde, ohne ſich zu zeigen. Endlich aber zuckte das erſte grüne Blättchen, das noch die zerſprengte Hülſe gleich einem Mützchen auf dem Kopfe hatte, aus dem Boden hervor, und der Jubel der Freunde war kein kleiner. Es waren die Melonen, die ſich zuerſt hervor gemacht hatten; bald aber zeigten die Orangen gleichfalls ihre zarten Spitzen und wuchſen von nun an fröhlich fort.

Wenn Einer von Euch Lieben auch einmal vom Schickſale zum Robinſon beſtimmt ſein und gerade auf dieſes Eiland kommen ſollte, ſo werdet Ihr Euch an den herrlichen Früch-

ten dieſer Stämmchen laben und unſers Williams dabei gedenken können, der ſelbſt ſie nicht genießen ſollte. Auch die Melonen dürften ſich ſelbſt fortgepflanzt haben und nicht weniger willkommen ſein, als die ſaftigen und duftigen Orangen.

Siebenzehntes Kapitel.

In der kleinen Colonie trugen ſich indeß zwei Vorfälle zu, bei welchem William, bei dem erſtern mit einem kleinen, bei den letzern aber mit einem großen Schrecken davon kam.

William, der einſtmals allein auf der Inſel umherſtreifte, weil Kolbi eben beſchäftigt war, neue Pfeile zu ſpitzen, ließ ſich durch eine ihm ſonſt nicht eigenthümliche Naſchhaftigkeit verleiten, etwas von dem weißröthlichen Stoffe zu koſten, der in leichten Flocken an dem Graſe unter den Bäumen hing, die von den Naturforſchern **Eucalyptus manniferra** genannt werden. Dieſe Bäume ſchwitzen einen ſolchen Saft in großer Menge aus und ſtreuen ihn auf den unterliegenden Raſen, oder er bleibt auch in leichten Flocken an den zarten Zweigen hängen.

Dieſe Flocken hatten einen ſehr angenehmen, ſüßlichen Geſchmack, und das war es, was unſern Freund verführte, ziemlich viel davon zu genießen. Aber o Himmel! wie ſchlecht bekam ihm ſeine Naſchhaftigkeit, faſt ſo ſchlecht wie

„Fritz dem Näſcher,“ in dem Euch gewiß bekannten Gedichte, die ſeinige.

Kaum hatte er das Manna — denn dieſes war es, was er genoſſen hatte — zehn Minuten im Leibe, ſo wurde ihm entſetzlich übel und dabei ſtellte ſich ein Bauchgrimmen ein, wie er es nie zuvor gehabt hatte. Seine Kräfte drohten ihn gänzlich zu verlaſſen und nur mit der äußerſten Anſtrengung vermochte er ſich nach Hauſe zu ſchleppen, wo er wie ein halbtodter Menſch niederſank und in ein ſolches Aechzen und Stöhnen ausbrach, daß Kolbi erſchrocken ſeine Arbeit niederwarf und ihn fragte: ob er denn todt bleiben wolle?

— „Ach!“ ſtöhnte William „ich glaube, daß ich irgend ein Gift genoſſen habe und ſterben muß. Armer Kolbi, was ſoll denn aus dir werden?“

— „Wenn du ſtirbſt, dann ſterbe ich auch,“ verſetzte der gute Junge; „ich mag nicht mehr ohne William leben; William iſt ſo gut gegen Kolbi!“ Die hellen Thränen traten ihm bei dieſen Worten in die Augen und weinend ſetzte er ſich zu ſeinem, ſich wie ein Wurm windenden und krümmenden Freunde nieder; wie er ihm helfen, wodurch ſeinen Zuſtand erleichtern ſolle? das wußte er nicht.

— „Kolbi,“ nahm William nach einer Pauſe wieder das Wort, „Kolbi, ich glaube nicht, daß ich davon kommen werde, denn die Schmerzen in meinen Eingeweiden ſind zu groß, als daß ich ſie lange aushalten könnte. Wenn ich aber ſterben ſollte, dann verſprich mir zwei Dinge: erſtlich, nicht mit mir ſterben, ſondern nach Gottes Willen auch ohne mich fortleben zu wollen, und dann, mich ordentlich

zu begraben, in dem Gärtchen vielleicht, das wir angelegt haben, und deſſen Früchte ich wohl ſchwerlich noch genießen werde.“ — „Ich will wohl ein großes Loch in die Erde graben und dich hineinlegen, wenn du dich nicht mehr rühren und nicht mehr die Augen aufſchlagen kannſt,“ verſetzte Kolbi; „allein wenn du darin liegſt, dann grabe ich gleich ein zweites Loch für mich, denn ich will nicht ohne dich leben.“

William wollte ihm aber das Sträfliche eines ſolchen Vorſatzes auseinanderſetzen, als das Manna die Wirkung auf ihn hervorbrachte, wegen welcher es in unſern Apotheken aufbewahrt wird: es iſt nämlich ein ſehr ſtarkes Abführungsmittel, und da William eine gute Portion davon zu ſich genommen hatte, war die Wirkung dem angemeſſen. Hilf Himmel! wie oft mußte der arme Junge nicht ein entlegenes Plätzchen aufſuchen, um ſeinem Freunde nicht beſchwerlich zu fallen! Wie ermattet, wie elend fühlte er ſich nicht, wie oft wünſchte er nicht, durch den Tod von ſeinen Leiden befreit zu werden!

Die ganze Nacht ging es ſo fort, und erſt mit Anbruch des nächſten Morgens legten ſich die Schmerzen und die übrigen läſtigen Wirkungen des Mannas, ſo daß er ein wenig einſchlafen konnte. Der gute Kolbi ſaß weinend neben ihm und lauſchte auf ſeine Athemzüge, ob ſie auch ſchon ſtockten; denn er glaubte nicht anders, als daß ſein geliebter William „über das große Waſſer hinfliegen“ würde, denn die Wilden Auſtraliens ſtellen ſich ſo den Tod vor.

Einige Stunden ruhigen Schlafs wirkten aber wie ein

Digitized by Google

Wunder: William fühlte ſich beim Erwachen wie neugeboren und ganz ohne Schmerzen. Zwar war er noch ſo matt, als hätte er eine lange Krankheit überſtanden, und ſah ſo bleich aus wie einer, der ſchon lange im Grabe gelegen; aber trotz dem war ſein Zuſtand jetzt doch ſo, daß er wieder neue Lebenshoffnungen zu ſchöpfen begann; ja, es regte ſich ſogar wieder einiger Hunger bei ihm, was, nach der erlittenen großen Ausleerung, eben kein Wunder war.

Als Kolbi ſein Verlangen nach Nahrung vernahm, war er ſehr vergnügt, denn mit Recht dachte er, daß ſein Freund ſich jetzt in der Geneſung befinden müßte. Er hatte noch ein Stück von einer gebratenen Taube und gab es William, der es mit gutem Appetit verzehrte. Einige Himbeeren, die Kolbi ihm zu ſeiner Erquickung pflückte, bekamen ihm ganz vortrefflich, indem ſie ſeinen brennenden Durſt zugleich löſchten. Schon nach zwei Tagen befand William ſich vollkommen wieder wohl; ſo oft er aber einen Mannabaum erblickte, mußte er an ſein Abentheuer denken.

Der zweite Vorfall wäre bald weit ſchlimmer abgelaufen.

Ihr werdet euch erinnern, daß William unter den Sachen des Zimmermanns auch eine ſilberne Uhr gefunden hatte und ſie ſehr werth hielt. Er zog ſie regelmäßig jeden Morgen auf und ſtellte ſie jede Woche einmal um Mittag, wenn die Sonne gerade über ſeinem Scheitel ſtand, ſo daß ſie doch ungefähr die richtige Tageszeit anzeigte. Kolbi ſah immer ſehr aufmerkſam zu, wenn er die Uhr aufzog, denn jetzt fürchtete er ſich nicht mehr vor dem „lebendigen Dinge," wie er ſie nannte, nachdem ihm William die Zuſammen-

Digitized by Google

ſetzung der Uhr, das Ineinandergreifen der Räder u. ſ. w. gezeigt und ihm die Sache nothdürftig erklärt hatte. Zwar war trotzdem noch immer eine geheime Scheu in dem Wilden vor dem „lebendigen Dinge,“ und er ſah es oft furchtſam von der Seite an; allein er erſchrack nicht mehr davor, wie früher, wenn er es zufällig berührte.

An einem Morgen, wo William über eine andere Beſchäftigung vergeſſen hatte, die Uhr aufzuziehen, kam eine ganz beſondere Kühnheit über den armen Kolbi. Nach einigem Zögern nahm er die Uhr, legte ſie ans Ohr und ſteckte den Schlüſſel in das Loch, ſo wie er ſie nicht mehr gehen hörte, um ſie aufzuziehen. Dies hatte er oft von William geſehen und glaubte es auch zu können. Er drehte und drehte; die Uhr fing an zu zucken und ſeine Freude war groß; konnte er ja nun doch auch das Ding lebendig machen! Er kam ſich zugleich wie ein Held und wie ein großer Künſtler vor.

Er drehte alſo, da die Sache ſo gut ging, erſt langſam, dann immer geſchwinder fort, bis es auf einmal im Innern der Uhr knack! ſägte und es furchtbar zu ſchwirren anfing. Ein wahrhaftes Entſetzen ergriff ihn, und er ließ ſie in dieſem Augenblick auf den Boden fallen. Da ſie auf den harten Stein fiel, zerbrach das Glas und ſprang in Splittern weit umher.

Einige Augenblicke ſtand Kolbi wie vom Schlage gerührt. Er glaubte nun doch an Zauberei, und daß irgend ein Geiſt in der Uhr verborgen ſei, der ſeinen Zorn gegen ihn durch das Schwirren habe kund geben wollen. Wenn

ihm dieſer Gedanke an ſich nun ſchon eine paniſche Furcht einflößte, ſo wurde ſie noch durch die Vorſtellung von dem Zorne vermehrt, den William wie er meinte, darüber an den Tag legen würde, daß er die Uhr zerbrochen hatte, ſo daß der arme Wilde keine andere Rettung, als durch eine eilige Flucht ſah.

Er ſchlich ſich aus der Hütte, kroch hinter der ſteinernen Befriedigung des Gartens auf ſeinem Bauche fort, um von dem im Garten beſchäftigten William nicht geſehen zu werden, und fort war er!

Als William mit ſeiner Arbeit fertig war und in das Haus zurückkehrte, wunderte er ſich zwar, Kolbi nicht dort zu finden; allein er hatte doch keine Ahnung davon, wie die Sachen ſtanden, ſondern glaubte vielmehr, daß ſein Freund vielleicht auf die Jagd oder ſonſt wohin gegangen ſei, um ihm eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, wie er oft zu thun gewohnt war. Als aber der Abend herankam und Kolbi noch immer nicht zurückgekehrt war, ja, als es endlich ſogar Nacht wurde und Mond und Sterne hell am Himmel ſtanden, da ergriff ihn eine unendliche Angſt um den ſo innig geliebten Genoſſen und dieſe trieb ihn aus der Hütte fort, um ihn zu ſuchen. So lange war Kolbi noch nie weggeblieben: es mußte ihm alſo irgend ein Unfall begegnet ſein!

Er durchſtreifte die ganze Umgegend; er rief ohne Aufhören den Namen ſeines Freundes; keine andere Stimme aber antwortete ihm, als ſeine eigene, die durch das nahe Echo zurückgeworfen wurde. . .

Jetzt bemächtigte ſich eine wahrhafte Verzweiflung ſeiner. Er kehrte in die Hütte zurück und ſank laut weinend auf ſein Lager. Kein Schlaf kam in ſeine Augen.

Früh, mit dem erſten Strahl des Tages, erhob er ſich wieder, um ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen. Er durchſtreifte nicht nur die Umgegend und den nahen Wald von Gummibäumen, ſondern wagte ſich ſogar in Gegenden, die noch nicht von ihnen beſucht worden waren, ſo daß er endlich an das jenſeitige Meeresufer gelangte. Obgleich die Sonne ihre ſengendſten Strahlen vom Himmel herniederſendete; obgleich er den ganzen Tag nichts genoſſen hatte, als dann und wann einen Trunk aus der Quelle, ſo fühlte er in ſeiner großen Angſt doch weder Hunger und Durſt, ſondern rannte nur immer vorwärts, ſtets den Namen Kolbi's rufend, bis die Stimme ihm den Dienſt verſagte und er nicht mehr rufen konnte.

So brach der zweite Abend an und da William zu weit von der Hütte entfernt war, um noch dahin zurückkehren zu können, warf er ſich laut weinend unter einem Baume nieder, um, wo möglich, einigen Schlaf zu finden.

Stellt Euch, meine jungen Freunde, die troſtloſe Lage unſeres Williams vor, und Ihr werdet nicht nur ſeinen Schmerz begreifen, ſondern gewiß das innigſte Mitleid mit ihm haben. Wenn es ſchon eine bittere Sache iſt, inmitten der menſchlichen Geſellſchaft einen geliebten Freund zu verlieren, um wie viel härter mußte es nicht ſein, den einzigen Genoſſen einbüßen zu ſollen? Und Kolbi war, obſchon nur ein Wilder, der beſte zärtlichſte Freund. Seine Liebe und

Hingebung für William kannte keine Grenzen; er war immer nur darauf bedacht, ihm eine Freude zu machen, ihm die Arbeiten zu erleichtern und die größeren Beſchwerden abzunehmen. Er beſaß das reinſte, beſte Herz von der Welt und übte, ohne einmal zu wiſſen, was Tugend ſei, die ſchönſten, erhabenſten Tugenden. Er war unfähig zur Lüge und Verſtellung, ſtets wahr, treu, uneigennützig und aufopfernd; an ſich ſelbſt dachte er immer zuletzt, deſto mehr aber an ſeinen William, den er gleichſam wie ein höheres Weſen verehrte, weil er fühlte, wie ſehr dieſer ihm an Verſtand, Einſicht und Wiſſen überlegen ſei. Dabei beſaß er eine unverwüſtlich gute Laune und war immer zu Scherzen und Späſſen aufgelegt. Er ſang den ganzen Tag bei der Arbeit, hüpfte und ſprang wie ein Reh, machte Purzelbäume und die närriſchſten Capriolen, ſo daß er William zugleich auf die angenehmſte Weiſe unterhielt.

Er konnte aber auch wieder ernſthaft ſein und ſich zuſammennehmen, und zwar beſonders beim Lernen. William, der Mitleid mit ſeiner großen Unwiſſenheit hatte, war nämlich auf den Gedanken gekommen, ſeinen Kolbi in manchen Dingen zu unterrichten und ihm richtigere Ideen davon beizubringen. Zu den Gegenſtänden, worin er ihn unterrichtete, gehörte auch das Leſen. Er hatte ja in der Kiſte des Zimmermanns zwei Bücher gefunden, und dieſe konnten ihm ſehr gut dazu dienen, ſeinem Kolbi eine Wiſſenſchaft beizubringen, die mit Recht als die Mutter aller übrigen Wiſſenſchaften angeſehen wird. Er zeigte ihm alſo in dem mit ziemlich großen Lettern gedruckten Geſangbuche erſt die Let-

ern des groſsen, dann auch die des kleinen A-B-Cs, und lehrte ihn zugleich die Ausſprache. Um Kolbi nicht zu ermüden, oder ihm, der das Lernen nicht gewohnt war, gar einen Eckel dagegen einzuflößen, zeigte er ihm jeden Tag nur einen Buchſtaben, ſo daß er in vier und zwanzig Tagen erſt das Alphabet kennen lernte. Das aber konnte Kolbi bald ſo gut, daß er gar nicht mehr fehlte, und jetzt konnte William ſchon zum Buchſtabiren übergehen. Der eben nicht ſehr geſchmeidigen Zunge fielen aber manche Laute ſehr ſchwer und es war poſſirlich anzuhören, wie er ſich damit abkaſteite; beſondere Mühe machte es ihm, Worte auszuſprechen, in denen mehre ſtumme Buchſtaben hinter einander vorkamen, und die Silben gehörig trennen zu lernen. Indeß überwand ſein Eifer und ſein Fleiß endlich doch alle Hinderniſſe. An und für ſich machte ihm das Leſenlernen gar kein Vergnügen, weil er noch nicht begriff, wozu es gut ſein ſolle; aber er ſah, daß er William durch ſeinen Fleiß Freude machte, und ſo unterwarf er ſich ihm zu Liebe dieſer Anſtrengung.

Ich denke, Kinder, daß Ihr den guten Kolbi auch ſchon lieb gewonnen habt; wie viel mehr mußte William, der täglich und ſtündlich mit ihm zuſammenlebte, ihn nicht lieben! Und jetzt ſollte er dieſen theuren Freund, ſeinen einzigen Genoſſen, vielleicht für immer verlieren! Der Gedanke drückte ihn ſo zu Boden, daß ſelbſt das heiße, innige Gebet, welches er zu Gott vor dem Einſchlafen emporſchickte, ihn nicht zu ermuthigen vermochte.

Endlich aber ſchlief er doch vor übergroßer Ermüdung

ein, und war im Traume glücklicher, als er beim Wachen geweſen war: er erblickte ſeinen geliebten Kolbi, der in der Hütte am Boden ſaß und Pfeile ſchnitzte. Dieſer Traum erweckte ihn: er erhob ſich und ſchaute verwirrt um ſich. Es war noch ſehr früh und der Thau lag noch auf den Gräſern und Pflanzen. Wie ward ihm, als er auf dieſen die Spuren von Menſchentritten wahrnahm! Die Inſel war alſo noch von andern menſchlichen Geſchöpfen bewohnt? Oder ſollte Kolbi? ..... Der Gedanke machte, daß er aufſprang und nach allen Seiten um ſich blickte. Er verfolgte dann die Fußſpuren im Graſe, und gelangte, ihnen immer folgend, zu einer Art von Vorgebirge, das in das Meer hinaus lief und faſt bis an den Strand hinabging. Er erklomm einen der Hügel deſſelben und ſah nun — wer beſchriebe wohl ſein Entzücken? — Kolbi, ſeinen geliebten Kolbi auf einer Felſenklippe ſitzen und in das vor ihm liegende blaue Meer hinausſchauen. Es konnte kein Anderer als Kolbi ſein: er erkannte ihn an der Kleidung, die er ihm endlich, nach langer Weigerung, aufgedrungen hatte; denn der Wilde fand ſie zu Anfang — vielleicht auch jetzt noch — eben ſo unbequem als überflüſſig und ließ ſich ſchwer dazu bereden, eine leichte Hoſe von Leinwand und eine Jacke von demſelben Stoffe anzuziehen.

— „Kolbi! Kolbi!“ rief William mit lauter, freudig bewegter Stimme und ſtreckte zugleich die Arme gegen ihn aus. Kolbi vernahm ſogleich die Laute der ihm ſo theuern, wohlbekannten Stimme; allein er antwortete nicht wie ſonſt freudig auf den Zuruf, ſondern erhob

ſich, ſah ſich nach William um, und ergriff eiligſt die Flucht.

— „Was iſt das?“ fragte ſich William, der ihm erſchrocken nachſtarrte. „Sollte ich ihn vielleicht beleidigt oder gekränkt haben, ohne es zu wiſſen? War er doch ſo freundlich und liebevoll gegen mich, als ich ihn das letzte Mal ſah?“

Während William dieſe Betrachtungen anſtellte, war er jedoch dem geliebten Flüchtlinge nachgeeilt, und ſei es nun, daß er diesmal ſchneller als Kolbi war; ſei es, daß dieſer bereits bittere Reue über ſeine unbedachtſame Flucht empfand, und ſich willig einholen ließ; genug, er wurde von dem ihn Verfolgenden am Saume des Waldes glücklich eingeholt.

— „Was iſt dir, Kolbi? und weshalb fliehſt du vor mir?“ fragte ihn William, ſo wie er ihn erreicht und zum Stehen gebracht hatte.

Statt ihm auf dieſe Frage zu antworten, warf ſich der arme Junge vor ihm auf die Knie nieder, umfaßte ſeine Füße, als wolle er Verzeihung von ihm erflehen, und vergoß einen Strom von Thränen.

— „Sprich, Kolbi, mein theurer Kolbi, was iſt dir?“ fragte William, indem er ſich zu ihm niederbog und ihn, wiewohl vergebens, aufzuheben ſuchte, um ihn in ſeine Arme zu ſchließen und an ſein Herz zu drücken.

Kolbi hatte aber noch immer keine andere Antwort, als Thränen.

— „Ach!“ ſagte jetzt William mit traurigem Tone; „jetzt begreife ich Dich! Du wollteſt mich heimlich verlaſſen, Kolbi; Du ſehnteſt dich nach deinen Landsleuten, nach dei-

nen frühern Geſpielen und wollteſt verſuchen, zu ihnen über das Meer zurück zu ſchwimmen? Unſre Einſamkeit war dir läſtig geworden und du hatteſt nicht den Muth, von mir Abſchied zu nehmen? Sprich, Kolbi, iſt es nicht ſo?"

— „O nein! nein!" ſchluchzte Kolbi; „William iſt mir der Liebſte auf der Welt, lieber als die ganze Welt! Kolbi müßte ſterben, wenn er William nicht mehr hätte!"

— „Nun, was war es denn, was Dich zur Flucht antrieb?" fragte William, deſſen Verwunderung mit jedem Augenblicke wuchs.

— „Kolbi iſt nicht werth, daß William ihn lieb hat," ſagte der arme Junge, indem ein neuer Strom von Thränen ihm über die ſchwarzen Wangen floß; Kolbi hat William betrübt, hat das Ding entzwei gemacht; Kolbi iſt ein ganz ſchlechter Menſch geworden und will todt bleiben!"

— „Du haſt die Uhr zerbrochen?" fragte William, der wußte, was er unter dem „Dinge" verſtand, aufathmend.

— „Ja, die Uhr," verſetzte der arme Wilde, „und der Geiſt in dem Dinge wurde ſehr böſe — o, ſehr böſe! — und er ziſchte mich an, wie die große gelbe Schlange, wenn man ſie mit einem Stecken ſchlägt. Kolbi war ſo erſchrocken darüber, daß er das Ding fallen ließ und es zerbrach; o, Kolbi war ſehr böſe!"

— „Gott ſei gedankt, daß es nichts weiter iſt!" rief William erfreut aus. Zwar war mir die Uhr ſehr werth, indem ſie mich an ihren frühern Beſitzer erinnerte, der ein gar braver Mann war; allein tauſend ſolcher Uhren, und noch weit mehr gäbe ich freudig um dich hin, mein Kolbi!

Tröſte und beruhige dich daher: ich bin gar nicht böſe, nicht einmal betrübt; habe ich doch dich wieder, meinen guten, guten Kolbi!“ Er breitete ihm bei dieſen Worten die Arme entgegen, in die Kolbi laut ſchluchzend ſank. Der Friede war jetzt wieder zwiſchen den Freunden geſchloſſen und Arm in Arm traten unſere Beiden den Rückweg zur Hütte an.

Auf dem Wege erzählte Kolbi, daß William ihm oft ganz nahe geweſen ſei und er ſeinen Ruf deutlich vernommen, dann aber aus Furcht vor ihm die höchſten Bäume erklommen habe, auf denen William ihn nicht geſucht. Dies war auch der Fall an dem Abende geweſen, wo William, vom langen Umherſtreifen gänzlich ermattet, ſich unter dem Eucalyptus zum Schlafen niedergelegt. Sobald Kolbi, der ſich keine hundert Schritte von ihm befand, ihn eingeſchlafen ſah, hatte er ſich vorſichtig näher geſchlichen und ſich, beſchützt von der Dunkelheit, neben ihm niedergelegt. Mit Anbruch des Tages hatte er ihn aber verlaſſen, um ſeine Flucht fortzuſetzen; „denn,“ fügte er mit traurigem Tone hinzu, „ich wollte dir nicht wieder vor Augen treten und in der Einſamkeit vor Hunger und Kummer umkommen.“

Achtzehntes Kapitel.

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie endlich wieder bei der Hütte angelangt, die ſie in ihrem vorigem Stande fanden; nur der arme Dingo und die Vögel hatten große Noth gelitten, da ihnen Speiſe und Trank während der Abweſenheit der Freunde ausgegangen waren, und ſie ſich beides nicht hatten verſchaffen können, weil William ſie während der Nacht einzuſperren gewohnt war und vergeſſen hatte, ſie bei ſeinem Weggehen aus ihrem Kerker zu befreien.

— „Gieb Futter! Gieb Futter!“ rief der große Königspapagei unaufhörlich: denn dieſe Worte hatte William ihn gelehrt und ſo oft er Futter haben wollte, rief er ſie; der Dingo aber heulte erbärmlich, ſo daß die Freunde nichts Eiligeres zu thun hatten, als die armen Gefangenen zu befreien und ihnen Speiſe und Trank zu reichen. Der Dingo lief ſogleich an den Bach, um ſeinen gewiß ſehr peinigenden Durſt zu löſchen, und Kolbi folgte ihm mit dem Lederbeutel dahin, um Waſſer für die Vögel zu ſchöpfen, die indeß von William mit den für ſie eingeſammelten Körnern und Früchten geſpeiſet wurden. Auch für Waldmann waren noch einige Knochen da, über die er ſich begierig hermachte, und ſo war der großen Noth der armen Thiere abgeholfen.

Schon auf dem Wege zur Hütte hatte Kolbi ſich oft nach dem Himmel umgeſehen. Jetzt, als man die Thiere

verſorgt hatte, that er es nochmals und ſagte dann zu William:

— „Böſe Zeit! Böſe Zeit!“

Dieſer wußte nicht, was die Worte zu bedeuten haben ſollten und ſah neugierig bald Kolbi, bald den Himmel an. Letzterer hatte ſich mit noch leichten Wölkchen bedeckt, die ſich aber bald zuſammenzogen und wie ungeheure Berge am fernſten Rande des Horizontes aufthürmten.

Kolbi, der aus Erfahrung wußte, daß dieſe Erſcheinung den nahen Ausbruch von Sturm, Regen und Gewitter bedeute, lief zu der Stelle, wo die ihnen ſo nothwendigen Pataten in Menge wuchſen, grub ſo viele davon aus, als ihm möglich war, und lud William, der ihm erſtaunt zuſah, mit den Worten:

— „Böſe Zeit kommt! Pataten ſammeln! Nicht zögern, Pataten in die Hütte zu bringen!“ zur Theilnahme an ſeinem Geſchäfte ein.

William begriff jetzt, was er mit ſeinem: „Böſe Zeit! Böſe Zeit!“ ſagen wollte, und war ihm eifrig bei ſeiner Beſchäftigung behülflich. Sie mußten ſich in der That ſputen: immer dichter zogen ſich die Wolken zuſammen, immer dunkler wurde der Himmel und ſchon hörte man das ferne Rollen des Donners; dabei hatte ſich ein Wind erhoben, der in einzelnen Stößen zwar nur noch, doch die Luft heftig erſchütterte. Obgleich man über eine halbe Stunde vom Meere entfernt war, hörte man es doch „rohren,“ wie die Seeleute das hohle Brauſen des Meeres, welches großen Stürmen und Gewittern voranzugehen pflegt, zu nennen pflegen. Kolbi, der immer in der freien Natur und in der

Nähe des Meeres gelebt hatte, war ein ſcharfer und unfehlbarer Beobachter in allen Dingen der Art geworden und ſeine Prophezeihungen trafen immer richtig ein.

Die Richtigkeit ſeiner Vorausſage ſollte ſich auch diesmal bewähren: immer ſtärker und hohler brauſte das Meer; immer heftiger und anhaltender wurden die Windſtöße; immer ſchwärzer überzog ſich der Himmel: immer ſtärker wurde das Rollen des Donners, das bald zu einem furchtbaren Krachen und Praſſeln wurde, dem zackige Blitze jedesmal vorangingen, und nicht lange, ſo fielen große, ſchwere Regentropfen vom Himmel nieder. Es war ein Glück für unſre Freunde, daß Kolbi die Naturerſcheinungen ſo genau kannte; denn ſehr ſchlimm würde es für ſie geweſen ſein, wenn ſie ſich nicht gehörig mit Vorräthen verſehen hätten. Während des Unwetters Pataten aus der Erde zu graben, ſie in die Hütte zu bringen, das wäre völlig unmöglich geweſen. Der Regen ergoß ſich nicht etwa wie bei uns, ſondern beſtändig, wie ein heftiger Platzregen, der alle Niederungen ſchon nach wenigen Stunden in Sümpfe und Pfützen verwandelt hatte. Der ſonſt ſo ſanft und ruhig dahinfließende Bach war bald zu einem reißenden Strome geworden und überſchwemmte, aus ſeinen Ufern getreten, die umliegenden Gegenden. Er erhielt immer neue Nahrung von den kleineren Bergquellen, die ſich in ihn ergoſſen und die ganze Niederung, das ganze früher ſo lachende Thal wurde in einen einzigen großen See verwandelt.

Dabei rollte der Donner fortwährend in den Lüften; zackige Blitze durchzuckten die dunklen Wolkenmaſſen und fuhren bald in dieſen, bald in jenen Baum, deſſen Spitzen ſie abbrachen

oder den ſie gänzlich niederſtürzten, ſo daß er krachend zu Boden fiel.

Die Gewitter halten in dieſen Gegenden nicht, wie bei uns nur einige Stunden, ſondern faſt immer mehrere Tage an, auch ſind ſie weit furchtbarer. Die ganze Natur ſcheint bei ihnen in Aufruhr zu ſein und Alles tritt aus ſeiner gewohnten Ordnung.

Da es das erſte Gewitter der Art war, welches William erlebte, erſchreckte es ihn zu Anfang nicht wenig; bald aber gewöhnte er ſich auch daran, und jetzt gewährte ihm das wirklich großartige Schauſpiel ſogar Genuß.

Die Hütte legte bei dieſem Unwetter ihr Probeſtück ab und lobte ihre Baumeiſter. Obſchon nur von Brettern aufgebaut und mit Brettern gedeckt, trotzte ſie doch den ſich vom Himmel herabſtürzenden Fluthen und ließ auch nicht einen Tropfen Waſſer durch, ſo daß ſie Menſchen und Thieren den vollkommenſten Schutz gewährte. Die letztern bezeigten ſich furchtſamer als Kolbi, der auch nicht die geringſte Aengſtlichkeit verrieth. Er verrichtete alle ihm obliegende Geſchäfte ſo ruhig, als wäre kein Aufruhr in der Natur geweſen; dagegen heulte der Dingo faſt unaufhörlich und die Papageien ſchrieen ganz erbärmlich, indem ſie zugleich mit den Flügeln ſchlugen, als wollten ſie den Regen, von dem ſie doch nicht getroffen wurden, abſchütteln.

William, der jetzt wieder ganz ruhig und gefaßt geworden war, dachte daran, dieſe ſchlimme Zeit zu einer Arbeit zu benützen, die eigentlich ſchon längſt hätte beſchafft werden müſſen, aber immer aufgehoben worden war, weil es draußen nothwendigere Dinge zu thun gab. Der Mangel an Gefäßen,

worin man etwas aufbewahren, namentlich, worin man einen Vorrath von Waſſer ſammeln konnte, war unſern beiden Einſiedlern ſchon lange empfindlich geweſen, und jezt, wo man doch nichts anderes beginnen konnte, ſollte endlich demſelben abgeholfen werden.

Man beſaß noch einige Holzblöcke, die vermuthlich die Trümmer von dem großen Maſte des geſtrandeten Schiffs, auf dem William gereist war, oder eines andern Schiffes waren. Man hatte ſie an einem Tage, wo man das Meer beſuchte — und dies geſchah faſt täglich, da man ämſig nach einem rettenden Schiffe umherſpähte — am Strande gefunden und ſie, ihrer Nützlichkeit wegen, in die Hütte gebracht. Dies war freilich, bei ihrer Größe und Schwere, eine mühſelige Arbeit geweſen, bei der unſre Beiden manchen Schweißtropfen vergießen mußten; aber ſie ſcheuten ſolche Anſtrengungen nicht, und ſo war ihnen das ſaure Werk gelungen. William forderte Kolbi auf, ihm behülflich zu ſein; man legte die Holzſtücke auf eine Art von Stellage und ſchnitt dann mit der Säge Stücke von 1 Fuß oder 1½ Fuß Länge davon. Da ſie von einem Maſte abſtammten, hatten ſie von ſelbſt eine runde Form; man hatte alſo nur nöthig, ſie ſorgfältig auszuhöhlen, was man vermittelſt eines Meiſſels mit nicht allzugroßer Mühe that. Freilich war auch dieſe Arbeit keine leichte und ein Drechsler würde in wenigen Minuten vielleicht zu Stande gebracht haben, wozu ſie bei dem angeſtrengteſten Fleiße einen ganzen Tag bedurften; aber dies ſchreckte ſie nicht, und drei bis vier hübſche Gefäße wurden fertig, wovon eines ſogleich zum Trinktrog für die Thiere beſtimmt wurde.

Außerdem verfertigte Kolbi, der ſich darauf verſtand, noch einige allerliebſte Körbe von einem ſehr ſtarken Graſe, das auf den Inſeln Auſtraliens gefunden und von den Europäern neuſeeländiſcher Flachs genannt wird. Die Faſern dieſes Graſes ſind ſo ſtark und biegſam, daß man angefangen hat, Anker- und andere Schiffstaue davon zu machen, die an Haltbarkeit bei weitem die von Hanf gemachten übertreffen ſollen.

Von dieſem trefflichen Graſe hatte Kolbi ſchon vor einiger Zeit eine gute Portion neben der Hütte aufgehäuft, weil man ſchon lange mit der Idee umgegangen war, Körbe und Körbchen davon zu flechten.

Während nun William den Drechsler ſpielte, machte ſich Kolbi an die Körbe, und er gab ſeinem Freunde Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit zu bewundern. Mit unglaublicher Schnelle machte er das artigſte Körbchen von der Welt fertig, und es fehlte ihm ſogar nicht einmal an Zierlichkeit und angenehmer Form. Er verſtand runde und längliche zu machen und verſah jedes Körbchen mit ſo feſten Henkeln, daß man ihm etwas anvertrauen konnte, ohne fürchten zu müſſen, daß der Inhalt auf die Erde fiele.

So verſtrich denn auch dieſe Zeit, die ſonſt ſo trüb und unangenehm für ſie geweſen ſein würde, auf eine wirklich angenehme Weiſe, indem ſie während derſelben ſich unausgeſetzt einer lohnenden, nützlichen Thätigkeit befleißigten. Ja, das Unwetter hätte noch weit länger dauern können, ohne ihnen läſtig zu fallen, um ſo mehr, da ihr Vorrath an Pataten noch immer ausreichte, Dank ſei es der Fürſorge Kolbi's.

Endlich ſchien die bisher ſich ſo empört gezeigt habende Natur in ihr früheres Geleis zurücktreten zu wollen, nachdem das Unwetter etwa acht Tage angehalten hatte. Eine ordentliche Regenzeit, die fünf bis ſechs Wochen zu dauern pflegt, wie man ſie in andern tropiſchen Ländern*) zu finden gewohnt iſt, giebt es in Auſtralien nicht. Die Stelle derſelben vertreten ziemlich ſtarke und länger als bei uns anhaltende Gewitter und Regengüſſe, die aber die Natur außerordentlich erfriſchen und den Pflanzenwuchs befördern.

Das Gewitter hatte ſchon längere Zeit aufgehört; der Sturm legte ſich nach und nach, auch der Regen fiel nicht mehr in Strömen, ſondern bereits in kleineren Tropfen. Am Abende des achten Tages regnete es noch etwas, als man aber am Morgen des neunten erwachte, lachte die Sonne hell vom heiterſten Himmel herab.

Unſere Freunde konnten jetzt wenigſtens aus der Hütte in's Freie hinaustreten, wenn ſich gleich noch nicht in das gänzlich überſchwemmte Thal wagen. Ihr erſter Gang war in den Garten, um nach ihren lieben Pflanzen und Pflänzchen zu ſehen.

Hätten ſie den Garten unten im Thale angelegt, ſo würde es vermuthlich übel um die jungen Orangen- und Melonenpflanzen ausgeſehen haben; aber zum Glück lag er an einem Abhange des Hügels, auf dem die Hütte ſtand, und ſo hatten ihre kleinen Anlagen nicht den mindeſten Schaden gelitten. Im Gegentheil, es war bewunderungs-

---

*) Tropiſche Länder nennt man ſolche, die zwiſchen den Wendekreiſen liegen.

würdig, wie ſie gewachſen waren, ſeit man ſie zuletzt geſe=hen. Die Orangen hatten ſchon allerliebſte Blättchen und die Melonen fingen bereits an, ſich auf dem Boden aus=zubreiten.

Williams Freude bei dieſem Anblick könnt Ihr Euch vorſtellen, meine geliebten Kinder. Der Eine oder Andere von Euch beſitzt gewiß auch ein Gärtchen oder doch ein Beet, worauf er ſäen, pflanzen und wirthſchaften kann und wird in dieſem Falle mitempfinden können, was unſer William empfand, als er Alles ſo weit gediehen erblickte. Mir iſt es wenigſtens als Kind oft ſo ergangen, daß ich Abends vor Ungeduld kaum einſchlafen konnte, wenn irgend eine ſchöne Blume auf meinem Beete ſich zu entfalten, ih=ren farbigen Kelch dem Lichte zu öffnen im Begriff war; und früh, wenn kaum der junge Morgen ſich im Oſten zeigte, wenn noch die glänzenden Thauperlen an den Spitzen der Grä=ſer hingen, war ich ſchon wieder im Garten und ſtand ent=zückt vor meiner lieben, lieben Blume. Dieſer Freude an der Natur und dem, was ſie hervorbringt, habe ich viel=leicht meiner Gewohnheit, früh aufzuſtehen, zu verdanken, für die ich Gott nicht genug danken kann. Die Natur iſt am Morgen am ſchönſten, der Menſch ſelbſt am friſcheſten und am beſten zur Thätigkeit aufgelegt. Dies habe ich er=kannt und mich daher bei der guten Gewohnheit erhalten. Die meiſten von den vielen Büchern, die Euch und andern gute Kinder ſchon erfreut haben, ſind in ſolchen Stunden geſchrieben worden, in denen der gern ſpät aufſtehende Großſtädter ſich noch im warmen Bette dreht. Macht es ſo wie ich, und Ihr werdet, meine Geliebten, viele Zeit,

ein gutes Wohlbefinden, Kraft und Munterkeit dadurch gewinnen.

William konnte ſich nicht ſatt ſehen an ſeinen Pflänzchen und auch Kolbi ſtimmte in ſeine Freude ein, obgleich er noch keinen Begriff davon hatte, welche köſtliche Früchte ſowohl die Melonen, als die Orangen zu tragen beſtimmt waren. Die Früchte der erſtern ſollte er jedoch bald kennen lernen; denn die Pflanzen wuchſen, daß man hätte glauben ſollen, ſie wachſen zu ſehen.

Neunzehntes Kapitel.

Man kann ſich keinen Begriff davon machen, wie angenehm die Luft, wie erfriſcht Alles nach dieſem anhaltenden Regen und nach der Entladung der Luft durch das Gewitter von allen in ihr angehäuften Unreinigkeiten war. Alle Pflanzen glänzten, dufteten und ſtanden kräftiger. Es dauerte auch nicht gar lange, ſo hatte der Boden das überflüſſige Waſſer eingeſogen und unſre Beiden konnten ſich wieder in das Thal hinabwagen, wo der ſchöne Bach ſeine gewöhnlichen Ufer wieder gefunden hatte.

Unſre Einſiedler konnten jetzt auch wieder ihren gewohnten Beſchäftigungen nachgehen und ſich durch die Jagd einen leckern Braten verſchaffen; ja, wie der Menſch ungenügſam von Natur iſt, William bezeigte ſogar ein Gelüſte nach Fiſchen, ſo daß er darauf dachte, von dem zähen

neuſeeländiſchen Flachſe ein Netz zu machen, in dem er am Meere die harmloſen Bewohner der kühlen Fluth zu fangen gedachte. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht: hart am Strande waren keine Fiſche und an einem Kahne fehlte es ihnen, weil William nicht die Vorſicht gebraucht hatte, das Canot, auf dem Kolbi hergekommen, gehörig zu befeſtigen: die nächſte etwas hochgehende See hatte es alſo mit ſich fortgeriſſen.

Indeſſen verzweifelten unſre Freunde keineswegs daran, auch noch ein Canot herzuſtellen; ſie trauten ſich, im Beſitze ihrer Geräthſchaften, ſchon immer mehr und mehr zu, beſonders da ſie mit jedem Tage geſchickter in der Handhabung derſelben wurden. Ein Bauſtamm konnte vermittelſt der Säge und der Axt in wenigen Tagen gefällt werden und das Aushöhlen deſſelben durch darin angezündetes Feuer verſtand Kolbi ſehr gut. Es wurde alſo beſchloſſen, ſchon in den nächſten Tagen zum Werke zu ſchreiten und es kam nur noch darauf an, einen paſſenden Baum zu finden.

Dieſer Plan, der gewiß von ihnen ausgeführt worden wäre, ſollte aber durch ein ſchreckliches Ereigniß, das ſich mit ihnen zutrug, zu Waſſer werden.

An einem Morgen, als ſie aus dem Schlafe erwachten und ſich eben anſchicken wollten, ihr Frühſtück zu bereiten, kam der Dingo, welcher bereits die Hütte verlaſſen hatte, mit einem kläglichen Geheul angerennt und zu ihrem nicht geringen Entſetzen ſahen ſie, daß in ſeinem Fell ein Pfeil hing. Das arme Thier ſchüttelte ſich, um die ihn auf den Tod verwundende Waffe los zu werden, aber es war ver-

geblich! der Pfeil ſtack feſt, und winſelnd kroch er, ſeine Gebieter mit dem der Wunde entquillendem Blute beſpritzend, zu ihnen heran. Kolbi war ſogleich bereit, den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, um ſeine Qual zu enden; allein der arme Waldmann war auf den Tod getroffen, und ſchon nach wenigen Augenblicken verendete er zu den Füßen unſerer erſchrockenen Coloniſten.

Dies war, da man das gute Thier ſehr lieb gewonnen hatte, freilich ſchon an und für ſich ein trauriges Ereigniß und ſie konnten ſich nicht enthalten, ihrem treuen und zuthunlichen Genoſſen eine Thräne nachzuweinen; allein die Sache hatte eine noch weit ſchlimmere Seite; es mußte eine Menſchenhand, die eines Wilden geweſen ſein, die den Pfeil auf den Dingo abgeſchoſſen hatte; denn Europäer würden das Thier mit andern Waffen erlegt haben.

Dieſer Gedanke drängte ſich Beiden zugleich auf, und die größte Furcht bemächtigte ſich ihrer. Was ſollte aus ihnen werden, wenn Wilde an der Inſel gelandet wären und ſie vielleicht durchſtreiften? Ihr Schickſal war nicht zweifelhaft, wenn ſie dieſen in die Hände fielen: man würde ſie ergreifen, tödten und verzehren.

Nachdem ſich ihr Schmerz über den Tod des treuen Thieres etwas gelegt hatte, waren ſie auf ihre eigene Sicherheit bedacht, und Kolbi, der behender als William war, ſchlug vor, daß er den höchſten Baum des nächſten Hügels erklimmen wolle, um von dieſem hohen Standpunkte aus die Inſel zu überſchauen, während William am Fuße desſelben auf ſeine Berichte wartete. Geſagt, gethan! Schnell wie ein Eichhörnchen erklomm Kolbi den hohen Eukalyptus,

aber weit ſchneller noch, als er hinaufgeklettert war, kam er, ohne ein Wort geſprochen zu haben, wieder herab, ergriff Williams Hand und rief ihm mit dem Tone des Entſetzens zu:

— „Fort! Fort! ſie kommen!“

William folgte ihm wie betäubt; doch verlor er ſelbſt in dieſem furchtbaren Augenblicke ſeine Beſinnung und Beſonnenheit nicht. Er bat Kolbi, ihm zur Hütte zu folgen und hier angelangt, bepackte er ihn und ſich ſelbſt mit ihren beſten, unentbehrlichſten Geräthſchaften, wozu auch die von Kolbi verfertigten Waffen gehörten, und dann erſt ergriffen Beide die Flucht.

„Wohin aber?“ fragte man ſich. Die Inſel war, wie ſie jetzt wußten, nur von geringem Umfange und bot nirgends einen ſichern Verſteck dar, ſie hätten einen ſolchen dann in den höchſten Gipfeln der Bäume des nahen Waldes ſuchen müſſen. Zwar dachte man an die Ameiſenhöhle, wie man die Höhle neben der Hütte nach dem Beſuche der läſtigen Thierchen nannte; allein man verwarf dieſen Gedanken ſogleich wieder, da ſie zu nahe bei der Hütte lag. Es ſtand mit Recht zu vermuthen, daß die Wilden, ſo wie ſie die Hütte entdeckten, auf Menſchen ſchließen würden, die ſie erbaut und bewohnt hätten, und in dieſem Falle würde man ſie in der nahe belegenen Höhle zuerſt ſuchen. Schon auf dem Wege in den Wald kam William noch ein guter Gedanke und er theilte ihn Kolbi mit: man wollte die Hütte durch Niederreißen zerſtören, um den Wilden Glauben zu machen, daß ſie bereits ſeit längerer Zeit von ihren Bewohnern verlaſſen worden ſei. Man kehrte

alſo, ſo dringend auch die Gefahr bereits war, nochmals zur Hütte zurück, bediente ſich der Axt, die das Dach tragende Pfähle umzuhauen, und ſah ſchon nach einer kurzen Friſt in Trümmer zuſammenſinken, was man mit ſo großer Mühe und Anſtrengung aufgebaut hatte.

Jetzt erſt dachte man an eilige Flucht. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn kaum hatte man den ſchützenden Wald erreicht und ſich hinter dichtem Gebüſch verborgen, ſo ſah man die Wilden in dicken Schaaren über den Hügel herabkommen, an deſſen Abhange die kleine Beſitzung lag. Unſere Beiden waren noch ſo nahe, daß ſie deutlich Alles unterſcheiden und ſogar den Ruf einzelner Stimmen vernehmen konnten.

Bald drängte ſich Alles auf einer Stelle zuſammen und bildete einen dichten Menſchenknäuel: ohne Zweifel hatte man die Trümmer der Hütte entdeckt und war verwundert, in dieſer Einöde die Reſte einer menſchlichen Wohnung zu finden. Bald ſah man auch einzelne Wilde die Spitze des Hügels erklimmen und ſich ſorgfältig nach allen Seiten umſehen, als ſuche man Etwas; allein zum Glücke waren unſre Beiden gut verſteckt durch das dichte Gebüſch, und die Späher kehrten zu den Uebrigen zurück, ohne Etwas entdeckt zu haben.

Man durfte aber nicht in dieſer Nähe weilen, weil es den Wilden jeden Augenblick einfallen konnte, in das Gebüſch zu dringen und es zu durchſuchen. Unſre Flüchtlinge ſetzten daher, ſo eilig ſie konnten, ihren Weg weiter fort und drangen immer tiefer in das Gehölz ein. Aber bald waren ſie auch hier nicht mehr ſicher, denn ſchon

vernahm ihr Ohr am Eingange des Waldes verwirrte Stimmen, und ſo wälzte ſich der Schwarm, aller Wahrſcheinlichkeit nach, hieher. Ihre Angſt erreichte den höchſten Gipfel und ſie wußten nicht, wohin ihre Zuflucht nehmen; da ſahen ſie in einer geringen Entfernung einen Koala oder auſtraliſchen Bären aus einem dichten Gewinde von Rankengewächſen hervorkriechen, und daraus ſchließend, daß er dort ſeine Höhle haben werde, eilten ſie auf die Stelle zu. Sie ſahen ſich in dieſer Erwartung nicht getäuſcht, und fanden unter dem Geſträuche einen in die Erde hinabgehenden Eingang, der zwar nicht breiter war, als daß ſie auf dem Bauche kriechend, in die Höhle des Bären gelangen konnten, ihnen aber für den Fall der Noth doch einige Sicherheit gewährte.

Schnell machten ſie ſich daran, mit der Axt und ihren Händen, die die Stelle einer Schaufel vertreten mußten, den Eingang zu erweitern, wobei ſie ſich wohl hüteten, die aufgeworfene Erde umherzuſtreuen, denn das würde den Wilden ihren Zufluchtsort verrathen haben; ſie warfen ſie vielmehr zwiſchen die Ranken und vertilgten mit großer Sorgfalt jede Spur ihrer mühſamen Arbeit.

Dieſe wurde über alle Erwartung belohnt; denn kaum hatten ſie die Oeffnung einige Fuß tief erweitert, ſo dehnte ſich die Höhle aus und wurde endlich ſo breit und geräumig, daß ſie, wenn auch nicht aufrecht darin ſtehen, doch darin ſitzen konnten.

Ein Knurren und Brummen ganz in ihrer Nähe verrieth ihnen, daß die Höhle noch außer ihnen von einem andern Geſchöpfe bewohnt ſei, wahrſcheinlich von einem

weiblichen Koala, das hier ſeine Jungen ſäugte. Eine ſolche Nähe konnte ihnen, obgleich ſie ſich nicht vor dem harmloſen Thiere fürchteten, nicht angenehm ſein, ſchon des üblen Geruchs wegen, den dieſe Geſchöpfe verbreiteten, und ſo mußten ſie ſich entſchließen, den eigentlichen Beſitzer der Höhle aus derſelben zu vertreiben, was ihnen nach einigen derben Püffen, die ſie dem armen Thiere verſetzten, gelang. Knurrend und brummend nahm es, ſeine Jungen mit ſich führend, ſeinen Abſchied und unſre Beiden ſahen ſich im ruhigen Beſitze des uſurpirten Zufluchtsorts. Dieſe Beſitznahme war im Grunde eine Ungerechtigkeit; aber die dringende Gefahr konnte ihnen zur Entſchuldigung gereichen.

Hier ſaßen nun unſre Beiden in der tiefſten Finſterniß im Schooße der Erde; ihnen fehlte Alles und doch hatten ſie Gott zu preiſen, daß er ihnen einen ſolchen Zufluchtsort gezeigt hatte, der ihnen wenigſtens die Hoffnung ließ, ihr Leben zu bewahren. Hand in Hand ſaßen William und Kolbi da und waren ſo niedergedrückt, daß ſie kein Wort zu reden wagten.

Nicht lange ſollte ihre Ruhe dauern. Kaum waren ſie eine halbe Stunde in der Höhle geweſen, ſo drang ein Ton verwirrter Stimmen, das dem Summen eines Bienenſchwarmes glich, zu ihren Ohren und ſie ſchloſſen daraus, daß die Wilden ſich ihrem Zufluchtsorte genähert hätten. In dieſer Vorausſetzung irrten ſie ſich nicht: die Wilden hatten wirklich den kühleren Wald zu ihrem Aufenthaltsorte auserſehen und waren zu der Inſel gekommen, um hier ein großes Feſt zu feiern.

Ihr bisheriger Häuptling war nämlich im Kriege ge-

fallen, und ſie wollten einen neuen erwählen, bei welcher Gelegenheit ſtets große Feſtlichkeiten von ihnen veranſtaltet werden. Zu ſolchen gehörten vor allen Dingen Schmauſereien — macht man es doch bei ſolchen Gelegenheiten im civiliſirten Europa nicht beſſer! — und da ihnen bekannt ſein mochte, daß die Inſel ſehr viel Wildpret hege, waren ſie herübergeſchifft, um hier ihre Gaſtmähler zu halten.

Lautes Rufen, Geſchrei, Geſang ſogar, ließen ſich bald ganz in der Nähe vernehmen, und Kolbi, der kühner als ſein Freund, auf dem Bauche bis zum Eingange der Höhle vorgekrochen war, ſah, vom Geſtrüpp und den Rankengewächſen verdeckt, daß man viel trockenes Holz herbeiſchleppte, um ein großes Feuer anzuzünden. Alles war überhaupt beſchäftigt. Einige Wilde trugen Erde und Laub zuſammen, woraus ſie einen Hügel machten, vermuthlich zum Sitze für den neu zu erwählenden Häuptling; andere ſchärften ihre Waffen und die Weiber und Kinder trugen Laub und Blumen herbei, aus denen ſie Kränze winden wollten.

Unter einem hohen Baume und mit dem Rücken gegen den Stamm deſſelben gelehnt, ſaß aber ein Greis, den Kolbi auf den erſten Blick für den Zauberer erkannte, denn ſo nennen die Wilden ihre Prieſter. Er war zwar, wie die übrigen Wilden, bis auf ein Schurzfell, welches er um den Leib gebunden hatte, völlig nackt; allein um ſeinen Hals hatte er ein Gewinde von todten Schlangen, das ihm ein abſchreckendes Anſehen gab, und in der Hand trug er ein großes ſteinernes Meſſer.

Dieſes Meſſers bedienen ſich die Prieſter, um den jun-

gen Mädchen die beiden erſten Gelenke des kleinen Fingers an der linken Hand abzuhauen; denn wie die Europäerinnen ihre Ohren durchbohren laſſen, um Ringe hineinzuhängen, was gleichfalls eine ſehr lächerliche Mode iſt, ſo verſtümmeln die Wilden ihre Hand und glauben ſich dadurch recht ſchön zu machen.

Dem Zauberer oder Prieſter näherte ſich Alles mit der größten Ehrfurcht, und Keiner würde es gewagt haben, ihm den Rücken zuzukehren.

Während die Männer ſich zur Jagd anſchickten, ſammelten die Weiber die Wurzeln von einer Art von Farrenkraut, die ihnen zur Speiſe dienen. Sie zerklopften ſie mit Steinen und röſteten ſie am Feuer; dieſe nicht eben wohlſchmeckende Speiſe nannten ſie Uga-Due. Noch Andere ſammelten von einem Gummibaum ein grünes Gummi, das ſie Kudi nannten. Es vertritt, da es einen ſcharfen Geſchmack hat, die Stelle des Branntweins bei ihnen und ſie kauen es beſtändig. Auch Pataten, von den Wilden Kumara genannt, ſammelten ſie in Menge zu dem vorhabenden Gaſtmahle ein. Zu dieſen Vegetabilien lieferten die Männer bald Fleiſchſpeiſen. Sie ſchoſſen mit ihren Pfeilen eine Menge Kukupas (wilde Tauben), einen Dingo, einige Stachelſchweine, fliegende Füchſe und endlich gar ein Kängeruh, worüber ſich ein großes Freudengeſchrei erhob, als die glücklichen Jäger damit angeſchleppt kamen.

Als William ſah, daß ſein Freund Kolbi in ſeinem ſichern Verſtecke unbemerkt blieb, trieb ihn die Neugierde, auf ſeinem Bauche auch aus der Höhle hervorzukriechen, um den Treiben der Wilden zuzuſehen.

Er ſah, daß dieſer Menſchenſchlag faſt ganz ſo ſchwarz, wie ſein Kolbi war; nur hatte dieſer letztere eine etwas angenehmere Geſichtsbildung und ſah vor allen Dingen freundlicher aus. Sie hatten einen kleinen, aber ſehr regelmäßigen Wuchs, ein etwas breites Geſicht, das bei den Männern ſehr bärtig war; eine ſtumpfe Naſe, durch deren Scheidewand ſie kleine Knochen- oder Rohrſtücke gezogen hatten, was ſie ſehr verunſtaltete; dicke Lippen, ſehr weiße Zähne, ſchwarze, tiefliegende Augen und ſehr buſchige Augenbraunen. Auf dem Kopfe trugen ſie ein kleines Netz von Opoſſum-Haaren, das ihnen faſt die Augen verdeckte, ſo daß ſie es zurückſchlagen mußten, wenn ſie etwas genauer ſehen wollten. Die meiſten hatten eine feuerfarbene Binde, woran ein kleines Schurzfell hing, um den Leib geſchlungen und ihre Haut war ſo glänzend, wie polirtes Ebenholz. Wie Kolbi ſeinem Freunde ſchon früher erzählt hatte, reiben ſie ſich den Körper mit Fiſchöhl ein, wichſen ſich alſo gleichſam, wie wir unſere Schuhe und Stiefel. Lange konnte William nicht begreifen, womit ſie ſich den Kopf geſchmückt hatten, der einige Aehnlichkeit mit dem eines Stachelſchweins durch einen höchſt ſeltſamen Aufputz hatte, bis Kolbi ihm erklärte, daß ſeine Landsleute ſich das Haar mit einer Art von Gummi zuſammenklebten und es dann mit Fiſchgröten und Vogelknochen beſteckten. Viele von den Wilden waren vom Kopfe bis auf die Füße tätowirt, d. h. mit weißer und rother Farbe bemalt; Kolbi erklärte ihm, daß ſie ſich mit der rothen bemalten, wenn es in den Kampf gehen ſollte, mit der weißen aber, wenn zum Tanze. Sehr häßlich machten ſie die breiten weißen Ringe, die ſie ſich unter den Augen von einer

weißen, unſerer Kreide ähnlichen Erde gemacht hatten. Allen Männern fehlte ein Vorderzahn, den man ihnen unter großen Ceremonien ausreißt, ſo wie ſie in das Jünglingsalter treten. Ihr Haar iſt übrigens nicht kurz, kraus und wollig, wie das der Neger, ſondern vielmehr glatt, lang und ſehr ſchwarz; es könnte eine Zierde an ihnen ſein, wenn ſie es nicht à la Stachelſchwein friſirten.

Alle ohne Ausnahme waren bewaffnet, ſelbſt die Knaben trugen eine Art von Wurfſpieß; Andere hatten eine Keule, die ſie Waddis nannten oder Stangen (Womerra), Schilde, Lanzen, Bogen und Pfeile, ſteinerne Aexte u. ſ. w. Dieſe Waffen ſind reich mit ausgeſchnitzten Figuren verziert, die oft nicht ohne Anmuth ſind. Sie führen immer Feuer mit ſich, weil ſie es, des vielen unverbrennbaren Holzes wegen, ſchwer anmachen.

Ihre muſikaliſchen Inſtrumente, worauf ſie aber wirkliche Töne hervorbrachten, beſtanden in einer Art von Rohrflöte oder vielmehr Pfeife, die ſie aber nicht mit dem Munde, ſondern mit den Naslöchern ſpielten, was ſich ſeltſam genug annahm. Andere Muſikanten hatten plumpe Leyern mit drei Saiten und noch andere Muſcheln, die man See-Trompeten nennt und worauf ſie Töne hervorbrachten, als ſei das jüngſte Gericht gekommen. Vom Tacte, von einer Melodie ſcheinen ſie keinen Begriff zu haben; Jeder blies, was ihm einfiel, und dies gab die köſtlichſte Katzenmuſik von der Welt. Dies Alles würde unſerm William, für den es völlig neu war, ſehr beluſtigt haben, wenn er nicht für ſein Leben hätte fürchten müſſen. Die bisher heitre Sonne verwandelte ſich aber bald in eine ſehr tragiſche. Ein Knabe,

der vielleicht dreizehn bis vierzehn Jahre alt ſein mochte, kam jubelnd mit einem Opoſſum angeſchleppt, das er erlegt hatte. Dies iſt ein Thier von der Größe eines Fuchſes, hat aber in ſeinem Weſen viel vom Eichhörnchen; auch nährt es ſich nur von Pflanzenkoſt. Wenn es ſchläft, rollt es ſich wie eine Kugel zuſammen; wenn es wacht oder frißt, ſetzt es ſich auf die Hinterfüße, legt den Schwanz auf den Rücken und hält ſeine Speiſe mit den Vorderfüßen, wie ein Affe. Es hat auf dem Rücken lange braune Haare, die nach dem Bauche zu in's Gelbliche fallen. Wird es verfolgt, ſo ſtößt es ein rauhes Geſchrei aus. Die Augen ſind groß und klug, die Schnauze iſt ſehr ſpitz. Will es auf den Bäumen von einem Zweige zum andern ſpringen, ſo wickelt es ſeinen langen Rollſchwanz um einen Aſt und ſpringt dann mit dem übrigen Theile ſeines Körpers. Das Opoſſum gehört zu den Beutelthieren, wovon es ſo verſchiedene Arten in Auſtralien giebt.

Kaum hatten die Wilden den armen Knaben mit ſeiner Beute erblickt, ſo ſprangen alle, welche bisher am Boden gelagert geweſen waren; mit dem Geſchrei:

„Tapu! Tapu!"

auf, ſchwangen ihre Waffen und umringten den zitternden Knaben, der erſchrocken ſeine Beute hatte fallen laſſen und vor Schrecken am ganzen Leibe zitterte. Der Zauberer oder Prieſter, welcher bisher unbeweglich, einer Statue gleich, unter ſeinem Baume geſeſſen hatte, erhob ſich jetzt auch; ſeine Augen funkelten vor Zorn und drohend ſchwang er ſein großes ſteinernes Meſſer über ſeinem Haupte. Alles machte dem Zornigen ehrerbietig Platz, ſo daß er ſich ungehindert dem

armen Knaben nähern konnte, der vor Angſt auf ſeine Knie niedergeſunken war und ſeine Arme kreuzweis über die Bruſt gelegt hatte. Als der Prieſter bei ihm angelangt war, murmelte er einige unverſtändliche Worte, die wie das ferne Rollen eines Donners klangen, und ſenkte dann ſein großes Meſſer tief in die Bruſt des armen Schlachtopfers, das ſogleich umſank und aus deſſen Leibe ein dicker Strom von Blut hervorquoll.

Entſetzen ergriff William bei dieſem Anblick, während Kolbi ſo ruhig zuſah, als wäre gar nichts geſchehen, und nahe war erſterer daran, einen lauten Schrei auszuſtoßen; er hielt ihn aber zum Glück zurück, denn er würde ſie den Wilden verrathen haben und dann wäre ihr Loos gewiß kein beſſeres geweſen, als das des armen Knaben.

Dieſer wälzte ſich noch einige Augenblicke in ſeinem eigenen Blute am Boden, dann wurde er plötzlich ſtill. Das arme Opfer des Aberglaubens hatte ausgelitten: es war todt.

Mit der Freude und dem Feſte der Wilden war es jetzt augenſcheinlich aus. Man nahm die Waffen auf; man warf Blumen und Kränze zur Erde; die lärmende Muſik verſtummte und der Zug entfernte ſich mit langſamen Schritten und auf die Bruſt geſenktem Haupte, von dem Prieſter geführt. Dieſer hielt ſein blutiges Meſſer hoch empor und rief von Zeit zu Zeit mit ſchauerlichem Tone: „Tapu! Tapu!“

— „Jetzt ſind wir ſicher,“ ſagte Kolbi, ſich vom Boden erhebend; „ſie ſchiffen ſich ſofort wieder ein, und kehren nie nach dieſem Eilande zurück, da der Tapu durch den Knaben gebrochen worden iſt.“

— „Was aber iſt der Tapu?“ fragte William, der vor

Entſetzen ſtumm geworden war und erſt jetzt ſeine Sprache wiederfand. — „Was der Tapu iſt?“ wiederholte Kolbi und ſah ihn verwundert über ſeine Unwiſſenheit an. „Der Tapu iſt der Tapu,“ fügte er hinzu; „weiß William denn das nicht?“

„Nein,“ verſetzte dieſer; „wie ſollte ich wiſſen, was ein Tapu iſt? Nur ſoviel habe ich eben erfahren, daß es etwas Schreckliches iſt, da er dem armen Knaben das Leben gekoſtet hat.“

Unſer Kolbi war nicht gelehrt genug, um William die Sache gehörig erklären zu können, auch verſtand er ſie in der That ſelbſt kaum und wußte nur ſoviel, daß, wer den Tapu gebrochen, ſein Leben verwirkt hat. Da Ihr, meine Theuren, gewiß aber eben ſo neugierig ſeid, wie unſer William war, will ich Euch die Erklärung nicht vorenthalten.

Tapu oder auch Tabu — das erſtere Wort iſt das richtigere — bedeutet ſo viel als ein Verbot, dieſes oder jenes Thier, dieſe oder jene Pflanze, einen Stein, ein Haus, ein Feld, kurz irgend eine Sache berühren, das Thier, worauf der Tapu gelegt, tödten, die andern Gegenſtände berühren zu dürfen. Es iſt dies eine ſich ſelbſt auferlegte freiwillige Entbehrung, etwa wie unſere katholiſchen Glaubensbrüder ſich an gewißen Tagen des Fleiſchgenuſſes enthalten. Das Wort des Prieſters oder des Oberhaupts, ein Traum, den der Eine oder Andere gehabt hat, läßt den Tapu auf eine Sache legen; das Wort bedeutet alſo dem Sinne nach ſo viel als Verbot.

Dieſes Verbot darf, bis es wieder aufgehoben iſt, von keinem Mitgliede des Stammes gebrochen werden, und bricht es Einer, ſo iſt er dem Tode verfallen. Der arme Knabe

hatte wahrſcheinlich vergeſſen oder überhört, daß der Prieſter den Tabu über das Opoſſum ausgeſprochen, und als er jetzt mit einem erlegten Thiere dieſer Art ankam, war er dem Tode verfallen. Der Ort aber, wo der Tapu gebrochen worden iſt, wird von den Wilden als ein entweihter, als ein Ort des Unheils angeſehen, daher augenblicklich verlaſſen, um nie wieder betreten zu werden. Das geſchah auch jetzt, und bevor noch eine Stunde verfloſſen war, befand ſich kein Menſch, außer unſern beiden Freunden, mehr auf der Inſel.

Wie gern wäre Kolbi, der noch immer an ſeinen abergläubiſchen Vorſtellungen hing, ſeinen Brüdern gefolgt; da er aber in ihnen die Feinde ſeines Stammes erkannt hatte, wagte er es nicht, ſondern wollte lieber auf der Inſel ſeinem Schickſale entgenſehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Anblick, den das Haus und deſſen Umgebung gewährte, war der niederſchlagendſte von der Welt. Die Wilden hatten die Hütte nicht nur eingeriſſen, ſondern auch einen Theil der Bretter verbrannt. Von den Geräthen, die mit ſo großem Fleiße und unter ſo anhaltender Anſtrengung von ihnen verfertigt worden waren, fand man nur einige wenige unter den Trümmern vor, und auch dieſe waren zum Theil zerſtört. Das Behältniß, worin

man die Thiere aufbewahrt hatte, war erbrochen und dieſe ſelbſt fort: ob die Wilden ſie getödtet, ob ihnen die Freiheit gegeben hatten? wer vermochte das zu beſtimmen?

Unſre Freunde waren ſo betrübt über den Anblick, der ſich ihnen darbot, daß ſie ganz verſtummt waren und ſich mit Augen anſahen, in denen Thränen perlten.

Ein ſchwerer Gang ſtand unſerm William, der ſich mehr als Kolbi für die Gartenanlage intereſſirte, noch bevor: er wagte es kaum, die Gartenmauer zu erſteigen; denn was konnte er erwarten, als auch in dieſem die Gräuel der Verwüſtung zu erblicken?

Endlich raffte er ſich auf und erſtieg die Mauer; als er oben auf derſelben ſtand, verklärte ein Lächeln, das erſte nach längerer Zeit, ſein Antlitz und mit lauter, freudig bewegter Stimme rief er: „Kolbi! Kolbi!"

Dieſer kam auf den Ruf ſeines Freundes eiligſt herbeigerannt und fragte, was es gäbe?

„Freude! Freude!" rief ihm William entgegen. „Unſer Garten iſt unverſehrt und die Melonen ſtehen in vollſter Blüte." —

Kolbi, der nicht wußte, welch' eine köſtliche Frucht die Melone ſei, bezeigte weniger Freude, als William erwartet hatte, und ſagte ſogar verdrießlich:

„Da ſie uns alles Andere zerſtört haben, hätten ſie den Garten auch noch zerſtören können!"

— „So denke und ſpreche ich nicht," verſetzte William etwas geärgert durch die Gleichgültigkeit ſeines Freundes; „ich danke vielmehr Gott, daß er uns dieſe Freude noch ließ." —

— „Ich würde deinem Gott auch gedankt haben, obgleich ich ihn noch nicht recht kenne und mich faſt ſo ſehr vor ihm fürchte, wie vor dem böſen Geiſte Potayan, wenn er uns die Hütte und alles Andere auch bewahrt hätte: da nun aber die Hütte in Trümmer liegt und unſere Gefäße zerſchlagen ſind, hätte er die Blumen immerhin auch mit zerſtören laſſen können; denn Blumen, und viel ſchönere als dieſe, blühen ja überall.“

— „Wenn du erſt einmal die Früchte dieſer Blumen gekoſtet haben wirſt,“ verſetzte William, „dann wirſt du anders ſprechen; ich aber danke meinem Gott, der ein freundlicher Gott iſt, für die kleine Gabe, wie für die große.“

Er verließ mit dieſen Worten Kolbi, um nach ſeinen Orangenbäumchen zu ſehen, die ihm faſt eben ſo ſehr am Herzen lagen, als die Melonen, obgleich er wußte, daß er noch viele Jahre würde warten müſſen, bevor er von ihnen Früchte zu ernten erwarten durfte. Zu ſeiner nicht geringen Freude waren auch ſie, wie alles Andere, unverſehrt; ja ſie hatten während der Regenzeit artige Blättchen getrieben und ſahen ganz friſch und kräftig aus.

Als er Alles gehörig beſehen hatte und eben wieder zu Kolbi zurückkehren wollte, der traurig neben den Trümmern der Hütte ſaß, hörte er die Worte rufen:

— „Gieb Futter! Gieb Futter!“

— „Ach! da biſt auch du noch?!“ rief er freudig bewegt aus und ging auf die Gegend zu, von welcher der Ton gekommen war. Lange konnte er das artige Thierchen nicht finden; es hatte ſich unter der Gartenmauer verkrochen, verrieth ſich aber bald durch ſeinen wiederholten Ruf: „Gieb Futter! Gieb Futter!“

Endlich entdeckte William ſeinen Schlupfwinkel, und als er die Hand hineinſteckte, hüpfte das artige Thier — Ihr werdet ſchon errathen haben, daß es der Königspapagei war — ihm auf dieſelbe, und ſah ihn mit klugen Blicken an, als er es in die Höhe hob.

William trug ihn ſogleich zu dem trauernden Kolbi, deſſen Geſicht beim Anblick ſeines Lieblings vor Freude verklärt wurde. Der Verluſt des Papageis war ihm faſt eben ſo nahe gegangen, als der der Hütte und alles Andern, und ſo hatte er durch das Wiederfinden deſſelben auch ſeine Freude in der Trübſal. Er nahm ihn von Williams Hand auf die ſeinige und ſtreichelte ihn mit der andern, was das Thierchen ſich willig gefallen ließ.

— „Höre," ſagte dann Kolbi, „nun mag ich deinen guten Geiſt, den du Gott nennſt, ſchon beſſer leiden; daß er uns den lieben Vogel wieder gab, war wirklich recht gut von ihm."

— „Du wirſt den lieben Gott ſchon noch näher kennen und ihn dann eben ſo lieben lernen, wie ich ihn liebe," war Williams Antwort.

— „Wenn er aber ſo gut iſt, wie du ſagſt," verſetzte Kolbi, „weshalb ließ er denn die Feinde an das Eiland kommen und unſern Dingo tödten, unſre Hütte zerſtören, unſre Gefäße zertrümmern? Du ſagſt mir immer, daß er eine ſo große Macht habe und Alles könne, was er wolle; ſo hätte er ja auch die Feinde abhalten können, uns ſo großen Schaden zuzufügen und uns in ſolche Angſt zu verſetzen?"

„Ich weiß noch nicht," verſetzte William ernſt, „wozu es gut und für uns heilſam war, daß wir dieſes Unheil er-

fahren mußten; allein ich hege das feſte Vertrauen zu der Gnade, Weisheit und Freundlichkeit meines Gottes, daß er es auch in dieſer Prüfung gut mit uns meinte, und daß ſie zu unſerm wahren Heile dienen werde.“

Kolbi konnte dies noch nicht recht verſtehen, ſondern ſchüttelte bedenklich das Haupt und meinte: Gottes Güte offenbare ſich nur in dem ſeinen Geſchöpfen verliehenen Glücke. Er ſollte aber, zu ſeinem Heile, eines Beſſern belehrt und davon überzeugt werden, daß Gott ſeine Menſchen eben am meiſten liebt, wenn er ihnen Trübſal ſendet. William legte indeß nicht lange die Hände in den Schooß, ſondern machte ſich ſogleich davon, die Trümmer der Hütte zu unterſuchen, um zu ſehen, ob die Wiederherſtellung derſelben wohl möglich ſein würde. Dieſe Unterſuchung gewährte aber ein ziemlich troſtloſes Reſultat: weit über die Hälfte der Bretter war verbrannt und der noch übrig gebliebene Theil in einem ſolchen Zuſtande, daß an den Wiederaufbau nicht gedacht werden konnte; ja, der Reſt der Bretter reichte nicht einmal hin, das Dach einer von großen Steinen aufgeführten Hütte zu decken. Das war dann freilich eine ziemlich troſtloſe Ausſicht, um ſo mehr, da die Höhle noch immer von den Ameiſen bewohnt wurde, die ſich für immer häuslich darin niedergelaſſen zu haben ſchienen. Indeß mußte doch ernſtlich auf ein ſicheres Obdach gedacht werden, da, wenn wieder ein Unwetter eintreten ſollte, ſie ohne ein ſolches nicht hätten ſein können.

Die Sache hatte indeß große Schwierigkeiten, denn einestheils hatte man bereits die in der Nähe aufzutreibenden größern Steine zur Umzäunung des Gartens benutzt, und die Gartenmauer wieder einzureißen, dazu konnte William

ſich nicht verſtehen, da er ſich des vielen vergoſſenen Schweißes erinnerte, unter dem ſie die nöthigen Steine herbeigeſchafft und aufgethürmt hatten; anderntheils wurden zum Bau der Hütte eine ſo große Menge von Steinen erfordert, daß man Monate lang daran hätte ſchleppen müſſen, und doch war das Bedürfniß eines ſchützenden Obdachs ſo dringend. Die Mauern, welche die Hütte bilden ſollten, mußten von einer doppelten Lage von Steinen aufgeführt werden, damit ſich die eine Lage gegen die andere ſtütze; denn man hatte ja keinen Mörtel, um die Steine gehörig miteinander zu verbinden und aneinander zu befeſtigen.

„Es ſieht ſehr ſchlimm um uns aus,“ ſagte William zu Kolbi, der ſich wie ein Kind noch immer mit dem wiedergefundenen Papagei beſchäftigte und für nichts Anderes Sinn zu haben ſchien, „es ſieht ſehr ſchlimm um uns aus, und wir werden, fürchte ich, noch manche Nacht unter freiem Himmel zubringen müſſen, bevor wir wieder eine neue Hütte haben werden.“

„Daß wir unter freiem Himmel ſchlafen, iſt nicht nöthig,“ verſetzte Kolbi mit gleichgültigem Tone; „für mich wäre das übrigens kein allzugroßes Unglück, da ich daran gewöhnt bin,“ fügte er hinzu, „und Regen und Unwetter wird es ſobald wohl nicht wieder geben: hat doch der böſe Geiſt alles Waſſer ausgegoſſen und muß erſt neues wieder ſammeln, um es über uns auszuſchütten.“

„Ich aber fürchte mich davor, unter freiem Himmel übernachten zu müſſen,“ nahm William wieder das Wort, „weiß ich doch, wie nachtheilig das auf meine Geſundheit wirkt.“

„Nun, ſo arbeiten wir nur am Tage hier," verſetzte Kolbi, „und kriechen Nachts in die Höhle des Koala, die nicht allzuweit von hier iſt. Das Thier wird ſie uns ſchon noch längere Zeit abtreten müſſen und ſollte es ſich zudringlich zeigen, ſo haben wir ja noch unſere Axt, um es todt ſchlagen zu können."

William, der an dieſen Ausweg nicht gedacht hatte, war ſehr erfreut über Kolbis Vorſchlag und nahm ihn mit Freuden an. Dann wurde ſogleich zum Werk geſchritten: man räumte die Trümmer weg, legte alles brauchbare Holz auf die Seite, reinigte den Boden und ſchleppte Steine herbei, welches letztere freilich eine unendlich mühſame Arbeit war, da man die Steine zum Theil ſehr weit ſuchen mußte. Indeß verlor man trotz dem den Muth nicht und auch die Kräfte reichten aus, da man ſie durch eine gehörige Nahrung und einen geſunden Schlaf wieder ſtärkte.

Auch für eine größere Bequemlichkeit in der Höhle des armen Koala wurde geſorgt, indem man ſie ſo erweiterte, daß Beide bequem Platz nebeneinander fanden, und man den Boden mit ausgerauftem Graſe bedeckte, das ein weiches, duftiges Lager bildete.

Man arbeitete unausgeſetzt den ganzen Tag über, mit Ausnahme der Zeit, deren man zur Zubereitung und zum Genuſſe der Speiſen bedurfte, und ſchon nach etwa vierzehn Tagen hatte die Steinmauer, die man in einem regelrechten Viereck aufführte, die halbe Höhe ihres Leibes erreicht. Mit herzinniger Freude ſahen unſere Freunde ihr mühſames Werk mit jedem Tage mehr wachſen, und ſo ſauer ihnen auch manchmal der Transport der ſchweren Steine wurde,

die noch obendrein bergauf geſchleppt werden mußten, ſo hörte man doch keine Klage von ihnen, und unter fröhlichen Geſprächen und Geſängen ſchritt das Werk vorwärts.

Die Melonen waren indeſſen auch nicht faul, und gaben ſich Mühe zu wachſen, wie mir einſtmals ein kleiner Knabe naiv von den über Nacht aufgebrochenen Blumen ſagte. Die Ranken breiteten ſich bereits über eine große Fläche des Bodens aus und die Blätter hatten eine in Europa nicht vorkommende Größe erreicht; unter ihnen aber reifte ſtill die herrliche, ſaftreiche und duftige Frucht, die hier, unter dem heißen Himmelsſtriche, die Größe eines mäßigen Kürbis erreicht. Es war der Samen der ſchönen Netzmelone geweſen, den William gefunden und der Erde anvertraut hatte. Jeden Tag bildete ſich das weißliche Netz deutlicher auf der grüngelben Fläche der Frucht aus, und endlich ließ ſich eine davon bereits etwas weicher anfühlen, ſo daß William meinte, man könne ſchon zum Genuſſe derſelben ſchreiten.

Es würde mir ſchwer werden, Euch zu beſchreiben, mit welchen Empfindungen unſer Freund ſein Meſſer hervorzog, um die Frucht abzuſchneiden; ich möchte ſie eine heilige nennen, denn ſeine Seele war mit Dank gegen Gott, den Geber alles Guten, erfüllt; Kolbi aber ſtand ziemlich gleichgültig dabei und ſah zu, wie William die Melone abſchnitt und aufhob; ihn ergötzte noch nichts daran, als die Größe der Frucht und ihr ungewohntes Anſehen; Gott für die Gabe zu danken, kam ihm aber nicht in den Sinn.

William trug indeß die Melone unter einen großen Gummi-Baum, holte ein Stückchen Brett herbei, legte es auf

den Boden und die Melone darauf, um ſie auf dieſem improviſirten Teller zu zerſchneiden. So wie das Meſſer hineindrang, fuhr ein hochgelber Saft aus der Wunde hervor, die er der Frucht beigebracht hatte, ſo daß ihm das Waſſer ſchon im Munde zuſammenlief; dann ſchnitt er ein Paar tüchtige Schnitte ab und gab erſt Kolbi eine, dann nahm er ſelbſt eine andere und biß hinein. O, wie ſüß ſchmeckte die Frucht, wie duftig, wie labend war ſie, wie angenehm kühlend!

Kolbi ſagte nichts, aber nicht, weil ihm die Melone nicht ſchmeckte, ſondern weil ſie ihm ſo gut ſchmeckte, wie noch nie etwas in ſeinem Leben; das Entzücken beraubte ihn der Sprache und er kaute mit beiden Backen.

„Nun,“ ſagte William, der ihm mit Vergnügen zuſah, „nun, wie ſchmeckt Dir die Melone? und war es nicht ein Glück, daß die Feinde die lieben Pflänzchen verſchonten? Gelt, Du haſt jetzt auch Deine Freude daran, Kolbi?“

„Ein großes Glück war es, daß ſie die Pflanzen nicht auch zerſtörten, wie alles Andere,“ verſetzte Kolbi, indem er ſich die vom Safte der Frucht beträufelten Finger ableckte — denn ein manierlicher Eſſer war der arme Wilde noch keineswegs; — „ein großes Glück, William! Du aber biſt ſehr geſchickt, daß Du ſolche gute Melonen machen kannſt! ich könnte das nicht!“

„Ich habe ſie nicht gemacht,“ war Williams Antwort; „ſie iſt eine Gabe unſeres lieben Vaters im Himmel, des guten Gottes.“

„O, Du willſt mir etwas vorlügen,“ ſagte Kolbi ſchlau lächelnd; „aber Kolbi iſt nicht ſo dumm, Kolbi hat geſehen,

wie Du die Melonen gemacht haſt, und er glaubt Dir nicht, daß Dein Gott ſie gemacht habe."

„Ich konnte nichts weiter thun, als daß ich die gefundenen Kerne in die Erde ſteckte," verſetzte William; „aber dieſe Kerne waren ein Werk, ein Geſchenk Gottes, und er gab Sonnenſchein und Regen und das liebe Erdreich dazu, in denen ſie wuchſen und gediehen; ich konnte weder die Erde, noch Sonnenſchein und Regen machen, das konnte nur Gott."

Kolbi antwortete ſeinem Freunde nicht, denn er war noch nicht im Stande, ihn zu verſtehen; er ſtarrte aber lange vor ſich hin, als wenn er recht ernſtlich über die Sache nachdächte, dann ſagte er:

„Höre William, wenn es wahr iſt, daß dein Gott die Melonen gemacht hat — und ich glaube es Dir, weil Du Kolbi noch niemals belogen haſt — ſo will ich ihn auch lieb haben, lieber als den guten Geiſt Koyan, den wir anrufen, wenn wir in Noth ſind oder etwas haben wollen; denn Koyan kann ſo gute Melonen nicht machen. Wenn meine Brüder dieſe Melonen ſchmeckten, und ich ihnen ſagte: die hat der Gott der weißen Leute gemacht, ſo würden ſie ihn auch lieben, wie ich ihn jetzt liebe."

„Thue das," verſetzte William gerührt, „und danke ihm zugleich für die herrliche Gabe."

„Kann er denn meinen Dank hören?" fragte Kolbi verwundert und ſah ſich faſt ängſtlich nach allen Seiten um, als fürchte er, Gott, zu erblicken.

„Wohl kann er das," verſetzte William.

„Er iſt ja aber nicht da und ich ſehe ihn nirgends?"

„Er iſt unſichtbar, aber überall,“ war die Antwort.

Das verſtand Kolbi wieder nicht, ſelbſt da nicht, als William ihn darauf aufmerkſam machte, daß man in ſeinem Lande doch auch an einen guten und böſen Geiſt glaube, obgleich ihn keiner geſehen.

„O, die hat man wohl geſehen!“ verſetzte Kolbi.

„Sahſt Du ſie denn je?“ fragte William.

„Nein, ich nicht, auch keiner meiner Brüder; aber die Zauberer ſahen ſie und ſprachen mit ihnen,“ verſetzte Kolbi.

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte William; „Eure Zauberer ſind Lügner, wenn ſie das ſagen; den guten Geiſt, wie Ihr den nennt, den wir Gott nennen, ſieht Niemand, hört Niemand: er iſt unſichtbar, wie ich Dir ſchon geſagt habe.

„Wie aber weiß man denn, daß er da iſt?“ fragte Kolbi.

„Man erkennt ſein Daſein an ſeinen Werken.“

Das war wieder zu hoch für unſern armen, unwiſſenden Wilden; William aber wollte ihm die Sache gern deutlich machen und fuhr fort:

„Geſetzt, Du und ich, Kolbi, trennten uns auf einige Zeit; Du gingeſt dahin, ich dorthin und wir ſähen einander auch gar nicht mehr, ſo würdeſt Du doch, wenn Du nach einiger Zeit hierher zurückkehrteſt und die Hütte gänzlich vollendet fändeſt, bei Dir ſagen: „die hat William fertig gemacht;“ ſo würdeſt Du ſagen, wenn Du mich auch gar nicht mehr ſäheſt.

„Ja, das würde ich; denn wer ſonſt ſollte ſie gemacht haben?“ war Kolbis Antwort.

— „Sieh,“ fuhr William fort, „eben ſo hat ſich der liebe Gott in früherer Zeit den Menſchen offenbaret, damit ſie an ſein Daſein glauben und ihn anbeten ſollten; jetzt, wo ſie das thun, redet er nicht mehr zu ihnen, ſondern offenbart ſich ihnen nur noch durch ſeine Werke. Er iſt es, der die Welt geſchaffen hat und erhält; der die Sonne, den Mond, die Sterne, das Meer, die Erde machte, der ſie mit Menſchen und Thieren bevölkerte, der Regen und Sonnenſchein, Sturm und Gewitter giebt, der die Keime in der Erde ſich entwickeln, die Pflanzen wachſen und gedeihen, die Frucht reifen läßt, damit ſich ſeine Geſchöpfe davon nähren, daran erfreuen. Er kann, was er will, denn er iſt allmächtig; er will immer nur das Beſte ſeiner Geſchöpfe, denn er iſt allgütig, er lenkt Alles zum Beſten, denn er iſt allweiſe, das heißt, er beſitzt mehr Verſtand und Einſicht, als alle ſeine übrigen Geſchöpfe zuſammen; er ſieht und hört Alles, denn er iſt allgegenwärtig.“

— „Höre William,“ verſetzte Kolbi nach einer ziemlich langen Pauſe, während welcher er ernſtlich nachgedacht zu haben ſchien, „höre, ich will deinen Gott, von dem du ſo viel Gutes ſagſt, auch lieb haben, noch lieber, als den guten Geiſt, von dem die Zauberer erzählen.“

„Thue das, mein Kolbi, antwortete ihm William, indem er ihm die Hand reichte, „und wenn du willſt, lehre ich dich beten zu unſerm guten Gott im Himmel; das Gebet, der Dank ſeiner Menſchen ſind ihm angenehm.“

— „Ach!“ verſetzte der arme Kolbi mit einem tiefen

Seufzer, „wie werde ich das lernen können? bin ich doch dumm!"

— „Du biſt keineswegs dumm, ſondern nur unwiſſend," antwortete ihm William; „dumm iſt nur Der, der nichts lernen kann, unwiſſend aber, welcher wohl lernen könnte, bisher aber noch nichts gelernt hat."

— „Es wäre ein großes Glück, wenn ich nicht dumm wäre und noch beten — ſagteſt du nicht ſo? — lernen könnte," erwiederte Kolbi.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen verbrachten die Freunde ein ſehr angenehmes Stündchen. Sie ließen ſich dabei die Melone vortrefflich ſchmecken, von der William, ein guter Haushälter, die Kerne ſorgfältig ſammelte, um ſie demnächſt der lieben Erde wieder anzuvertrauen, damit ſie neue Früchte trüge. Er trocknete ſie, indem er ſie auf ein großes Blatt legte, an der Sonne und ſteckte dann hie und da einen Kern in die Erde. Als ſie emporkeimten, ſah Kolbi nicht mehr mit Gleichgültigkeit auf die jungen Pflänzchen, ſondern freute ſich ihrer, wie früher William.

Die überflüſſigen Kerne — Ihr werdet wiſſen, welch' eine Menge eine einzige Melone hat, und unſre Coloniſten hatten davon mehr als hundert — blieben auch nicht unbenutzt. Der ſchöne zahme Papagei naſchte nicht nur ſehr gern von der duftigen Frucht, ſondern faſt lieber noch von den Kernen, die ſüßlich und ſehr wohlſchmeckend ſind. Man gewann alſo ein ſehr gutes und reichliches Futter für das liebe Thierchen und hatte nicht mehr nöthig, es mühſam zu ſuchen, was man früher gezwungen geweſen war zu thun.

Der Bau der Hütte rückte indeß vorwärts und da man jetzt Zeit hatte, an Alles zu denken, wurde im Hintergrunde derſelben ſogar ein Feuerherd angelegt, den man zwar nicht immer, wohl aber während eines heftigen Regens benutzen wollte. Man hatte nämlich während der Regentage große Mühe gehabt, die Hütte vor dem Verbrennen zu beſchützen, da man gezwungen geweſen war, das Feuer in derſelben anzumachen, weil der draußen fallende heftige Regen es ausgelöſcht haben würde. Dazu geſellte ſich noch ein höchſt heftiger Rauch, dem man keinen Abzug geben konnte, weil man die Thüre nicht immer öffnen durfte. Dieſen großen Unbequemlichkeiten ſollte jetzt durch den Bau eines Heerdes und Schlotfanges abgeholfen werden. Die Sache war nicht eben leicht, aber William probirte ſo lange, bis ſie gieng, und an Ausdauer übertrafen ihn Wenige. Zwar mußte er, um den Schlotfang bilden zu können, einige von ſeinen Brettern hergeben; allein die Sache war zu wichtig und ſo durfte er nicht anſtehen, ſie in's Werk zu richten. In allem Andern vertraute er Gott und hoffte mit Zuverſicht auf ſeinen Beiſtand.

Endlich war die Hütte ſo weit, daß nur noch das Dach fehlte, aber um dieſes ſtand es übel: die übrig gebliebenen Bretter reichten kaum zur Hälfte aus und an eine Thür war vollends nicht zu denken. Doch war letztere durchaus nothwendig, ſchon der giftigen Schlangen wegen, die ihnen unfehlbar nächtliche Beſuche abſtatten würden, wenn ſie die Hütte nicht wohl verwahrten; hatten ſie doch ſchon in der Erdhöhle des Koala Mühe genug, ſich dieſer feindlichen Gäſte zu erwehren.

Die Sachen ſtanden alſo ziemlich troſtlos; man verlor jedoch den Muth nicht und beſchloß, die ganze Inſel, immer am Meeresſtrande hingehend, zu umkreiſen, in der Hoffnung, vielleicht noch einige Planken von dem geſtrandeten Schiffe zu entdecken, auf dem William hergekommen, oder auch von einem andern, das von demſelben unglücklichen Schickſale betroffen worden war.

Zu dieſer Reiſe, obgleich die Inſel nicht groß war, bedurfte es doch einiger Vorbereitungen, weil man nicht ſicher ſein konnte, überall Lebensmittel zu finden. Man mußte daher einige Vorräthe mit ſich nehmen und erſah zu dieſem ein paar Melonen, ſo wie eine Portion Pataten aus, die man in einem linnenen Querſacke mit ſich nahm. Nachdem man Alles wohl bedacht und beſchafft hatte, trat man in Gottes Namen die Wanderung an.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Fröhlich und wohlgemuth, theils unter heitern, theils unter belehrenden Geſprächen, wanderten unſere Freunde fort. William, der das herzlichſte Verlangen trug, ſeinen geliebten Kolbi mit dem erhabenen Weſen näher bekannt zu machen, auf das er ſein vollſtes, innigſtes Vertrauen ſetzte, zu dem er ſich in Freud' und Leid immer zuerſt wandte, redete ſeinem Begleiter auf dieſem Wege viel von Gott, und zu ſeiner Freude fand er jetzt ſchon ein offeneres Ohr für die Wahrheiten der Religion bei demſelben, als er frü-

her gefunden haben würde. Nach und nach entſagte Kolbi ſeinen abergläubiſchen Vorſtellungen und wandte ſein Herz dem einigen wahren Gott zu. William, dem das eine unausſprechliche Freude machte, verſäumte keine ſich ihm darbietende Gelegenheit, ihn auf die Wunder der Natur und zugleich auf die erhabenen Eigenſchaften Gottes aufmerkſam zu machen, und da er zwar nicht gelehrt, aber eindringlich und aus innerſter Ueberzeugung ſprach, fanden ſeine Worte Eingang bei ſeinem Freunde.

Den eigentlichen Zweck ihrer Wanderung ſchienen unſre Beiden indeß verfehlen zu ſollen. Wie ſorgſam ſie auch ſpähten, ſo erblickten ſie doch am Meeresſtrande nicht das Geringſte, das ihnen zu ihrem Zwecke hätte dienen können. Es lagen zwar viele ſchöne bunte Muſcheln und Steine genug am Ufer, allein auch nicht das kleinſte Stückchen Holz, das ihnen zu ihrem Bau hätte dienen können.

Dies war ihnen natürlich ſehr unangenehm; allein es entmuthigte William keineswegs, ſondern er ſann ſogleich auf Abhülfe, die ja auch noch immer möglich war, da ſie ihre Geräthſchaften vor der Zerſtörungswuth der Wilden gerettet hatten.

Am zweiten Morgen ihrer fruchtloſen Wanderung war es Kolbi, der zuerſt erwachte und dem nahen Meere zueilte, um ſich in der kühlen Fluth zu baden, wie es ſeine Gewohnheit in der Heimath geweſen war. Er hatte kaum ſeine wenige Bekleidung abgeworfen und ſchickte ſich eben an, ſich ins Waſſer zu ſtürzen, als ſein über das Meer hinſtreifender ſcharfer Blick ein kleines dunkles Pünktchen am äußerſten Rande des Horizontes entdeckte. Er ſtarrte es

einige Augenblicke an und bemerkte, daß es beweglich war. Jetzt weckte er William, um ihn auf die Erſcheinung aufmerkſam zu machen; denn er wußte mit Gewißheit, daß das ſchwarze Pünktchen am vorhergehenden Abende nicht an der Stelle geweſen war, und ſo erregte es mit Recht ſeine Aufmerkſamkeit.

William, der durch Kolbi in einem lieblichen Traume geſtört worden war, der ihn nach der geliebten Heimath, in das Haus ſeiner Mutter verſetzte, war faſt ein wenig unwillig, daß Kolbi ihn erweckt hatte, er rieb ſich die noch ſchlaftrunkenen Augen und fragte, was es denn gäbe?

„Einen ſchwarzen Punkt gibt es da drüben, der geſtern Abend vor unſerm Einſchlafen noch nicht da war,“ antwortete ihm Kolbi; „komm nur und ſieh ſelbſt.“

Jetzt ſprang William auf; denn er wußte noch von ſeiner Seereiſe her, was ſolche ſchwarze Punkte am äußerſten Rande des Horizontes zu bedeuten hatten, und ſein Herz ſchlug faſt hörbar in der Bruſt.

„Wo ſiehſt Du denn den Punkt?“ fragte er, ſeine ganze Sehkraft, wiewohl vergeblich, anſtrengend; denn ſein Auge war, obſchon ſehr gut, doch nicht ſo ſcharf ſehend, als das ſeines Freundes.

„Da! da!“ war Kolbis Antwort, indem er mit der Hand nach der Gegend hinzeigte. „Siehſt Du es denn nicht?“

„Ich ſehe nichts, gar nichts!“ antwortete ihm William; „Du haſt Dich wohl getäuſcht, Kolbi?“

„Gewiß nicht! Ich ſehe es deutlich, ganz deutlich, und es bewegt ſich!“

„O mein Gott!“ rief William bei dieſen Worten, und er wurde blaß vor Freude; „o mein Gott, wenn es ein Schiff wäre!“

„Es iſt nur ein Punkt, ſage ich Dir, und kein Schiff,“ verſetzte Kolbi, „wenn es ein Canot wäre, müßte es ja größer ſein.“

„Aus großer Ferne geſehen, erſcheinen die Dinge viel kleiner,“ antwortete ihm William, der noch immer nach der ihm bezeichneten Gegend hinſtarrte, aber leider nichts ſehen konnte.

„Siehſt Du denn den Punkt noch immer?“ fragte er Kolbi nach einer ziemlich langen Pauſe, die zwiſchen den Freunden entſtanden war.

„So deutlich, wie ich Dich ſehe,“ war die Antwort, „und der Punkt iſt jetzt ſchon größer, als er in dem Augenblicke war, wo ich ihn zuerſt ſah.“

Wie pochte das Herz in Williams Bruſt bei dieſen Worten! Wie ſtrömten ſeine Gefühle über! Konnte er noch daran zweifeln, daß das, was ſein ſchärfer ſehender Freund ſah, ein Schiff, vielleicht gar ein von Europa kommendes Schiff ſei? So war vielleicht Rettung, Erlöſung nahe! So ſollten Leiden und Entbehrungen vielleicht ihr Ende bald finden! Thränen traten ihm, beſonders bei dem Gedanken, ſeine über Alles theure Mutter, die geliebte Heimath wiederſehen zu ſollen, in die Augen, und rollten in Strömen über ſeine Wangen. Kolbi, der ihn weinen ſah, fragte theilnehmend:

„Du weinſt? Hat Kolbi Dich betrübt, William? Was hat Kolbi Dir Böſes gethan?“

„O nichts, nichts, Du guter, lieber Kolbi,“ rief William, indem er den Freund umarmte; „Du haſt mir im Gegentheil durch Deine Entdeckung eine unendlich große Freude gemacht. Das, was Du mit Deinem geübteren Auge bereits ſiehſt und was ich noch nicht ſehen kann, iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eines von den großen ſchwimmenden Gebäuden, von denen ich Dir ſo viel erzählt habe, und die wir Schiffe nennen. Auf einem ſolchen Schiffe bin ich hierhergekommen, wie Du ſchon weißt, und wenn es Gottes Wille wäre, mich zu erretten, ſo könnte das, was Du ſiehſt, hier in der Nähe Anker werfen, die Mannſchaft könnte ans Land kommen und mich mit ſich nehmen, nach Europa, in die geliebte Heimath zurück.“—

„Und dann bliebe Kolbi hier allein zurück und ſtürbe aus Kummer über William?“ fragte der Wilde traurig.

„Nicht doch! Wie könnte ich Dich wohl verlaſſen, Dich, meinen einzigen, meinen liebſten Freund auf der Welt?“ war Williams Antwort. „Nein, Kolbi,“ fügte er unter Thränen hinzu; „nein, ohne Dich ginge ich nicht! Aber meine weißen Brüder würden uns Beide mitnehmen; ich würde Dich in meine Vaterſtadt Hamburg, in das Haus meiner Mutter führen, würde ihr ſagen: da iſt mein Freund, mein Bruder Kolbi; nimm ihn an zu Deinem Sohne und liebe ihn, wie Du mich liebſt; und ſie würde Dich eben ſo lieben, Kolbi, denn ſie iſt gut und liebevoll!“

Das Alles ſprach er unter immer heftiger ſtrömenden Thränen und Kolbi, der ihn nicht weinen ſehen konnte, ohne mitzuweinen, weinte auch diesmal mit.

Eine Stunde und drüber verging indeß noch, bevor auch William den beweglichen ſchwarzen Punkt am Horizont unterſcheiden konnte; ſo wie er ihn aber geſehen hatte, ſank er auf ſeine Kniee nieder und ſandte ein heißes Dankgebet zu ſeinem himmliſchen Vater empor; denn ſein Herz zweifelte ſchon nicht mehr an der Rettung.

Der Morgen und ſelbſt der noch übrige Reſt des Tages verging den Freunden in einer Art von bänglicher Erwartung. William beſonders war in tiefſter Seele bewegt; Kolbi dagegen, ſeit er das Verſprechen von ſeinem Freunde hatte, daß er ihn nicht allein auf der Inſel zurücklaſſen wolle, weit ruhiger; letzterer konnte ſogar von den mitgenommenen Speiſen genießen, während William keinen Biſſen über ſeine Lippen zu bringen vermochte, wie man gewöhnlich in einer ſo großen innern Bewegtheit nicht an Speiſe und Trank zu denken vermag.

Die Freunde hatten ſich auf einer kleinen Erhöhung in der Nähe des Strandes niedergeſetzt und ſchauten mit unverwandten Blicken auf das Meer hinaus. Der zu Anfang ſo kleine Punkt trat mit jeder Stunde deutlicher hervor und als es zu dämmern begann, konnte man bereits die Umriſſe des Schiffs genau unterſcheiden.

Was hätte William nicht darum gegeben, wenn die Natur diesmal zu ſeinen Gunſten ihre gewohnte Ordnung umgekehrt und es nicht hätte Nacht werden laſſen? Aber ach! ſie ging ihren gewohnten Gang fort und mit jedem Augenblick wurde es dunkler, bis endlich vollkommene Nacht auf den Gegenſtänden ruhte, und das Auge nichts mehr untenſchied, als über ſich den Himmel und die Sterne.

William konnte troß dem, daß er nichts mehr zu ſehen vermochte, kein Auge zuthun; Kolbi aber ſchlief, wie gewöhnlich und erwachte erſt, als ſein Freund ihn mit lautem, fröhlichem Zuruf erweckte. Die liebe Sonne war zwar noch nicht aufgegangen; aber ſchon zeigten ſich ihre roſigen Boten, ſchöne, purpurrothe Wölkchen am öſtlichen Himmel und die Helligkeit verdrängte ſiegreich die Nacht, die bisher mit ihren Schleiern Meer und Erde bedeckt hatte.

Man ſah jeßt ganz deutlich, etwa in der Entfernung einer deutſchen Meile, das Schiff liegen; doch war es der Inſel nicht näher gekommen; vermuthlich hatte es ſich aus Vorſicht während der Nacht vor Anker gelegt, um nicht zwiſchen die Klippen und Felſenriſſe zu gerathen, womit das Meer in der Nähe der Inſel beſät ſein konnte. Kaum war es indeß völlig Tag geworden, ſo entfaltete es ſeine ſchneeweißen Segel wieder und ſchwamm zwar langſam, aber majeſtätiſch heran.

William verwandte kein Auge mehr davon und folgte mit ſeinen Blicken jeder Bewegung des Schiffes. Es ſchien ihm indeß nothwendig, der Mannſchaft deſſelben ein Signal zu geben, daß man Menſchen, auf Rettung hoffende Menſchen, auf der Inſel finden würde, und ſo bat er Kolbi, mit dem Beile, das man mit auf die Wanderung genommen hatte, im nächſten Gehölze einige lange Aeſte zu fällen und ſie her zu bringen. Kolbi willfahrte ihm, ohne begreifen zu können, was er mit dem Begehrten wolle.

Als er mit ſeinen Aeſten wieder bei William angelangt war, band dieſer ſie zuſammen, ſo daß ſie eine ziemlich lange Stange bildeten, und befeſtigte an der Spiße derſel-

ben ſein weißes Hemd, das er inzwiſchen ausgezogen hatte. Beide ſteckten dann die improviſirte Fahne ſo tief in den Sand des Strandes ein, daß ſie feſt und aufrecht ſtand. William wußte, daß man auf den Schiffen die Gewohnheit hat, ſich fleißig mit dem Fernrohr nach allen Seiten umzuſchauen, und gab ſich ſo der Hoffnung hin, daß man auch ſein Signal bald entdecken werde.

Dies geſchah in der That; er bemerkte, daß eine große Bewegung auf dem Schiffe entſtand und hoffte, obgleich er noch nichts genau zu unterſcheiden vermochte, daß man ein Boot ausſetzen und einige Mannſchaft zur Inſel ſenden würde.

Es dauerte auch nicht gar lange, ſo rief Kolbi:

„Ein Canot! Ein Canot!

Bei dieſem Rufe ſank William betend auf ſeine Kniee nieder und ſendete ein heißes Dankgebet zu ſeinem himmliſchen Vater empor: durfte er doch nun nicht mehr daran zweifeln, daß die Rettung nahe ſei!

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Nach Verlauf von etwa anderthalb Stunden war das Boot der Inſel bis auf einige Flintenſchüſſe nahe gekommen. William und Kolbi ſtanden hart am Strande und ſtreckten den Rettern flehend die Hände entgegen. Man winkte ihnen mit Mützen und Taſchentüchern, man ſchien

ſie anzurufen; allein die Brandung des Meeres übertönte den Ruf der menſchlichen Stimme.

„Kolbi,“ ſagte jetzt William, „wir Beide können ſchwimmen; komm, laß uns in das Meer ſtürzen und zu unſern Rettern hinüberſchwimmen, die vielleicht durch die Furcht zurückgehalten werden, ihr leichtes Fahrzeug durch im Meere verborgene Klippen gefährdet zu wiſſen; ich glaube aber, daß man an dieſer Stelle, trotz der heftigen Brandung, ohne Gefahr landen kann, und das wollen wir ihnen ſagen.

Kolbi war mit dem Vorſchlage ſeines Freundes zufrieden; im Nu waren die Kleider abgeworfen und Beide ſprangen beherzt in das Meer. Als das die Leute in der Barke ſahen, ſetzten ſie die Ruder, die bisher geruht hatten, wieder in Bewegung, und man ſteuerte getroſten Muthes auf die beiden kühnen Schwimmer zu, die man bald erreichte.

So wie William und Kolbi in der Nähe des Bootes angelangt waren, rief man ihnen in deutſcher Sprache — o welch ein himmliſcher Klang war die für das Ohr unſers Williams! — zu: ſie möchten nur getroſt an Bord kommen, und ſchon nach wenigen Minuten ſtanden unſere Freunde mitten unter der Mannſchaft.

Man begrüßte einander, man befragte ſie nach ihrem Namen, nach ihren Schickſalen, ihrem Vaterlande; man war nicht wenig erſtaunt, auch einen Eingeborenen des Landes — denn dafür erkannte man Kolbi auf den erſten Blick — ziemlich fertig Deutſch reden zu hören, und hörte mit ſichtbarer Theilnahme Williams Erzählung zu.

Dieſe Theilnahme bewies ihm vor allen Andern ein hoch und ſchlank gewachſener Mann von mittleren Jahren, aus deſſen angenehmen, gewinnenden und freundlichen Geſichtszügen zugleich Milde, Freundlichkeit und Geiſt hervorſtrahlten. Er trug ziemlich langes, lockiges Haar, das faſt bis auf die Schultern hinabfiel, und ſprach fertig Deutſch, obwohl mit einem etwas fremdartigen Accent.

Alle, die im Boote waren, bezeigten gegen dieſen Mann eine ganz beſondere Ehrfurcht und Zuneigung, denn ſo wie er ſprach, ſchwiegen ſogleich alle Andere.

Während die Matroſen ſich beſonders mit Kolbi beſchäftigten, der ihre Aufmerkſamkeit faſt mehr noch als William in Anſpruch nahm, mußte Letzterer ſich zu dem freundlichen Manne ſetzen, um ihm ausführlicher ſeine Erlebniſſe mitzutheilen. Als William ihm ſagte, daß er, obſchon von engliſchen Eltern abſtammend, doch ein Hamburger von Geburt ſei, verklärte ein angenehmes Lächeln das Geſicht des liebenswürdigen Mannes und er ſagte:

„Hamburg kenne ich ſehr gut und habe mich zu verſchiedenen Zeiten daſelbſt aufgehalten.“

Das war denn eine große Freude für William, beſonders als der Fremde ſeine geliebte Vaterſtadt lobte und ſagte, daß ſie eine der angenehmſten und bedeutendſten Städte der Welt ſei und er ſie ſehr lieb gewonnen habe.

Das von einem vorſichtigen und geſchickten Steuermann gelenkte Boot landete endlich an der Inſel und Alle ſtiegen aus; zuerſt unſere beiden Freunde, die jetzt wieder dem Anſtande huldigen und ſich bekleiden wollten; denn auch

Kolbi mochte nicht gern mehr ganz blos gehen und hatte ſich ſchon gänzlich an ſeine Kleidung gewöhnt.

Sobald man gelandet war, erging die Bitte an unſere beiden Coloniſten, der Mannſchaft eine gute Quelle zu zeigen, damit man die mitgebrachten Fäſſer damit anfülle, denn der Waſſermangel, welcher an dem großen Schiffe fühlbar geworden war, hatte den Kapitain deſſelben vermocht, ſeinen Curs nach der Inſel zu richten, in der Hoffnung, daſelbſt dieſem empfindlichen Mangel abhelfen zu können.

Daß man ſich in dieſer Hoffnung nicht getäuſcht hatte, wißt Ihr, meine Lieben. William und Kolbi führten die Mannſchaft auf dem kürzeſten Wege zu ihrem herrlichen Bache in der Nähe der halbfertigen Hütte, und Alle erlabten ſich an dem köſtlichen Getränke, das ſie ſo lange ſchon in ſolcher Friſche vermißt hatten; niemals hatte ihnen der feurigſte Wein ſo gut geſchmeckt, wie jetzt der friſche Trunk aus der Quelle.

William und ſein Kolbi konnten aber auch noch auf andere Weiſe der Pflicht der Gaſtfreundſchaft genug thun. Einige der köſtlichen Melonen wurden aus dem Garten geholt und an die Mannſchaft des Boots vertheilt; man machte ein großes Feuer an und legte eine Menge Pataten an die hoch emporlodernde Flamme; während dieſe brieten, pflückte man die aus Gras und Stäben geflochtenen Körbe, voll der ſaftigſten Himbeeren, die nicht minder willkommen als die Melonen waren, und Kolbi, der ſchon gar nicht mehr fremd gegen die weißen Männer that, verſprach, daß

er, wenn man ihm nur einige Zeit laſſen wolle, einen guten Braten zum Gaſtmahle liefern würde.

Dieſes Anerbieten war nicht zu verachten, da die Mannſchaft ſo lange kein friſches Fleiſch genoſſen und ſich ſeit Monaten allein mit geſalzenem beholfen hatte, und ſo ſprang Kolbi auf, griff nach Bogen und Pfeilen und ſtürmte fort.

Während er auf die Jagd ging, wurde beſchloſſen, die mitgebrachten Waſſerfäſſer zu füllen und an Bord zu ſchaffen, damit ſich die auf dem großen Schiffe befindliche Mannſchaft daran erquicke, der Kapitain aber auch zugleich Nachricht über den Stand der Angelegenheiten erhalte. William, der ſelbſt in ſeiner faſt übergroßen Freude ſeine Beſonnenheit nicht verloren hatte, ſchlug vor, aus einigen Brettern, die das Dach der Hütte bildeten, eine Art von Schleife zu machen und vermittelſt derſelben die jetzt gefüllten, mithin ſchweren Waſſerfäſſer leichter ans Ufer zu führen. Dieſer Vorſchlag wurde mit Freuden angenommen, und bevor noch eine Stunde vergangen war, hatte man mit vereinten Kräften die Schleife in Stand geſetzt und zog ſie, mit den Fäſſern und einigen Melonen beladen, unter lautem Jubel an den Strand.

Ein Theil der Mannſchaft, unter dieſen der freundliche Mann, den William gleich beim erſten Anblick ſchon ſo lieb gewonnen hatte, blieb auf der Inſel zurück, um die Ankunft der Uebrigen daſelbſt zu erwarten, denn man zweifelte nicht daran, daß Alle nach der Reihe kommen würden, um ſich auf der Inſel zu erfriſchen.

Der liebe Mann, welcher William ſo ſehr gefiel, war aber kein Anderer, als der berühmte Dichter und Botani-

ker Adalbert von Chamiſſo, der auf der ruſſiſchen Brigg „Rurik“, geführt von dem Capitain Otto von Kotzebue, die Reiſe um die Welt mitmachte und jetzt mit den Andern auf dieſe auſtraliſche Inſel gekommen war. Sollte der Eine oder Andere von Euch die nachgelaſſenen Werke dieſes eben ſo liebenswürdigen als edlen und intereſſanten Mannes noch nicht kennen, ſo bittet Eure Eltern, daß ſie Euch damit bekannt machen, namentlich mit der „Reiſe um die Welt,“ die er geſchrieben hat und mit ſeinen Gedichten, die zu den ſchönſten gehören, welche wir beſitzen, obgleich ihr Verfaſſer von Geburt ein Franzoſe war. Adalbert von Chamiſſo iſt jetzt todt, aber ſein Andenken lebt in ſeinen Freunden und Freundinnen, zu welchen letztern auch ich mich zählen darf, fort, und ſeine Werke werden ewig leben.

Sobald der Marquis — denn das war Chamiſſo von Geburt — ſich einigermaßen erfriſcht hatte, bat er William, ſein Führer auf der Inſel zu ſein, deren Pflanzenwelt für den Botaniker oder Pflanzenkundigen ein großes Intereſſe haben mußte. William war gern dazu bereit, und unſere Beiden traten ihre Wanderung an. Alle Augenblicke blieb Chamiſſo ſtehen, um bald dieſes, bald jenes Pflänzchen zu beſchauen und zu pflücken, und Alles, was ſeine Aufmerkſamkeit erregte, wurde ſorgfältig in eine blecherne Kapſel gelegt, die er an einem ledernen Riemen über der Schulter hängen hatte.

Der Spaziergang, den beide machten, brachte ſie einander noch näher. William empfand gegen dieſen liebenswürdigen und gelehrten Mann zugleich die innigſte Zuneigung

und Ehrfurcht, und der offene William gefiel auch ihm ganz beſonders. Erſt nach mehreren Stunden kehrte man zur Hütte zurück, wo man eben beſchäftigt war, die Jagdbeute Kolbis zum Braten vorzubereiten. Dieſe beſtand in mehreren wilden Tauben und einem jungen Kängeruh, das er zu erlegen glücklich genug geweſen war. Man rupfte und ſengte die Tauben und zog dem Kängeruh das ſchöne, ſammtweiche Fell ab; man zerſägte und zerhieb die Bretter, die einen Theil des Daches der Hütte gebildet hatten und machte ein mächtiges Feuer an, um die Speiſen daran zu braten. Allen lief das Waſſer im Munde zuſammen, wenn ſie an den ſie erwartenden leckern Genuß dachten; aber allgemein war auch die Klage: „Hätten wir doch nur daran gedacht, Salz und Schüſſeln mit vom Schiffe bringen zu laſſen!“ Denn Fleiſch ohne Salz zu eſſen, verſtanden ſie noch nicht, wie unſer William, der ſich Jahre lang ohne dieſes nothwendigſte aller Gewürze hatte behelfen müſſen.

Groß war daher ihre Freude, als die vom Schiffe Zurückkehrenden, mit ihrem Kapitain an der Spitze, ſorgſamer als ſie geweſen waren und ſowohl an Salz, als an Gefäße zum Kochen und Braten gedacht hatten. Ein fröhliches Hurrah! begrüßte ſie, als ſie das mitgebrachte von der Schleiſe packten und es neben dem Feuer aufſtellten. Jetzt erſt konnte ein leckerer Braten gemacht, konnten die Pataten in einem großen Keſſel, den man über dem Feuer aufhing, in Salz und Waſſer gehörig gekocht werden.

Der Reichthum, den die Inſel an Wildbret und Geflügel darbot, beſtimmte den Kapitain der Brigg „Rurik,“ ſich für ein längeres Verweilen auf derſelben zu erklären, da

die Mannſchaft des Schiffes ſowohl durch den in der letzten Zeit eingetretenen Waſſermangel, als durch den beſtändigen Genuß des geſalzenen Fleiſches etwas gelitten hatte. Es waren mehrere Krankheitsfälle an Bord vorgekommen, und der Schiffsarzt hatte einen Wechſel der Nahrungsmittel für die Mannſchaft gewünſcht.

Auch Adalbert von Chamiſſo war mit dem längern Verweilen auf der Inſel ſehr zufrieden, da er eine Menge ihm bis dahin unbekannter Pflanzen darauf fand, die er ſorgfältig trocknete und in ſein Herbarium (oder ſeine Kräuterſammlung) legte. Er war vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht auf den Beinen; oft begleitete ihn der Schiffsarzt, der ſich auch ſehr für die Pflanzenkunde intereſſirte, öfterer aber noch unſer William, für den er eine beſondere Neigung gefaßt zu haben ſchien, und der ihm von ſeinem Aufenthalte auf der Inſel ſo viel zu erzählen wußte.

Allen erging es auf derſelben ſehr wohl, zumal da man in dem herrlichen Bache eine Art von Brunnenkreſſe gefunden hatte, die für die am Scorbut leidenden Kranken eine wahre Wohlthat war, indem ſie ſie von dieſer läſtigen Krankheit ſchnell wieder herſtellte. Allein die bisher ſo wenig von William und Kolbi beläſtigte Thierwelt hatte es ſeit der Landung der ruſſiſchen Mannſchaft ſehr ſchlimm. Man ſtellte Allem, was nur irgend genießbar war, beharrlich nach: die wilden Tauben waren nicht mehr in den höchſten Gipfeln der Bäume ſicher; der Koango nicht mehr in ſeiner Höhle; die ſonſt ſo wenig ſcheuen Kängeruh's wurden von allen Seiten umſtellt und mit Pulver und Blei getödtet. Alle Augenblicke erſchallte der Knall einer Flinte, denn auch

die an Bord befindlichen Naturforſcher ſtellten den kleineren Thieren nach, um ſie ausſtopfen und ihren Sammlungen hinzufügen zu können! kurz, der Krieg zwiſchen Menſchen und Thieren war ausgebrochen, die letzteren aber ſehr im Nachtheile, da ſie kein Vertheidigungsmittel hatten und völlig wehrlos niedergeſchoſſen wurden.

Höchſt ſeltſam war die Wirkung anzuſehen, die der erſte Flintenſchuß, den Kolbi in ſeinem Leben vernahm, auf den armen Wilden machte. Zwar hatte er die von der Schiffsmannſchaft mitgebrachten Flinten geſehen und ſie ſogar, neugierig wie er von Natur war, in die Hand genommen und ſie von allen Seiten betrachtet; er war auch gegenwärtig geweſen, als man ſie mit Pulver und Blei lud und hatte jede Bewegung der ſie Ladenden mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit verfolgt; allein was nun aus dem „Dinge“ — Ding nannte er Alles, was er noch nicht kannte — werden ſolle, das wußte er nicht. Zufällig war es der Arzt, mit dem er auf ſeine Einladung ausgegangen war, welcher den erſten Schuß that, den er in ſeinem Leben hörte. Dieſer hatte hoch in dem Wipfel eines Eucalyptus einen ſehr ſchönen Papagey erblickt und wünſchte ihn für ſeine Sammlung zu haben. Kolbi ſah, wie er „das Ding“ von der Schulter nahm, hörte das kleine Geräuſch, welches durch das Aufſpannen des Hahns verurſacht wurde, ſah, wie der Arzt anlegte und zielte und erwartete zwar mit Neugierde, aber auch mit Ruhe, was nun kommen würde. Da — o wie ward ihm! — da knallte es plötzlich dicht neben ihm los, und zugleich mit dem gutgetroffenen Papagey ſtürzte der Arme zur Erde.

Der Arzt war über die doppelte Wirkung, die ſein Schuß gehabt hatte, ſehr erſchrocken; er warf das Gewehr weg und kniete neben Kolbi nieder, der mit feſtgeſchloſſenen Augen dalag und mit Händen und Füßen zappelte, als wäre er ſelbſt von dem tödtlichen Blei getroffen worden.

Vergebens redete der Arzt ihm zu, ohne alle Furcht zu ſein, indem ihm weder Schaden zugefügt worden ſei noch werden ſolle; er antwortete ihm nicht, ſondern zappelte mit ſeinen Extremitäten fort und ächzte mit noch immer geſchloſſenen Augen wie ein Sterbender.

Erſt nach langem Zureden gelang es dem ſelbſt durch den Vorfall erſchrockenen Arzte, ihn einigermaßen zu beruhigen und ihn dahin zu bringen, daß er ſich vom Boden erhob; dazu konnte er ihn aber nicht bewegen, daß er ihn noch ferner auf ſeiner Streiferei begleitete; Kolbi ergriff die Flucht, ſo wie er auf ſeinen Beinen ſtand, und lief zu William, um dieſem unter Thränen ſein Unglück zu klagen und ihn zu bitten, mit ihm die Flucht zu ergreifen; denn, ſagte er, er wolle keinen Verkehr mehr mit den „Donner-Leuten" haben.

Es wurde ſelbſt William ſehr ſchwer, ihn nur einigermaßen zu beruhigen, und ihn von der Flucht abzuhalten; dazu aber konnte er ihn nicht wieder bringen, nochmals ein Gewehr in die Hand zu nehmen; denn darin ſäße der böſe Geiſt, behauptete er.

Endlich, nachdem man ſich beinahe acht Tage auf der Inſel aufgehalten und ihr, auf den Wunſch Chamiſſo's, den Namen Rosmarien-Inſel gegeben hatte, — ſo nannte er ſie nach einer theuren Freundin, welche Roſa-

Maria hieß und ihm auch bereits in die Ewigkeit gefolgt iſt — ſchickte man ſich an, ſie zu verlaſſen und auf's neue mit dem „Rurik" die hohe See zu ſuchen.

William und Kolbi, die man natürlich mitnahm, packten von ihren wenigen Sachen ein, was ſie nur konnten, denn jetzt, wo ſie für immer von ihrer lieben Inſel ſcheiden ſollten, hatte Alles, was ſie dort beſaßen, einen doppelten Werth für ſie. Beſonders trug William Sorge dafür, in die Kiſte des Schiffszimmermanns Alles zu legen, was noch von den darin enthaltenen Sachen vorhanden war. Er hatte die Abſicht, wo möglich das Fehlende in Hamburg zu erſetzen und das Ganze dann den Erben ſeines verſtorbenen Freundes zuzuſtellen; daß dieſe in ſeiner Vaterſtadt lebten, wußte er und hoffte ſo, ſie auffinden und ihnen ihr rechtmäßiges Erbthum zuſtellen zu können. Wie werth und theuer mußte nicht für dieſe Leute jedes Stück ſein, das der arme Steffen einſt beſeſſen hatte.

Kaum werdet Ihr es glauben können, und doch war dem ſo: William vermochte ſich nicht ohne heißen Schmerz von ſeiner geliebten Inſel zu trennen, obſchon ihn das Wiederſehen der über alles geliebten Mutter, der theuren Heimath bevorſtand. Hatte er doch auf der Inſel manchen guten Tag, manche herzerhebende Stunde im Umgange mit ſeinem geliebten Kolbi verlebt; hatte er doch auf ihr Nahrung und Obdach gefunden und ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte üben und erkennen gelernt; der Gedanke an dieſes Alles erfüllte ihn zugleich mit Wehmuth und Dankbarkeit.

Am letzten Abende, als die Inſel früh am andern Mor=

gen verlaſſen werden ſollte, ergriff er die Hand ſeines Kolbi, um allein mit dieſem noch einen langen Spaziergang zu machen. Es war bereits kühl geworden und ſie konnten alſo raſch fortwandern. Himmel und Erde waren gleich ſchön: die untergehende Sonne ſpiegelte ſich im Meere ab; die Luft führte ihnen balſamiſche Düfte zu; die Gipfel der hohen Eucalypten waren noch mit dem Golde der ſcheidenden Sonne beſtreut; die Vögel ſangen ihr Abendlied in den Wipfeln; der Bach murmelte ſo traut; die hohen Gräſer bewegten ſich leiſe im ſanften Abendwinde und es war eine Stille und Feier in der Natur, die ihre Herzen unausſprechlich rührte.

Lange ſtanden beide Hand in Hand auf der Spitze des Hügels, an deſſen Abhange ihr Häuschen lag, das jetzt nur noch eine unförmliche Steinmaſſe mehr war, und ſchauten auf daſſelbe mit von Thränen feuchten Blicken hinab. Dann gingen ſie in den Garten, und zugleich mit Wehmuth und Liebe betrachteten ſie die Pflanzen, die ſo fröhlich darin wuchſen und von nun an ihre Pflege entbehren würden. Auch Kolbi war ſehr ſtill und augenſcheinlich bewegt; was er in dieſem Augenblick empfand, vermochte er nicht auszudrücken; aber auch in ſeinem dunklen Auge glänzte eine Thräne.

Williams Gefühle wallten endlich in einem Dankgebete über; er ſank auf ſeine Kniee nieder und dankte Gott aus der Fülle ſeines Herzens für alles Gute, was er von ſeiner Gnade empfangen hatte. Dann reichte er Kolbi die Hand, und Beide ſetzten ſchweigend ihre Wanderung fort, von der ſie erſt mit Anbruch der Nacht zurückkehrten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Früh am andern Morgen ging es an Bord des „Rurik's,“ an den man bereits am vorhergehenden Tage alle geſammelten Lebensmittel geſchafft hatte.

William und Kolbi waren die letztern in dem Zuge, der ſich unter fröhlichem Geplauder, unter Scherzen und Lachen dem Strande näherte. Da, als man bereits eine gute Strecke von der Hütte entfernt war, hörten unſere beiden Freunde plötzlich das ihnen ſo wohlbekannte: „Gieb Futter, Gieb Futter!“

„O, mein Gott!“ rief William, den Arm Kolbis loslaſſend und einige Schritte zurückgehend, „bald hätten wir unſern guten Freund hier vergeſſen! Wie würde mich das betrübt haben!“

Es dauerte keine Minute, ſo ſaß der ſchöne Lori ihm auf der Schulter; denn da er ihn nie neckte, wie Kolbi aus Muthwillen zuweilen that, hatte der Papagei eine ganz beſondere Vorliebe für ihn gefaßt.

„Komm,“ ſagte William, das glänzende Gefieder des ſchönen Thieres ſanft ſtreichelnd, „komm, Lori, Du ſollſt mit mir und, wenn Gott mir meine geliebte Mutter erhalten hat, ihr zur Freude, mir aber zur Erinnerung an dieſes rettende Eiland dienen; denn nie werde ich deine Stimme vernehmen, ohne an Alles erinnert zu werden, was ich hier erlebte.“

Der Vogel ſah ihn mit ſeineu klugen Augen ſo verſtändig an, als verſtünde er ſeine Worte, und auf dem

Wege zum Strande hörte er nicht auf, zu plaudern und zu pfeifen, denn auch das Letztere hatte er von ſeinen Erziehern gelernt.

Der Wind war günſtig; das Schiff lichtete, ſowie alle am Bord waren, die Anker; die Segel ſchwellten und der majeſtätiſche „Rurik" ſetzte ſich in Bewegung. Es dauerte nicht lange, ſo hatte man die geliebte Inſel aus dem Geſichte verloren.

Immer friſch ging es vorwärts, denn der „Rurik" war auf der Heimreiſe begriffen. Der Wind blieb lange günſtig; man lief in der Nacht vom 30. auf den 31. März in die Tafelbai, beim Vorgebirge der guten Hoffnung, ein und verweilte daſelbſt acht Tage, was unſerm William Gelegenheit gab, den Beſitzer des Conſtantia-Weinbergs, ſeinen guten Holländer, wieder aufzuſuchen, und ihm zugleich ſeinen auf der Reiſe und durch den erlittenen Schiffbruch erworbenen Freund Kolbi vorzuſtellen.

Dieſer treffliche Mann war ſo erfreut über das Wiederſehen Williams und hörte ſeiner intereſſanten Erzählung mit ſo großem Intereſſe zu, daß ſich unſer Freund ganz wie zu Hauſe bei ihm fühlte. Als es endlich an's Scheiden ging, umarmte der gute Holländer William faſt unter Thränen der Rührung und drückte ihm ein Päckchen mit den Worten in die Hand:

— „Nimm das zum Geſchenke von mir und möge es dir Segen bringen, mein Sohn! Wenn es dir in deiner Vaterſtadt wohl ergeht, dann gedenke auch zuweilen meiner!"

Er wandte ſich jetzt mit naſſem Auge von den beiden

Freunden ab und ging; auch William, minder ſein Kolbi, war tief gerührt.

Die fernere Reiſe war, bis auf einige wenige ſtürmiſche Tage, ſehr vom Glück begünſtigt und ich wüßte Euch, meine Geliebten, nicht eben viel Neues davon zu erzählen. Nur des Umſtandes muß ich noch erwähnen, daß der „Rurik" bei der Inſel St. Helena vor Anker ging und man alſo Gelegenheit hatte, den größeſten Mann des Jahrhunderts und einer der größeſten aller Zeiten, auf dieſer durch ihn ſo berühmt und bekannt gewordenen Inſel zu ſehen. Ich brauche Euch wohl kaum noch den Namen Napoleon Bonaparte zu nennen; denn Ihr werdet wiſſen, daß dieſer als Gefangener auf der Inſel St. Helena ſchmachtete und daſelbſt auch ſein thatenreiches Leben endete. Freilich ſah unſer William den großen Mann nur flüchtig auf einem Spazierritte, den er in Begleitung der ihn bewachenden Officiere machte; aber die Erinnerung an dieſe Begegnung blieb ihm für den Reſt ſeines Lebens eine höchſt angenehme.

Endlich lief der „Rurik", nach einer eben ſo ſchellen als glücklichen Fahrt, am 16. Juni des Jahres 1818 in den Hafen von Portsmuth in England ein, und ſchon am 18. gingen William und Kolbi in Begleitung ihres Freundes und Beſchützers, Adalbert von Chamiſſo, an das Land. Hier trennte dieſer ſich von Beiden, nachdem er großmüthig die Ueberfahrt für ſie auf einem eben nach Hamburg unter Segel gehenden Paquetboote bezahlt hatte. Der Abſchied war ſehr ſchmerzlich; denn ſowohl William als Kolbi hatten ihren Beſchützer von Herzen lieb gewonnen.

Er verſprach ihnen aber, falls er nach Hamburg kommen ſollte, ſie aufzuſuchen, und hat auch hierin Wort gehalten.

Wie ſchlug William das Herz, als er nach einer eben ſo ſchnellen als glücklichen Fahrt und nach einer Abweſenheit von faſt vier Jahren, die Thürme ſeiner Vaterſtadt und endlich den mit Schiffen angefüllten Hafen derſelben wieder erblickte!

Tauſend Fragen drängten ſich ihm auf, worunter die: ob er ſeine geliebte Mutter auch noch wieder finden würde? ob der Gram um ihn ſie nicht vielleicht gar getödtet habe? ſein Herz zu ängſtlichen Schlägen bewegte.

Endlich konnte er aus der leichten Barke an's Land ſpringen; Kolbi folgte ihm. Dieſer, dem Alles neu war, wollte jeden Augenblick ſtehen bleiben und bald über Dieſes, bald über Jenes Auskunft von ihm haben; allein er war nicht im Stande, ihm die gewünſchten Erklärungen zu geben, ſondern eilte raſtlos vorwärts, bis er bei der niedern Wohnung anlangte, in der er ſeine Mutter verlaſſen hatte.

Eine ihm völlig fremde Frau ſtand vor der Kellertreppe, und faſt athemlos vor banger Furcht fragte er nach ſeiner Mutter. Die Frau, welche erſt vor Kurzem eingezogen war, wußte ihm keine Auskunft zu geben, und ſchon wollte ſich Verzweiflung ſeiner Seele bemächtigen — denn er glaubte die gute Mutter todt — als ſich die Thür des dem Keller gegenüberliegenden Hauſes öffnete und ein ihm gleich auf den erſten Blick wohlbekanntes Geſicht aus derſelben neugierig auf Kolbi ſchaute; dieſer erregte durch ſein ungewöhnliches Aeußere natürlich die Aufmerkſamkeit aller ihnen Begegnenden.

— „Fritz! Fritz!“ rief William mit lauter Stimme und ſtürzte auf ſeinen Jugendgeſpielen und Schulgenoſſen zu. Dieſer erkannte ihn nicht ſogleich. William war ſeit ihrer Trennung um vier Jahre älter geworden und von der ſüdlichen Sonne ſo gebräunt, daß er weit eher einem Mulatten, als einem Europäer ähnlich ſah.

— „Erkennſt du mich denn nicht mehr, Fritz?“ fragte ihn William mit traurigem Tone; „erkennſt du deinen Freund William Robinſon nicht mehr?“ fügte er hinzu.

— „Mein Gott! Du?“ rief dieſer jetzt, indem er ihm in die Arme ſtürzte. „Du lebſt, William? Wie wird ſich deine Mutter freuen, die dich als todt beweinte!“

— „So lebt ſie doch noch?“ rief William, und ein Strom von Freudenthränen ſchoß ihm über die Wangen. „O Gott, mein guter gnädiger Gott, wie danke ich Dir!“ ſagte er, die Hände zum Himmel emporſtreckend. Viel hätte nicht gefehlt, ſo wäre er auf der offenen Gaſſe auf ſeine Kniee niedergeſunken, um ſeinem himmliſchen Vater für die ihm erzeigte große Gnade zu danken.

— „O, führe mich zu meiner Mutter!“ rief er dann, die beiden Hände ſeines Jugendfreundes erfaſſend, „führe mich auf der Stelle zu ihr: mein Herz droht vor Sehnſucht nach der Geliebten zu zerſpringen!“

— „Gemach, mein Freund,“ antwortete ihm der beſonnene Freund; „Du darfſt ſo unerwartet nicht zu ihr eintreten: Die Ueberraſchung könnte ſie vielleicht gar tödten. Tritt erſt in unſer Haus und warte, bis ich zurückkomme. Sie wohnt da drüben, in dem großen Fruchtlager; ich gehe zu ihr, um ſie vorſichtig auf die Freude vorzubereiten,

die ihrer harrt; denn ſonſt könnte leicht aus dem Glück ein Unglück entſtehen."

William fand das, was Fritz ſagte, vernünftig und trat mit ſeinem Kolbi in das Haus, während Fritz zu der Frau Robinſon hinüberſprang, um ſie vorzubereiten. Er machte ſeine Sache ſehr geſchickt. Erſt ſagte er ihr, daß man glaube, das ſchöne Schiff, die „Hoffnung", ſei doch nicht untergegangen, wie man so lange gewähnt; dann ging er weiter und immer weiter und endlich trat er mit der vollen, glücklichen Wahrheit hervor. Trotz der gebrauchten Vorſicht war die zärtliche Mutter doch faſt einer Ohnmacht nahe, als er ihr die Verſicherung gab, daß ihr William lebe und nur wenige Schritte von ihr entfernt, in ſeinem Hauſe ſei. Als ſie ſich einigermaßen von ihrem freudigen Schrecken erholt hatte, ließ ſie ſich nicht länger halten; ſie ſtürzte fort, dem Hauſe von Fritzens Eltern zu und lag, halb todt vor Uebermaaß an Freude, in den Armen des ſo lange als todt beweinten Sohnes.

Welche Feder wäre wohl im Stande, dieſes Wiederſehen zu ſchildern? Die meine iſt zu ſchwach dazu und ich muß es Euch, meine Geliebten, überlaſſen, Euch ſelbſt alle die nun folgenden rührenden Scenen auszumalen.

Als der erſte Sturm der Empfindung ſich in Etwas gelegt hatte, ergriff William die Hand ſeines Kolbi und führte ihn mit den Worten zu ſeiner Mutter:

— „Umarme auch ihn und nenne ihn deinen zweiten Sohn, denn er iſt mein liebſter Freund, mein Bruder und nach dir mir der liebſte auf der Welt."

— „Ja, er ſoll auch mein Sohn ſein," verſetzte die Mutter und umarmte bei dieſen Worten den tiefgerührten Kolbi, der die Mutter ſeines Williams auch ſchon lieb gewonnen hatte.

Dann ging's an's Erzählen und Ihr könnt Euch vorſtellen, wie intereſſant der Frau Robinſon jedes Wort war, das ihr geliebter Sohn zu ihr redete. Faſt bis um Mitternacht dauerten die Mittheilungen Williams, und ſelbſt da konnte man noch nicht einſchlafen.

Etwa zehn Jahre nach dieſen glücklichen Vorfällen ſprach man ſehr viel in der Stadt von dem reichen Kaufmann Herrn William Robinſon, von dem man behauptete, daß ihm alle ſeine Speculationen über Erwartung glückten. Als Compagnon war ein Eingeborener Auſtraliens, der die heilige Taufe erhalten und den Namen Williams in derſelben angenommen hatte, in die Handlung aufgenommen worden und er zeichnete ſich durch Geſchicklichkeit und Fleiß eben ſo ſehr aus, als durch ſein liebreiches Weſen und ſeine Wohlthätigkeit.

Die Sache hing ſo zuſammen:

Als William einige Tage nach ſeiner Rückkehr ſeine Sachen vom Bord des Paquetboots geholt hatte — auch den Lori vergaß er nicht — fiel ihm das Päckchen in die Hände, das der gute Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung ihm beim Abſchiede in die Hand gedrückt hatte, und das bis dahin uneröffnet geblieben war. Jetzt öffnete er es und fand, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, eine Rolle blanker Louis'dors, fünfzig an der Zahl, darin.

Zitternd vor Freude brachte er der Mutter ſeinen Schatz und erzählte ihr zugleich, wie er dazu gekommen.

— „Das Geld," ſagte die fromme und verſtändige Mutter, „mußt Du im Handel anlegen: es wird dir Segen bringen, da du es durch deine Rechtſchaffenheit erwarbſt. Meine Lage in dieſem Hauſe iſt zwar nicht glänzend, aber Herr Berger behandelt mich anſtändig und hat Vertrauen zu mir; ſo kann ich es ſchon noch eine Weile bei ihm aushalten; ſegnet aber Gott deine Geſchäfte, dann ziehe ich zu dir."

Und Gott ſegnete das Geſchäft des guten, redlichen Williams. Schon nach einem Jahre hatte ſich ſein kleines Kapital verdoppelt, und, wie ſchon angedeutet worden, nach etwa zehn Jahren war er ein reicher, reicher Mann, hatte ein großes Haus, eine liebenswürdige tugendhafte Frau und ein Häuflein hoffnungsvoller Kinder.

Die Mutter und ſein Kolbi, der indeß von geſchickten Lehrern unterrichtet worden war, wohnten bei ihm und letzterer war ſogar ſein Compagnon geworden.

Oft, wenn die Freunde in traulichen Geſprächen ihrer Vergangenheit und wunderbaren Lebensſchickſale gedachten, ſagte William:

— „Erinnerſt du dich noch, Kolbi" ſo nannte er ihn noch immer, wenn ſie allein waren — „was ich dir bei Gelegenheit der Zerſtörung unſerer Hütte durch die Feinde deines Stammes ſagte: daß Gott es oft dann am beſten mit uns meint, wenn er uns Trübſal ſendet?"

— „Wohl erinnere ich mich deiner Worte," verſetzte Kolbi, „und habe derſelben ſehr oft gedenken müſſen. Hätten

die Feinde unſere Hütte nicht zerſtört, ſo würden wir vielleicht nicht an den Strand gegangen ſein, um Bretter zu ſuchen: der „Rurik" wäre wahrſcheinlich an der Inſel vorübergeſegelt, ohne ſie zu beſuchen, und wir ſäßen jetzt wohl noch auf derſelben. Gelobt ſei Gott, der gnädige, allweiſe Gott, der ſeine Menſchen ſegnet, indem er ſie zu prüfen ſcheint."

Digitized by Google

In der Verlagshandlung von J. Engelmann in Heidelberg ſind auch folgende

Unterhaltungs- und Jugendſchriften ꝛc.

erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu den beigeſetzten Preiſen zu haben.

Beck, Dr. (Schuldirektor in Neuwied), Geſchichten, Sagen und Naturgemälde des Rheins, aus dem Munde deutſcher, beſonders rheiniſcher Dichter. Ein Erinnerungsbuch für Fremde und Einheimiſche ſowie auch für Gedächtniß- und Vortragsübungen in und außer der Schule. Mit der Anſicht von Rheinſtein. 12. Broſch. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

Der Herausgeber dieſer eben ſo vollſtändigen als zweckmäßigen Sammlung hat ſich nicht blos auf die Geſchichte beſchränkt, ſondern auch, woran das Rheinland ſo reich iſt, ſeine Sagen berückſichtigt, und endlich dem weitgeprieſenen Rheinwein zu Ehren, eine Reihe Rheinweinlieder beigefügt.

Engelmann, Dr. J. B., Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Mit einem Kupfer. In allegoriſchem Umſchlage. geb. 1 fl. 24 kr. od. 22 gr.

Dieſer herrliche Kranz iſt aus den ſchönſten Blumen, welche die Muſe der Religion und des Gefühls ſpendet, gewunden — aus den erwählteſten, die ihre geweihte Sänger: Klopſtock, Cramer, Gellert, Caroline, Rudolphi, Herder, Novalis, Jacobi, Krummacher, Seume, Haller, Koſegarten, Pfeffel, Julie, Veillodter, Bürger, Hölty, Matthiſſon und mehrere, auf den Altar des Heiligen, Guten und Wahren niederlegen. — In den Betrachtungen über Gott, Jeſus, Tod und Unſterblichkeit, in den Troſtgeſängen bei den Gräbern unſerer Lieben, in den Morgen- und Abendliedern, und andern vermiſchten Inhalts, wird das fromme Gemüth Erhebung zur Andacht, Beruhigung im Leiden und Kraft zum heitern Fortſchreiten auf der Prüfungsbahn dieſes Lebens finden — und ſo wird dieſes Buch jedem Familienkreiſe und jedem Einzelnen, der ein ſolches zu haben wünſcht, ein willkommener Begleiter ſein.

Geib, Karl, die Volksſagen der Rheinlande. In Romanzen und Balladen. Mit 22 Kupfern. 8. 1. Band 1828. In ſchönem Einbande 3 fl. oder 2 Thlr.

Deren 2. Band. In Romanzen, Balladen und poetiſchen Erzählungen. Mit 21 Kupfern 1836. Geſchmackvoller Einband in Catton-Taffent. 3 fl. od. 2 Thlr.

Jeder Band wird beſonders gegeben. Beide Bände zuſammen genommen koſten 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr. 12 gr.

Die in dieſen beiden Bänden enthaltenen Sagen in poetiſchem Gewande ſind bereits, dem größern Theile nach, in dem Taſchenbuch Cornelia 1824 und folgende Jahrgänge abgedruckt.

Aufgefordert durch den allgemeinen Beifall, den dieſe Dichtungen erhielten, und durch die Wünſche vieler Freunde und Bewunderer des Rheins, haben wir uns entſchloſſen, eine beſondere, elegant ausgeſtattete Sammlung derſelben herauszugeben, die ſich auch darum zu Geſchenken der Freundſchaft und

Liebe ganz beſonders eignet. Außer den zu den Sagen gehörigen ſchönen Kupfern und Stahlſtichen, enthält der 1. Band noch ein neues, vortreffliches Titelkupfer.

Haug, Fr., Fabeln für Jung und Alt. In ſechs Büchern. 16. br. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

Die Fabel iſt in neueren Zeiten wenig, oder vielmehr gar nicht cultivirt worden. Fr. Haug verſuchte ſich vor einigen Jahren in dieſem Fache. Er fand Beifall, und ſendete nun, ermuthigt, jenen dreihundert Fabeln zweihundert weitere nach. Sie ſind nicht der Jugend allein, auch dem Alter geweiht, und großentheils berühmten Dichtern anderer Nationen frei nachgebildet.

Helwig, Amalie v., geb. v. Imhoff. Die Sage vom Wolfsbrunnen, Mährchen. 2. Aufl. Mit 1 Kupf. 8. Broſch 1 fl. oder 16 gr. Ausgabe mit 5 Kupfern, elegant geb. in Futteral, 2 fl. od 1 Thlr. 8 gr.

Reinhardt, Lina. Feſtgabe in zehn neuen dramatiſchen Spielen für die deutſche Jugend. 12. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 gr.

Die Kinderſchauſpiele der vortrefflichen Lina Reinhardt haben in dem Kreiſe, für den ſie zunächſt beſtimmt ſind, ſo wie bei Erwachſenen ſo viel Beifall gefunden — zwei Ausgaben mußten in kurzer Zeit veranſtaltet werden — daß ich mich gern entſchloß, eine neue Sammlnng der Art aus der beliebten und belobten Feder dieſer Schriftſtellerin zu bringen. Heiterkeit, Friſchheit und Neuheit zeichnen dieſe kleinen Dramen vor allen andern der Art vortheilhaft aus. Zum beſondern Verdienſte gereicht es der Verfaſſerin, daß ſie bei allen dieſen Stücken immer eine ſtreng moraliſche Tendenz vor Augen hatte, ſo daß ſie nicht nur erheitern und erfreuen, ſondern zugleich auch bilden und belehren.

— — Neues Kindertheater, der heranwachſenden Jugend beſtimmt. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 gr.

Auch dieſe Sammlung ſchließt ſich würdig an die früheren derſelben Verfaſſerin an. Nicht die Abſicht, aus Kindern Bühnenkünſtler oder nach Lob begierige Declamatoren zu bilden, hat die Herausgabe dieſes „neuen Kindertheaters" veranlaßt, ſondern die von den ausgezeichnetſten Pädagogen anerkannte Erwägung, daß die dramatiſche Darſtellung vorzüglich geeignet iſt, Eindruck auf das jugendliche Gemüth zu machen, und recht angewendet, in der Form des Spiels dem Saamen des Guten einen gedeihlichen Boden bereiten kann.

— — Noth und Rettung am Lebensmorgen. Sechs Erzählungen für die reifende Jugend. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr. 2 gr.

Die ſtreng religiös-moraliſche Tendenz aller Schriften der Verfaſſerin zeichnet auch dieſe Erzählungen für die reifere Jugend aus. Glückliche Wahl der behandelten Gegenſtände, anziehende Darſtellung und eine blühende Sprache haben dem Büchlein ſchon viele Freunde verſchafft, und mit dem größten Rechte iſt es allen Vätern und Müttern zu empfehlen, die ihren Kindern eine anziehende und doch gediegene, wahrhaft Geiſt und Herz bildende Lectüre verſchaffen wollen.

Schoppe, A., geb. Weiſe. Elegantes Geſchenk zur Feſt-, Namens- und Geburtstagsfeier. Zugleich ein Geſchenk- und Erinnerungsbüchlein für Reiſende am Rhein-, Main-, Moſel- und Nekarſtrande.

Enthaltend 60 Stahl- und Kupferſtiche zu den ſchönſten Volksſagen. 26 Porträts berühmter und intereſſanter Perſonen und 26 Genre-Bilder, im Ganzen 112 Stahl- und Kupferſtiche, mit den dazu gehörenden Sagen und Beſchreibungen. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr. 12 gr.

Schoppe, A., Chriſtliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geſchlechts. 12. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

In einer Zeit, wo ſo viele darauf hinarbeiten, ſowohl die chriſtliche Lehre, als Geſinnung zu untergraben, durften dieſe Erzählungen aus der Feder einer Amalie Schoppe geb. Weiſe, gewiß vielen höchſt willkommen ſein. Wie hoch ſie den wahren Chriſtenſinn hält, wenn er ſich nicht blos in Worten, ſondern in Werken zeigt, thun dieſe trefflichen Erzählungen dar, deren jede ein Spruch der Bergpredigt zum Grunde gelegt und als Motto vorangeſtellt iſt. Ueber den Beruf der Verfaſſerin zu Schriften der Art noch etwas ſagen zu wollen, wäre höchſt überflüſſig, da 140 Bände von ihr, mit gleicher Gunſt vom Publikum aufgenommen, wohl zur Genüge für ihr Talent ſprechen. Familien, die es wahrhaft gut mit ihren Kindern meinen, empfehlen wir mit vollſter Ueberzeugung dieſe ausgezeichnet chriſtlich-moraliſchen Erzählungen.

— — Erſte Nahrung für Geiſt und Herz. Elementar-, Lehr- und Leſebuch zur Unterhaltung und zum ſtufenweißen Unterricht der Kinder vom ſechsten Jahre an. Frei nach dem Engliſchen der Early Lessons, von M. Edgeworth für die deutſche Jugend bearbeitet. 4. Bdch. 8. Gebunden. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr. 4 gr.

Dieſe vortrefflichen in ihrer Art einzigen Werke, welche im Original zehn Auflagen erlebten, ſind hier zuerſt dem deutſchen Publikum in einer freien Bearbeitung aus der Feder einer allgemein bekannten und mit Recht beliebten Jugendſchriftſtellerin dargeboten. Was man davon zu fordern berechtigt iſt, ſprechen die Titel vollſtändig aus; der Verleger aber glaubt in dieſen Werken einem lang- und tiefgefühlten Bedürfniſſe abgeholfen zu haben, indem er der deutſchen Jugend Leſebücher bietet, wie ſie ſie bisher in ſolcher Gediegenheit noch nicht beſaß. Tiefer, aber immer milder Ernſt bei der Erziehung wechſelt mit der geiſtreichſten und angenehmſten Unterhaltung ab. Unabläſſig wird auf Geiſt und Gemüth, ſowie auf zweckmäßige Belehrung hingewirkt, und beſonders auch erhalten ſinnige und ſorgfältige Eltern und Erzieher hier Winke, ſowohl beim Unterricht, als bei der Menſchenbildung, die ſie gewiß mit Dank und Achtung aufnehmen werden. Die hier gegebenen Bände bilden einen wahren und vollſtändigen Haus- und Familien-Schatz, der auch in unſerm Vaterlande diejenige ehrenvolle Anerkennung finden wird, die dieſe Werke bei unſern überſeeiſchen Nachbarn in ſo reichlichem Maaße fand, wo man ſie faſt in jeder gebildeten, für das Wohl ihrer Kinder wahrhaft beſorgten Familie antrifft.

Damenbibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wiſſens. Einheimiſchen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des ſchönen Geſchlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath A. Schreiber. 16 Bändchen. 8. broſch. 9 fl. 36 kr. od. 6 Thlr. 8 gr.

Die Aufnahme, welche die Damenbibliothek gefunden, war aufmunternd für den Herausgeber und Verleger, und unbefangene Leſer haben anerkannt, daß die Tendenz dieſer Bibliothek nie aus den Augen gelaſſen worden, und

viele der darin enthaltenen Aufſätze einen nicht blos vorübergehenden Werth haben. Der in mancher Hinſicht merkwürdige Chineſiſche Roman: Die beiden Muhmen, wurden unverſtümmelt und in einer gediegenen Ueberſetzung gegeben; die geiſtreichen Bemerkungen der Frau von Minutoli über Egypten, die Notizen über das franzöſiſche Ritterthum, das Gemälde des franzöſiſchen Hofes im achtzehnten Jahrhundert, die Geſchichte des Marquis von Poſa, die mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Novellen des Herausgebers, die Erzählungen von Caroline Stille, Amalie Schoppe, die Beiträge von Alednog, Geib, Haug, Ingemann Saldagno ꝛc. ꝛc. würden jeder ähnlichen Sammlung Ehre machen, und man darf überhaupt von den meiſten Aufſätzen der Damen-Bibliothek rühmen, daß ſie auch bei wiederholter Lektüre noch ein friſches lebhaftes Intereſſe gewähren. Dazu kommt die elegante äußere Ausſtattung, und der geringe Preis, der in der That genau erwogen und verglichen, ebenſo billig iſt, als der der berufenen Zwigroſchen-Ausgaben, nur daß hier für 36 kr. auf einmal geboten wird, was dort in kleinen Gaben erſcheint.

Schreiber, A., Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. Zweite ſehr vermehrte Auflage. Broſch. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr. — Derſelben 2tr. Bd. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

Dieſe anziehenden Sagen ſind in der einfachen ſchmuckloſen Sprache erzählt — der einzig wahren für ſolche geſchichtlichen Traditionen — deren der Herr Verfaſſer wie des höhern Styls ſo mächtig iſt. Ein zweites Bändchen — längſt erwartet und gewünſcht, aber verſpätet durch andere literariſchen Arbeiten des Herrn Verfaſſers — iſt im Manuſcript vollendet und wird demnächſt erſcheinen.

Die franzöſiſche Ausgabe mit 32 Kupfern, gezeichnet und geſtochen von den beſten Meiſtern. 2te Auflage. Geb. in Futteral 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr. 4 gr.

Der zweite Band allein, ſchön geb., mit 17 Kupfern 3 fl. oder 2 Thlr.

Die engliſche Ausgabe mit 33 Kupfern 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr. 4 gr.

Dieſelbe ohne Kupfer 1 fl. 40 kr. od. 1 Thlr. 4 gr.

Stille, Caroline, Moraliſche Erzählungen für die gebildete Jugend. Nach Miß Edgeworth frei bearbeitet. 12. Aufl. Velinpapier broſch. 1 fl. od. 16 gr.

Die zu London in zwei Theilen erſchienenen Tales by Maria Edgeworth, mit ſo ausgezeichnetem Beifall aufgenommen, daß ſie bereits die 10. Auflage erlebt haben, ſind hier von der geachteten Schriftſtellerin Caroline Stille, für die deutſche, vorzugsweiſe die weibliche Leſewelt bearbeitet.

Durch das Anziehende der treu aufgefaßten und geiſtvoll wiedergegebenen Darſtellungen aus dem Leben, verdient das Werk die Anerkennung, deren es ſich in ſeinem Vaterlande zu erfreuen hat, in eben ſo hohem Grade, als durch die reinſittlichen Andeutungen, welche ſich durch das Ganze verflechten.

Thieme, M. Kleiner deutſcher Ehrentempel, oder das Leben berühmter Deutſchen neuerer Zeit. Zur Unterhaltung, Nacheiferung und Erweckung der Vaterlandsliebe für Jung und Alt. Mit einem Titelkupfer. 8. broſch. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Cornelia. Taſchenbuch für deutſche Frauen, begründet von A. Schreiber, für das Jahr 1843, fortgeſetzt von Amalie Schoppe, geb. Weiſe. Mit 7 Stahlſtichen. 28ter Jahrgang. Zweite Folge 2ter Jahrgang.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H Heinrich
Digitized by Google